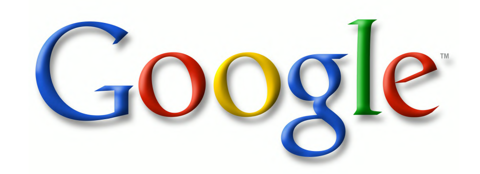
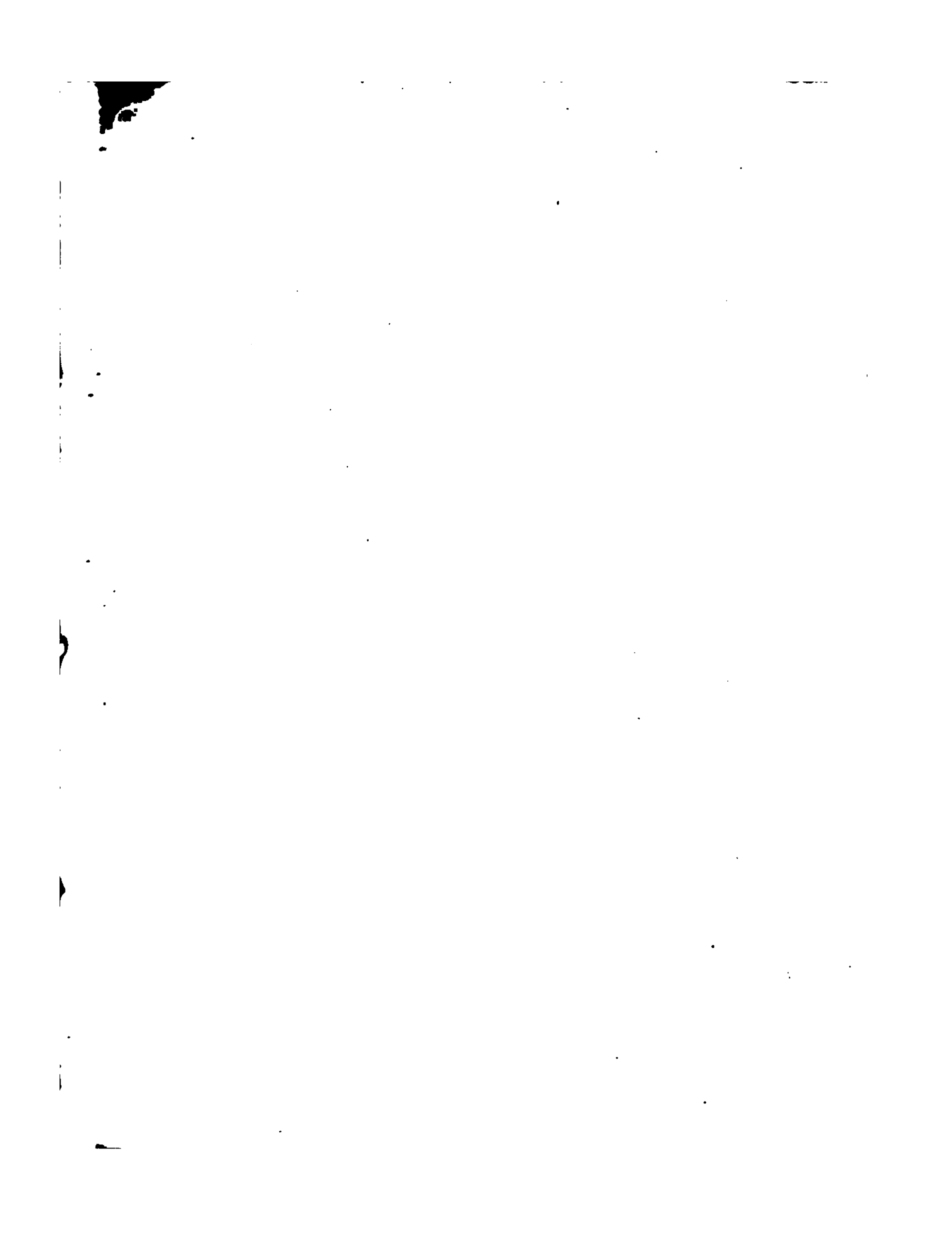





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



J. G. Seume's

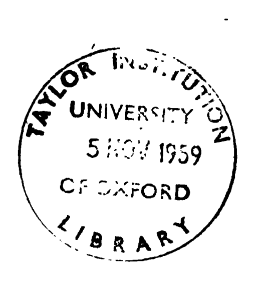
sämmtliche Werke.

Vierte rechtmäßige Gesammtausgabe

in acht Bänden.

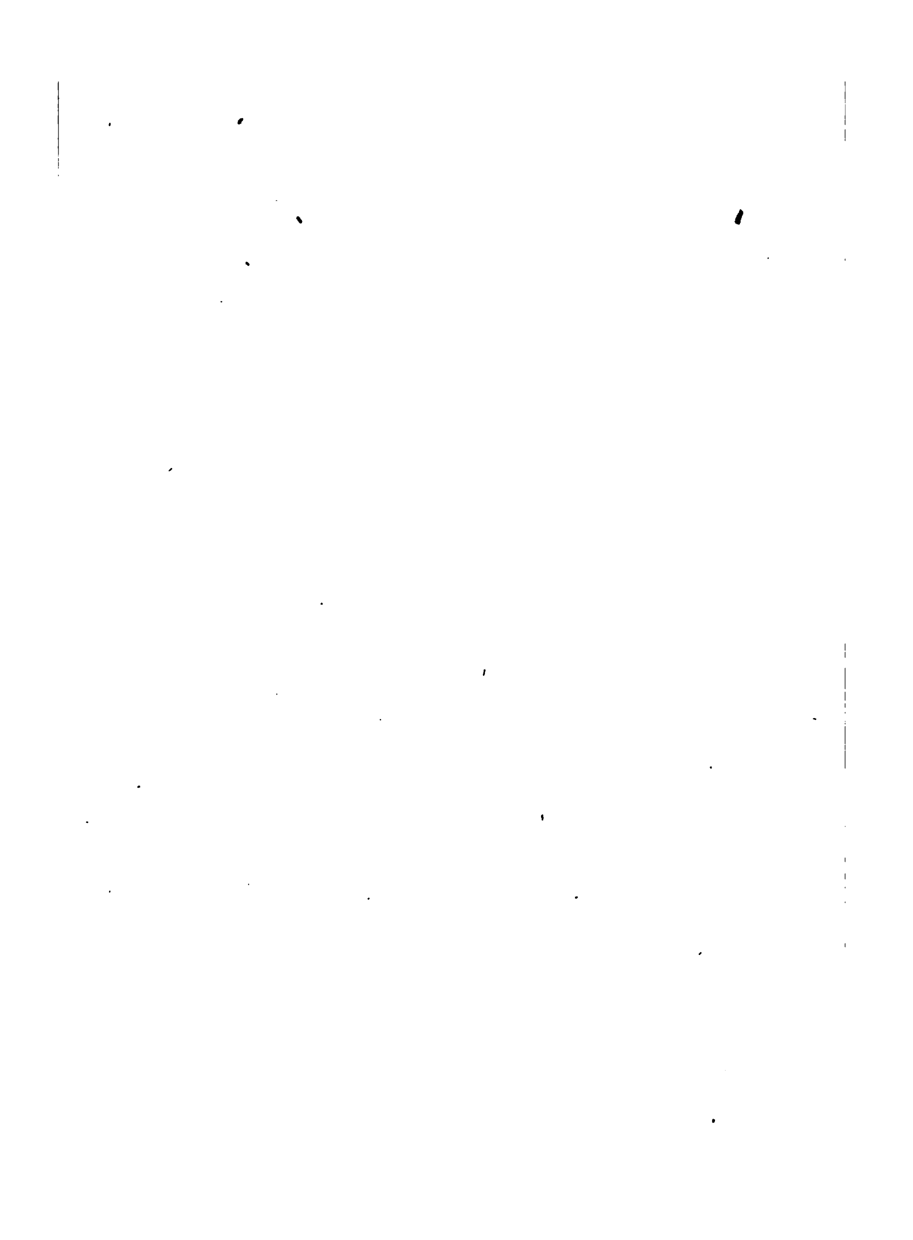
Fünfter Band.

Leipzig,
Joh. Friedr. Hartknoch.
1839.



TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
5 NOV 1959
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt des fünften Bandes.

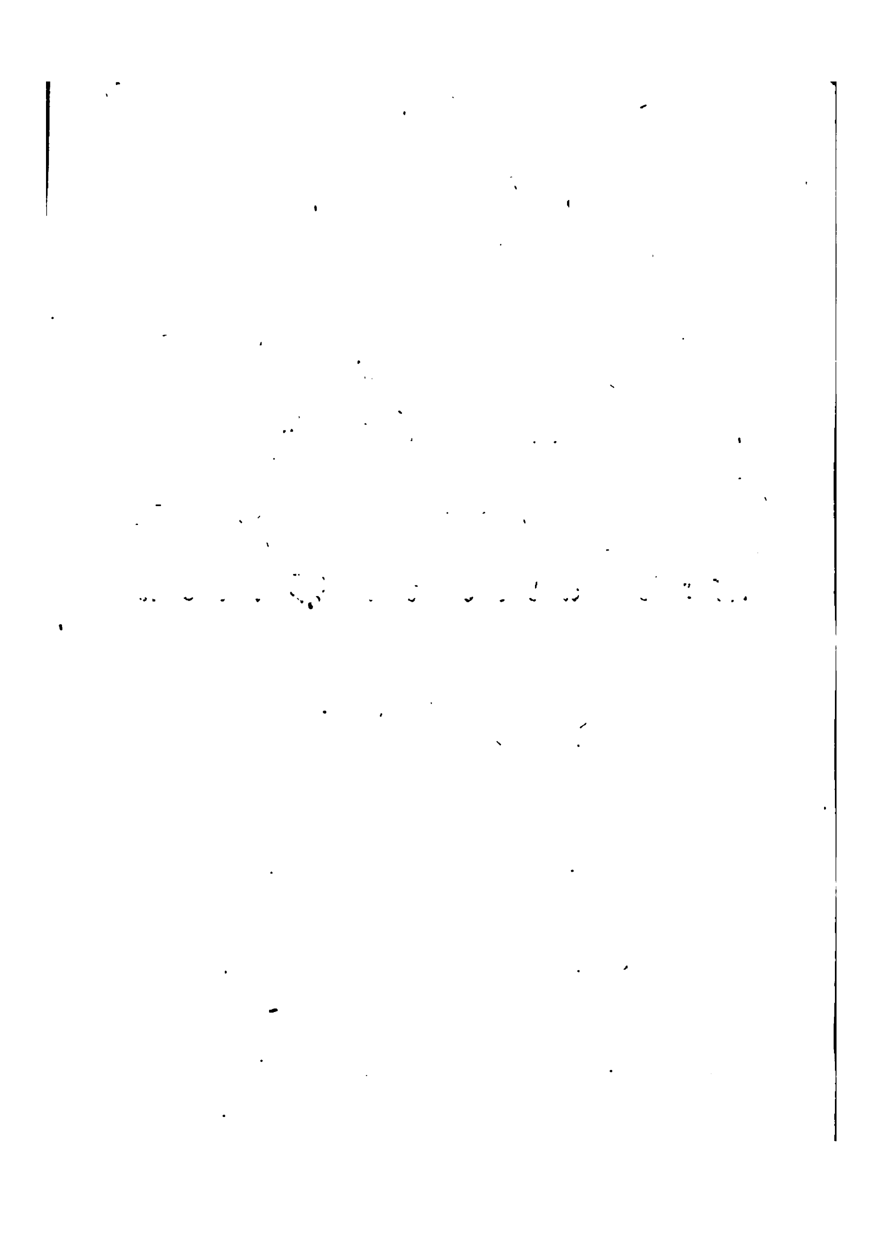


Einige Nachrichten

über die

Vorfälle in Polen

im Jahre 1794.



Dem Herrn Grafen

von Hohenthal

auf Knauthain, Städteln, Lauer rc.

aus wahrer Dankbarkeit

gewidmet.

Verehrungswürdiger Wohlthäter!

Es war einer der schönsten Tage meines Lebens, als ein rechtschaffener Mann mich Ihnen einst mit den Worten empfahl: „Er ist ein Knabe guter Art; der Segen seines Vaters ruhet auf ihm.“ Seine Empfehlung galt; und noch jetzt thut dem Kriegsmanne die Erinnerung im Herzen so wohl, als sie dem Jünglinge oft am Grabe seines Vaters that.

Ich bin stolz, Ihnen hier öffentlich die Größe meiner Verbindlichkeiten zu wiederholen. Ihnen kann es gleichgültig seyn, ob Jemand vom Publikum weiß, was ich Ihnen schuldig bin; aber mir nicht: denn dieses ist die einzige Art, in welcher Sie Zahlung annehmen und ich einigermaßen leisten kann. Das Opfer ist klein; ich wäre aber sehr unglücklich, wenn Sie, oder meine ästhetischen Beurtheiler seinen Werth nach dem Volumen seines Inhalts nehmen sollten. Auf alle Fälle hoffe ich, sei auch des

1 *

Geistes noch so wenig darin, daß es der Stempel eines guten, philanthropischen Herzens bezeichnet. Wenn irgend eine gute Seele bei einer gutgedachten und gutgesprochenen Stelle mir mit einer leisen Empfindung des Dankes lohnen sollte, so übergebe ich Ihnen den Zoll, den ich durch Ihre Güte zu empfangen in den Stand gesetzt wurde.

So veränderlich auch meine Lage war und werden mag, so wird doch meine Dankbarkeit unter jeder Gestalt beständig die nämliche bleiben.

Leipzig, 1796.

J. G. Seume.

Vorbericht.

„Wer Wahrheit sucht, muß kein Vaterland haben!“ sagt irgend ein Bemerker der Menschen. Kein Mann von Sinn wird in Versuchung kommen, diese Aeußerung wörtlich zu nehmen. Sie will bloß sagen, der Wahrheitsforscher in jeder Rücksicht müsse von äußern Verhältnissen, die ihm Parteilichkeit einflößen könnten, abstrahiren, und ohne Leidenschaft die Dinge, wie sie sind, betrachten und darstellen. Ich glaube, in folgendem Aufsatze dieses befolgt zu haben, welches mir um so leichter ward, da wirklich jede Heftigkeit und Einseitigkeit des Parteigeistes außer meinem Charakter liegt. Freilich darf ich wohl schwerlich hoffen, durch meinen Beitrag zur Geschichte den warmen Beifall irgend einer Partei zu erhalten; es ist dieses aber auch nicht meine Absicht. Wenn der künftige pragmatische Geschichtsforscher aus demselben nur einige Belege für Wahrheit ziehen kann, so ist die Bekanntmachung dieser Blätter gewiß nicht ohne Nutzen. Diese Form habe ich beibehalten, weil es wirklich die ursprüngliche war, ob ich gleich damals noch nicht an den Druck dachte.

Die Gründe, welche mich zur Bekanntmachung bestimmten, will ich offenherzig ganz kurz angeben.

Erstlich wünschte ich meinem erschlagenen Freunde, dem Major Igelström, nach meinem Vermögen ein Todtenopfer zu bringen; zweitens meinem ehemaligen Wohlthäter öffentlich die Gefühle meines warmen Dankes auszudrücken; und sodann glaubte ich mehrern guten harmonirenden Seelen nicht ohne wohlthätige Theilnahme meine Empfindungen über verschiedene Gegenstände sagen zu können. Ich erwähne nicht der Aufmunterung mehrerer Freunde, die vielleicht aus wahrer Anhänglichkeit für den Verfasser mehr äußerten, als der strengere Aesthetiker vertheidigen kann.

Ueber die Gedichte darf ich nichts sagen, wenn sie nicht ihre eigene Apologie sind. Erinnerungen von kompetenten Kritikern sind mir billig so willkommen, als sie einem Manne von Bescheidenheit, der selbst nichts weniger als Literator ist, und der seine Mängel sowohl, als sein etwaniges Gute zu fühlen gewohnt ist, irgend nur seyn können. Inkompetente sollten zur Ehre unserer Philosophie und unsers Geschmacks billig nicht Richter über irgend ein Werk seyn. Es ist die Gewohnheit auch unserer besten Kritiker, zuweilen durch ganz lieblose Ironien und bittere Seitenhiebe ihren Mann zu mißhandeln. Der Kritiker ist Richter; dem Richter geziemt Würde; und desto mehr Würde, je mehr der Delinquent Verdammung verdient. Bloße Darstellung des Fehlerhaften, Geschmacklosen, Lächerlichen und Unsinnigen ist gewiß hinreichend, und läßt den Leser weit heller sehen, als die angelegte Momusmaske. Kein gutmüthiger Kritiker wird den Leser auf Kosten eines armen Schächers belustigen. Der schlechte Skribent ist schon hinlänglich durch die Verachtung des Publikums und die Sar-

kasmen jedes witzigen Individuums bestraft. Ich hoffe Verzeihung wegen dieser Expektoration, und gebe sie jedem Edeldenkenden zur Beherzigung. Freilich, freilich ist es schwer, unter der Sündfluth von schlechten Produkten beständig ernsthaft zu bleiben; aber es ist überhaupt auch schwer, Kritiker zu seyn.

Der Verfasser.

Amicus Plato, amicus Socrates; sed magis amica veritas.

Sie verlangen von mir, lieber Freund, eine richtige Beschreibung der letzten, sehr wichtigen Vorfälle dieses Jahres in Polen, und erwarten in derselben etwas sehr Authentisches und Vollständiges; weil ich, wie Sie sagen, selbst Augenzeuge und einigermaßen Mithandler gewesen sei. Bedenken Sie aber — denn Sie kennen ja meinen Charakter in dieser und mehrern andern Rücksichten ziemlich — daß ich bei meiner Sorglosigkeit in Ansehung aller Dinge, die nicht strikt zu meiner Pflicht gehören, gar nicht sehr zum genauen Bemerker, und also ebensowenig zum Geschichtsschreiber geschickt bin, und daß ein Subaltern im Militär und Civil nur sehr wenig sehen, also nur sehr wenig selbst beurtheilen und verbürgen kann! Indessen, da die Sache doch für jeden Menschenbeobachter wichtiges Interesse haben muß, und jeder der öffentlichen und Privaterzähler vielleicht seinen eigenen persönlichen Gesichtspunkt hat, so will ich, Ihren Wunsch zu erfüllen, so viel mir im Ganzen bekannt ist, Ihnen mittheilen; und Sie können sich gewiß darauf verlassen, daß ich Ihnen nichts vortragen werde, wovon ich nicht entweder selbst Augenzeuge war, oder wofür ich nicht sonst gültige Bürgschaft habe. Seit langer Zeit kennen Sie meine Aufrichtigkeit, Unpartheilichkeit und feste Wahrheitsliebe; Sie wissen, daß

ich ohne alle Rücksicht immer mein Urtheil sage, auch wenn ich mir wohl Nachtheil und Gefahr dadurch erwerbe. Ich bin ein ehrlicher Mann, der ohne Vorurtheile zu sehen glaubt, der seinen Satz hält, so lange er ihm Wahrheit ist, und gern den Irrthum verläßt, sobald ihn eine bessere Ueberzeugung führt. Mäßigkeit und Mäßigung sind der Charakter des vernünftigen Mannes im Physischen und Moralischen; und ich hoffe, Sie sollen ihn in meinen Schilderungen nicht vermissen.

Der letzte Nationalaufbruch der Polen war wol eine ganz natürliche Folge der Dinge, wenn man überlegt, wie unerwartet durch unglückliche Conjunkturen, Anarchie im Innern, Machinationen von allen Seiten, Zwist und Niederträchtigkeit seiner Bürger der Staat wieder den schönsten Theil seiner Provinzen verloren hatte. Der Schmerz des Verlustes, die Gemüthsstimmung aller noch Uebriggebliebenen, die allgemein politische Gährung durch ganz Europa, der Revolutionsgeist mehrerer Provinzen, die Verzweiflung der letzten Patrioten bewaffnete in einem unglücklichen Augenblicke den ganzen Rest der Nation zu einem Riesenkampfe, von dem man voraussehen konnte, wenn er ohne sichere Berechnung fremder Höfe unternommen war, daß er das Ende nehmen mußte, welches er wirklich genommen hat. Das Mißvergnügen war natürlich schon allgemein und die Gährung groß, als ich am Anfang des Jahres 1793 unter dem General Igelström in Warschau mit ankam, und stieg täglich höher, so wie die politische Lage der Nation täglich kritischer wurde, und ihr Groll täglich tiefer wurzelte. Der Grodnoer Reichstag erzeugte ein fürchterliches Schweigen, bedeutungsvoll, wie die Stille vor dem Ausbruch eines nahen Orkans. Es war freilich ein großer Streich, den die Nachbarn nur unter der damaligen Lage der Dinge wagen und durchsetzen konnten, und bei dem es noch unbegreiflich ist, wie die übrigen Nachbarn, die ein näheres oder entfernteres Interesse dabei haben mußten, so ruhig zusehen konnten,

als ob man eine Landcharte des Mondes verfertigte. Die Engländer werden in kurzem wahrnehmen, sagte mir damals ein vernünftiger gemäßigter Pole, welchen Verlust ihr Handel dadurch leiden wird; und die Holländer hängen nun geradezu von der Gnade des Königs von Preußen ab; denn anstatt des Kriegs kann er sie nun mit Hunger überziehen, indem er ihnen seine Provinzen sperrt, die ihre Brotmagazine sind. Die politischen Aspekten haben sich seitdem zwar ziemlich verändert; es scheint mir aber immer noch viel Wahres in dem Urtheil zu liegen.

Alles war wider Vermuthen von außen stille, und die Polen schienen sich ihrem Schicksale ergeben zu haben: aber das Feuer glomm unter der Asche, und eine Menge hitziger Rädelsführer fachte es von Zeit zu Zeit an, damit es nicht erlöschte. Es ist weder meine Pflicht, noch meine Absicht, das Betragen der politischen Feinde Polens zu rechtfertigen; ob ich gleich glaube, daß es nicht schwer seyn würde, eine hinlängliche gültige Apologie, wenigstens in Rücksicht des Hauptverfahrens zu machen, da die Principien der Politik und der Völkerverhältnisse ganz verschieden sind von den Principien der innerlichen bürgerlichen Gerechtigkeit, und der Ausgang gezeigt hat, daß Rußland sehr viel von Polen zu fürchten hatte. Denn hätte die polnische Nation vor 30 Jahren den Muth und die Geschicklichkeit gehabt, bei glücklichen Conjunkturen sich aus ihrer alten Anarchie mit solcher Energie herauszuarbeiten, so dürfte das politische Verhältniß der Mächte Europens jetzt vermuthlich anders seyn. Erhaltung und Sicherstellung seines Vaterlandes ist des Politikers erstes Gesetz; und wenn dieses nicht anders bestehen kann, als auf Kosten Anderer, von denen der Staat zu fürchten hat, so ist ihre Beeinträchtigung keine Ungerechtigkeit; denn die Gefahr abwarten, hieße hier oft so viel, als sich ins Verderben stürzen. Dieses ist, däucht mich, das einzige wahre Princip, nach welchem jedes politische Verfahren beurtheilt werden muß; gleichweit entfernt

von der Engbrüstigkeit des kleinlichen Stubenmoralisten und dem weitausgedehnten abscheulichen droit de convenance, das jedes politische Verhältniß untergraben würde. Keinem braven Polen ist es zu verdenken, daß er in der Leidenschaft seine Nachbarn haßte; denn bei der Trauer seines Vaterlandes, in welche es durch sie war gestürzt worden, konnte er sie nicht lieben; und immer verdient derjenige mehr Hochachtung, der an der Spitze seiner Mitbürger auf den Ruinen seines natürlichen Erbgutes edelmüthig focht und im Kampfe fiel, als der Miethling, der sich knechtisch in den fremden Antichambern herumtrieb, und in Unterthänigkeit um einen Gnadengehalt bettelte. Man darf nur an das innere Ehrgefühl aller braven Männer, selbst in Berlin und Petersburg appelliren, und man hat Verzeihung, daß man dieses laut zu sagen wagt.

Eine nähere Veranlassung zur Aeußerung allgemeiner Unzufriedenheit war der Unwille, den die Kaiserin nach Zurückberufung ihres Ambassadeurs, des Baron Siewers, durch ihren neuen Gesandten, den General en Chef Igelström, der Nation im Conseil permanent bekannt machen ließ, daß der Reichstag noch [nicht] das Tragen des Militärbandes erlaubt hatte, welches man den Officieren im vorigen Feldzuge zur Belohnung ihres Wohlverhaltens ertheilt. In wie weit dieser Unwille hinlänglich gegründete Ursache hatte, kann ich in meiner eingeschränkten Sphäre nicht beurtheilen: man gab nach, bat, ließ das Tragen des Bandes untersagen, und es durch die Gesandten selbst denjenigen Officieren abfordern, die nicht mehr im Lande waren. Alles schien ruhig, wenigstens zu ohnmächtig, um etwas zu unternehmen, als von Petersburg das freilich natürliche und nothwendige, aber nichtsdestoweniger verhaßte Projekt der Reduktion der Nationaltruppen ankam. So lange man es bloß mit Hofleuten zu thun hat, kann man durch Politik, Feinheit, Ansehen, List oder Kabale eine Menge Dinge durchsetzen; wenn man

aber Leute antastet, welche Waffen tragen, die sie mit Ehren zu tragen glauben, — und welcher Soldat glaubt dieses nicht? — so wird die Sache jederzeit ernsthafter. Man mochte noch so viel beweisen, daß die nunmehrigen Einkünfte der Republik nicht mehr als höchstens 15000 Mann bezahlen könnten; alles war taub vor Unwillen, und der alte Muth erwachte noch einmal. Allerdings war die Maßregel Rußlands etwas hart; und vielleicht wären andere gelindere Mittel gewesen, die Truppen bis zur bestimmten Zeit herunter zu bringen, ohne Gewalt zu brauchen; denn 26000 Mann legen nicht sogleich auf die erste Aufforderung gutwillig ihr Gewehr aus der Hand, zumal wenn sie Vorrath von Artillerie haben, und noch keine hinlängliche Uebermacht in der Nähe sehen, die sie dazu zwingen könnte. Hätte man Abschied gegeben allen, die ihn haben wollten, Urlaub, wer ihn begehrt hätte, alle Werbungen und Komplettirungen eingestellt, so wäre, ich bin versichert, in zwei Jahren, mit Einrechnung der gewöhnlichen Mortalität, die Armee ganz sanft bis auf 12000 herunter geschmolzen; und ich glaube, die übrige politische Lage hätte wol die Langsamkeit erlauben können. Aber die größte Schwierigkeit war, die Officiere zu befriedigen, von denen der größte Theil von dem kleinen Adel und arm war, eine andere beträchtliche Anzahl ihre Stellen ehemals gekauft und ihr Vermögen an ihre Korps gewendet hatte; so daß fast allen die Armee die letzte Ausflucht war. Das Feuer lief von Provinz zu Provinz; alles weigerte sich die Waffen niederzulegen. In Litthauen machte man Anstalt zur Gegenwehr; schon war hier alles unsicher. Die Truppen suchten Vereinigungspunkte, die Edelleute bewaffneten ihre Bauern und Flurschützen, und die russischen Transporte fingen an, über Königsberg durch Preußen zu gehen. Der General Igelström fing an, das Bedenkliche seiner Lage zu sehen, und um Verstärkung der Truppen zu bitten. In Petersburg, wo man mit sehr wenig Mannschaft überall zu imponiren gewohnt war, fand man die Sache

vermuthlich anfangs sonderbar. Man wollte die Reduktion beschleunigen, und Madalinsky machte den Anfang zum Aufbruch, indem er sich mit seiner Brigade aus der Gegend von Ostrolenko wegzog, nicht weit von Warschau über die Weichsel setzte, mit vieler Geschicklichkeit zwischen den Russischen und Preußischen Kordon hinging, die kleinen Posten sprengte, und sich nach einigem Verluste bei Krakau mit Kosciusko vereinigte, der unterdessen aus Deutschland angekommen war, schon die ganze Woiwodschaft in Insurrektion gesetzt, die Konföderationsakte gemacht und heftige Manifeste ausgefertiget hatte. Die Russen, welche den Posten hatten, wo Madalinsky durchging, waren zu schwach, ihm die Passage zu wehren; und die preußischen Kommandos, welche noch kleiner und fast nur für bürgerliche Sicherheit waren, wurden aufgehoben, vertrieben oder niedergehauen. Der russische Obristlieutenant Likuschin hatte sich mit seinem einige hundert Mann starken Korps schon aus Krakau herausgezogen, sich auf der Retirade gegen eine große Uebermacht lange hartnäckig vertheidigt, und war endlich zu einem kleinen Korps gestoßen, das von Lublin zu seiner Unterstützung herbeieilte. Die Sache fing an ernsthaft zu werden. Der General en Chef Igelström beorderte die Generalmajore Tormasow und Rachmanow in die Gegend nach Krakau mit einigen Bataillonen Infanterie und einigen Eskadronen Kavallerie; der Generalmajor Denisow stieß mit seinen Truppen von der andern Seite dazu, und übernahm als der Aelteste das Kommando. Kosciusko hatte sich unterdessen in und bei Krakau formirt. Sein Korps bestand mit Inbegriff der mit Piken und Sensen bewaffneten Bauern nach dem Rapport des General Tormasow aus ungefähr 8000 Mann. Denisow verzögerte aus mir unbekannten Ursachen den Angriff; und detachirte endlich, als Kosciusko den Weg nach Warschau einschlug, den General Tormasow mit ungefähr 2000 Mann, um ihm den Weg zu verrennen, und versprach, sobald Tormasow den Feind

en front angreifen würde, ihn in die Flanke zu nehmen. Kosciusko kannte die Gegend vortrefflich. Tormasow war unvermerkt in einer Lage, wo er entweder angreifen mußte, oder in einigen Minuten angegriffen worden wäre. Die Zahl der Feinde war, nach russischen Kriegsbegriffen, eben nicht so sehr ungleich, da man oft in Türkenkriegen einen siebenfach stärkern Feind herrlich geschlagen hatte. Er wählte die Attake. Die Russen griffen, wie gewöhnlich, mit Ordnung und Nachdruck an; die Polen fingen an zu weichen. Kosciusko formirte Kolonnen. Die Russen glaubten, er retirirte, und avancirten mit Hitze und einiger Unordnung: auf einmal chargirt er mit Infanterie und Kavallerie; die Pikenträger liefen wild ins Feuer. „Les paysans armés de piques marchoient d'une contenance tout-à-fait incroiable," sind die Worte des General Tormasow. Die Russen wurden völlig geschlagen, verloren zwölf Kanonen, alle ihre Artillerie, nebst 600 Todten und Verwundeten, unter welchen ersten der brave Obristlieutenant Pustawalow war, den die ganze Armee sehr hoch schätzte; auch der Obriste Muromzow wurde schwer verwundet unter den Todten auf dem Platze gelassen und gefangen. Dieses Gefecht in der Gegend von Krakau war für die Russen ein ganz unerwartetes Phänomen, für die Polen das traurige Signal der Freude, die auch in Warschau laut ausbrach. So sehr man die Bekanntmachung des Vorfalls zu verhindern suchte, so hatten doch die Polen die Nachricht zu eben der Zeit, als der russische General, weil man unmöglich alle Pässe besetzen konnte, und jeder Bauer den Botschafter machte. Das Gerücht vergrößerte natürlich den Vortheil von polnischer Seite unglaublich; und Personen, die sonst keinen Pöbelglauben hatten, waren wirklich überzeugt, Tormasow selbst nebst mehr als 2000 Mann seien auf dem Platze geblieben. Indessen war dieses die Veranlassung zum gänzlichen Ausbruch. Die neuen russischen Truppen, welche zur Unterstützung kommen sollten, waren noch weit

entfernt, und theils noch kaum ausmarschirt. Die Ukräne konnte man keineswegs entblößen, weil auch dort der Revolutionsgeist auszubrechen drohete, wie in Südpreußen wirklich geschah; und wäre Rußland so unvorsichtig gewesen, und hätte von dieser Seite so viel Blöße gegeben, als von der andern gegeben wurde, so hätte leicht die Krise gefährlich werden können. Kosciuskos Verlust bei der erwähnten Aktion muß auch sehr beträchtlich gewesen seyn; denn sonst würde er mit verstärkter Artillerie gewiß gleich darauf den General Denisow angegriffen haben, da noch alles bei dem Korps in Verwirrung war. Der preußische General Graf Schwerin hatte schon längst versprochen mitzuwirken: aber seine Truppen kamen nur sehr langsam zu ihren bestimmen Versammlungsörtern, waren zu schwach und zu weit ausgedehnt, indem er nur Kordons zur Sicherung der Grenze zu ziehen suchte. Es waren so wenig Truppen in Südpreußen, daß, nach schwacher Besetzung des Landes, kaum 4000 Mann zur Unterstützung der Russen übrig blieben. In Warschau selbst fing es nun an, äußerst bedenklich zu werden; von allen Seiten entdeckte man gefährliche Konventikel und Missionen in den Provinzen, an einigen Orten fertige Munition unter den Bürgern. In der Residenz hatte ein Theaterstück unter dem Titel: „Die Krakauer," den Enthusiasmus zu einer seltenen Höhe getrieben. Das Stück ist national, und behandelt eine Zänkerei der Landleute dortiger Gegend mit einer seltenen Kunst. Der russische Gesandte hatte zuerst Einwendungen gegen die Vorstellung; da aber der Marschall, Graf Moschinsky, selbst versicherte, daß nichts Anstößiges darin enthalten sei, so wurde es aufgeführt. Der Verfasser, Herr Boguslawsky, der mit den Leidenschaften der Menschen, wie mit Federbällen, spielt, und eben so sehr Patriot als Schauspieler war, hatte in dem Stücke selbst und in der Vorstellung seine ganze Kunst erprobt. Es ist eine Mischung von Drama, Singspiel und Ballet, mit der größten Feinheit durch einander gewebt; die

Musik ist schwärmerisch, theils eigenthümlicher Volksgesang, theils aus den besten ausländischen Stücken kaum merklich zusammengenommen; man mußte sehr kalt seyn, um nicht zum Enthusiasmus mit hingerissen zu werden. Ich selbst habe der dreimaligen Vorstellung zweimal beigewohnt, und muß bekennen, nie habe ich größere, tiefere, bleibendere Eindrücke wahrgenommen und selbst gefühlt. Die politische Beziehung in dem Stücke war sehr entfernt und nichts bedeutend: aber es war Nationalsache. Einige der ersten Schauspieler waren höchst wahrscheinlich in dem Verständnisse; denn sie sangen sogleich zu den Arien Varianten, die denn freilich bald den eigentlichen Text verdrängten und mit Jubel wiederholt wurden. Diese Varianten kamen schnell von dem Theater unter das Volk, und die Geschichte bei Krakau machte ganz Warschau zu Opernsängern. Selbst die russische Militärmusik spielte die Lieblingsarien aus der Lieblingsoper. Nun ließ der russische General, da er die Sache erfuhr, die Vorstellung untersagen; aber sie war dreimal gegeben worden, und hatte ihre Wirkung gethan. Das Ballet: „Die Werber," welches dem Stücke immer zum Schlusse folgte, war unter jeder andern Konjunktur eben so unschuldig, und jetzt eben so bedeutend, und hatte das nämliche Schicksal. Ein dumpfes Murren lief anfangs durch das Publikum, dann wurden die Pasquille immer häufiger und kecker, und bald fing man an laut zu drohen.

Der General Igelström detachirte gleich nach der unglücklichen Geschichte bei Krakau noch mit einigen Bataillonen und Eskadronen den Generalmajor Gruschow, um bei der Piliza Posten zu halten, und in Verbindung mit den preußischen Korps, unter dem General Trenk, die Bewegungen des Kosciusko zu beobachten, und ihm den Uebergang über die Piliza zu verwehren. Dieses kleine Korps ist in der Folge vielleich die Ursache gewesen, warum der glückliche Ausgang der Waffen so schnell für die Alliirten war. Denn hätte

der General Gruschow mit demselben die Polen unter Kosciusko nicht so lange durch seine gute Position und geschickte Vertheidigung aufgehalten, und dadurch die Vereinigung der Preußen und Russen möglich gemacht, so hätte leicht das nachherige Treffen bei Szechoczin anders ausfallen, und die folgenden Begebenheiten eine andere Gestalt gewinnen können. In Warschau hatte der General Igelström alle Anstalten zu einem eventuellen Ausmarsch getroffen, um selbst mit Kosciusko zu schlagen, sobald er sich der Gegend von Warschau nähern würde, wo er dann das Gruschowsche Korps mit den Preußen, die in der Gegend standen, würde an sich gezogen haben. Die Bazage mit der Feldapotheke war zu der Wagenburg an der Weichsel beordert, und die Bataillone sollten nichts mit sich nehmen, als nur was zum Schlagen nöthig war. Ich habe selbst mehrere Tage vor den blutigen Tagen in Warschau mit dem General Pistor bis nach Mitternacht gearbeitet, indem der General Igelström die preußischen Generale so schnell als möglich in Verbindung zu einem Zwecke mit den Russen zu setzen suchte, und ihnen die Absichten und Vereinigungsplane mittheilte, die er damals für nothwendig und ausführbar hielt. Die Sachen waren allerdings für die Russen sehr mißlich. Von allen Seiten waren wir von einem zahlreichen polnischen Militär umgeben, das sich vereinigt in Insurrektion gesetzt hatte. Auf die preußische Unterstützung war so geschwind nicht zu rechnen, da in Südpreußen so wenig Truppen lagen. Ueberhaupt scheint man die Polen in mancher Rücksicht etwas zu wenig geachtet zu haben. Freilich ließ ihr voriges Benehmen nicht sehr auf eine künftige Energie schließen; aber der Erfolg ist hier, wie sehr oft, Beweis, daß man vom Vergangenen auf das Künftige nicht immer schließen kann. Die Polen in Warschau hatten unstreitig Nachricht von den meisten Maßregeln des russischen Generals; und wie hätten sie diese nicht haben sollen, da sie dieselben nothwendig aus seinen öffentlichen Demarchen abneh-

men konnten? Denn Truppenmärsche und Transporte können nicht so unbemerkt geschehen, wo Jedermann mit Mißtrauen den Andern beobachtet. Es war für Polen und Russen periculum in mora.

Immer habe ich als Militär mich gewundert, da man mit den Polen auf eine solche Weise verfahren war, daß man sie in dem Besitz des Arsenals gelassen hatte. Ob es Befehl des Petersburger Hofes, oder eigene Maßregel des General Kochowsky war, kann ich nicht bestimmen. Der General Igelström beobachtete sehr gewissenhaft die nämliche Mäßigung, und ließ keinen einzigen russischen Posten mit Kanonen in die Nähe des Zeughauses stellen; woraus ich ohne Zweifel den richtigen Schluß ziehen kann, daß die Absichten der Kaiserin mit Polen bloß zu ihrer eigenen Sicherheit und keinesweges für die Republik lethal waren. Nach der Aktion bei Krakau soll der General Igelström sich endlich entschlossen haben, sich des Arsenals am Charfreitage zu bemächtigen, ehe er die Stadt verlassen wollte. Ich bin davon nicht gewiß unterrichtet, ob ich gleich als einer seiner Officiere in seinem Palaste wohnte, da ich nur zu deutschen Geschäften, nicht aber zu russischen Arbeiten gebraucht wurde, und man bei einer solchen Unternehmung, nach der Klugheit, der Mitwissenden bis zum Punkt der Ausführung so wenig als möglich zu haben pflegt. Wahrscheinlich ist mir das Gerücht, weil ich es militärisch konsequent finde; denn welcher General hätte wollen aus der Stadt rücken, und den Feinden wahrscheinlich eine solche Menge Geschütz und Munition hinterlassen? Ob sich Warschau gleich noch nicht erklärt hatte, so war doch bei der ersten Entfernung der Russen seine Erklärung gar nicht zweifelhaft.

Die Polen hatten die gräßlichsten Dinge von den Russen ausgestreut, und alles mögliche gethan, um selbst Absurditäten glaublich zu machen. Man hatte dem dummen Volke aufgeheftet, man wolle ihnen allen am heiligen Freitage die Hälse abschneiden, Kanonen

vor die Kirchthüren führen, und so alles niederschießen; man hatte sich der Beichtstühle bedient, um diesen Unsinn zu verbreiten, und die enthusiastische Bigotterie des Pöbels zu bewaffnen. Es war gelungen; und wer es nicht glaubte, hatte wenigstens nicht viel darwider, daß es geglaubt wurde. Wenn Kosciusko selbst daran Antheil gehabt hat, welches ich zu seiner Ehre noch nicht glauben will, so hat er zu sehr verächtlichen unhaltbaren Mitteln seine Zuflucht genommen. Der General Igelström schien den Nationalcharakter für zu leichtsinnig und kleinmüthig zu halten, als daß er hier etwas sehr Ernsthaftes hätte befürchten sollen; doch waren seine Maßregeln von allen Seiten mit Vorsicht genommen. Die Bataillone sind einen ganzen Monat nicht aus dem Leder gekommen; und wir selbst haben mehr als vierzehn Tage im Mantel auf dem Fußboden seines Vorzimmers geschlafen. Seine Briefe an die unter ihm kommandirenden Generale in den Provinzen waren zwar voll Vertrauen, aber nicht sorglos.

Das Blutbad brach den grünen Donnerstag aus. Die Polen glaubten das Prävenire wählen zu müssen. Ungefähr 4000 Mann polnisches Militär befand sich in Warschau, für welches ihre Chefs mit ihren Köpfen zu bürgen versprachen. Leider war dieses ihr nachheriges Schicksal; aber ihre Bürgschaft half den Russen nicht. Das Verständniß war nur unter einigen kleinen Officieren von der Krongarde zu Fuße und zu Pferde, und von der Artillerie, kaum unter einigen hunderten Gemeinen und einigen hunderten der unternehmendsten Köpfe von der Populace. Sehr wenige Staabsofficiere entschlossen sich Partei zu nehmen. Die Subalternen führten ihre Compagnien, als ob es zum Exercirplatz ginge, und alles gewann bald ein ziemlich wohlgeordnetes Ganze. Um Mitternacht brachten die Kosaken schon Rapport von häufigen Bewegungen. Die Mirsche Kavallerie that früh um fünf Uhr den ersten Angriff auf einen russischen Posten von zwei Kanonen nicht weit vom eisernen

Thore hinter dem sächsischen Palaste, war glücklich in schneller Ueberraschung, hieb den größten Theil der Leute nieder, vernagelte die Kanonen, und bald lief das Feuer durch die ganze Stadt. Die Russen waren sogleich auf ihren bestimmten Posten, aber alles war noch wie in einer fremden Welt und wußte so wenig von der Absicht der andern bei dem Lärm, daß russisches und polnisches Militär noch mit Honneurs vor einander vorüber zogen. Mit vieler Geschicklichkeit hatten die Polen, welche natürlich die russischen Posten wußten, die verschiedenen Kommandos abgeschnitten. Nun gab es erst Erklärungen, und in kurzem war alles im Feuer. Die Polen öffneten das Zeughaus, führten ihre zahlreiche ziemlich wohlbediente Artillerie heraus, und fingen an aus allen Kräften mit derselben zu arbeiten. Bis ungefähr um zehn Uhr war das Gefecht noch sehr furchtsam von Seiten der Polen, indem die Populace sich noch scheute, sogleich thätig Partei zu nehmen. Aber um diese Stunde hatte man schon einige Officiere gefangen, einige Posten nnd einige Kanonen genommen; und alles strömte nun nach dem Zeughause, um Waffen und Munition zu holen, welche man denn auch an alle und jede mit Vergnügen austheilte. Auch war schon an verschiedenen Orten Munition aufgeführt. Man stelle sich vor, daß von den Russen nicht mehr als 5500 Mann unter dem Gewehr standen, denn mehr waren nach allen Detaschirungen gewiß nicht im Gefechte; daß fast eine gleiche Anzahl polnischer Soldaten und gewiß über 20000 Bewaffnete aller Art gegen dieselben fochten, daß die Polen eine Ueberlegenheit in der Menge ihrer guten und wohlbedienten Artillerie hatten, daß sie überall den Vortheil der Position in den engen Gassen und allen Plätzen durch genauere Kenntniß der Lokalität sich zu erwerben wußten, daß sie nicht von Enthusiasmus, sondern von Wuth hingerissen, blind auf den Tod liefen; nehme man dieses alles, und man kann fast nach mathematischer Berechnung den Ausgang der Aktion bestimmen. Einige Bataillons der

Unsrigen gingen unstreitig etwas zu frühe unter dem Kommando des General Novitzky aus der Stadt; und das Ganze konnte also deßwegen noch weniger einen Vereinigungspunkt gewinnen. Hätte der General Igelström am Donnerstage das ganze Unternehmen der Polen, alle ihre Vortheile und die ganze augenblickliche Lage der Seinigen gekannt, ich bin versichert, er würde nicht mit Hartnäckigkeit die Stadt haben behaupten wollen, da ihm der Rückzug noch frei stand. Aber Mangel an Kommunikation ließ selbst den kommandirenden General nur einen Theil der Geschichte übersehen; und diese Kommunikation war unter den Umständen gar nicht so leicht, als mancher wohl glauben dürfte. Es wurden die Courriere erschossen oder gefangen, die von einem Posten zum andern geschickt wurden. Das Gefecht dauerte mit abwechselndem Glücke den ganzen Donnerstag fort. Eine offene Feldschlacht ist, nach dem Zeugniß aller alten Officiere, ein Spielwerk gegen eine solche Mönchsklepperei, wo der ehrliche Kerl aus dem Winkel niedergeschossen wird, ohne einen Feind zu sehen. Die Schüsse flogen von den Ecken, aus den Kellern, aus den Fenstern, über die Mauern, von den Dächern; und von unten und oben und von allen Seiten und überall war Tod, und Niemand zeigte sich. Ungefähr siebenzig Kanonen von verschiedenem Kaliber arbeiteten ohne Aufhören durch die Plätze und Gassen der Stadt; bald drängten die Russen, bald die Polen. Das Rikoschet der Kartätschen rasselte grell von einer Mauer zur andern, und schlug nieder, was die geraden Kugeln nicht fassen konnten. Schon waren die Straßen mit Leichen bestreut. Man konnte schon deutlich sehen, daß wir uns unmöglich würden halten können. Die Nacht brach ein; das Postengefecht dauerte fort. An allen Ecken und Plätzen der Stadt arbeitete das Geschütz; und das kleine Gewehr machte von allen Quartiren eine grelle Musik während der Pausen. Die Nacht war furchtbar schön. Der Himmel schien sie gemacht zu haben, um den Menschen Spielraum zu ihrer

Thorheit zu geben; mit glänzender Ruhe blickte der Mond auf den Wahnsinn der Elenden herab. Die beiden Abende werden lange, vielleicht immer, ihr Bild in meiner Seele lassen; es ist groß und schrecklich. Der ferne und nahe Donner der Stücke, der sich fürchterlich dumpf durch die Straßen brach, das Geklätter der kleinen Gewehre, der hohle Ton der Lärmtrommeln, der Todtenlaut der Sturmglocken, das Pfeifen der Kugeln, das Heulen der Hunde, das Hurrahgeschrei der Revolutionäre, das Klirren ihrer Säbel, das matte Aechzen der Verwundeten und Sterbenden; nehmen Sie dieses alles in der tiefen, hellen, herrlichen Mitternacht, und vollenden Sie das Gemälde nach Ihrem eigenen Gefühl! Ich vergaß unter der Größe des meinigen der Gefahr, und freute mich einige Augenblicke bei der schaurigen Scene gegenwärtig zu seyn. Schon den Donnerstag Nachmittag waren die Polen in das Hintertheil des Igelströmischen Palastes, wo der Ingenieurgeneral von Suchteln stand, einmal eingedrungen und hatten aus demselben alle Hofzimmer, unter denen die Gesandtschaftskanzlei war, mit ihren Kugelbüchsen zerschossen; wurden aber nach einer Stunde wieder daraus vertrieben. Von allen Seiten wurde der Palast gedrängt, und schon gegen fünf Uhr Abends das hintere Thor, welches die Polen mit Gewalt zu erbrechen suchten, verrammelt, und der Thorweg mit todten Pferden vollgeführt. Zu verwundern war es, daß nichts Feuer fing; indem das Schießen von beiden Seiten so heftig war, daß man vor Dampfe keine Hand breit im Hofe sehen konnte. In der Nacht selbst gab der General die Hoffnung auf, sich länger halten zu können. Die Zeit eines glücklichen Rückzugs war verstrichen, und nun dachte man bloß auf Rettung. Der General schickte verschiedene Officiere als Courriere zu dem damaligen Brigadier Mokronowsky, der an der Spitze der Revolutionäre stand, um wegen des Auszugs zu verhandeln; aber keiner kam zurück: und wenn man auch dieses Verfahren der Polen mit der allgemeinen Verwir-

rung entschuldigen wollte, da man ihnen durch die Wuth des Pöbels keinen sichern Rückweg schaffen konnte, so ist doch das folgende Benehmen der Herren, die durchaus mit ihren Kanonen Gerechtigkeit predigen wollten, sonderbar genug, indem man alle diese Officiere, unter welchen selbst der Brigadier Bauer sich befand, hernach als Kriegsgefangene behielt, da sie doch auf Treu und Glauben mit Trompetern gekommen waren; eine von den vielen Inkonsequenzen, die man in der ganzen Geschichte findet! Der General Igelström schaffte sich endlich mit ungefähr vierhundert Mann, nachdem er sich im engsten Gedränge noch bis den Freitag Nachmittag geschlagen hatte, mit Gewalt nach der Seite von Povonsk einen Ausweg. Hätten die Polen Disposition und Entschlossenheit genug gehabt, so wären wenige Russen durchgekommen, gestehen selbst einige wackere Officiere von den unsrigen, die bei der Retirade waren; aber die Russen fochten wie Russen. Die Grenadiere wiesen jeden Vorschlag und Zuruf, sich zu ergeben, mit Verachtung zurück, und sagten: ihre Bajonette würden ihnen schon Durchgang verschaffen. Auch schleppten sich wirklich Schwerverwundete unter dem heftigsten Feuer von allen Seiten bis vor die Stadt hinaus, wo sodann die herbeieilenden Preußen ihren Rückzug deckten. Ich hatte das Unglück, da ich eben einen schwer verwundeten Kameraden, den ich schon einige Mal besucht hatte, auf noch einige Augenblicke sehen wollte, in der Eile zurückgelassen, abschnitten, von einem Orte zum andern getrieben und endlich gefangen zu werden. Was seit der Zeit im Felde vorgegangen ist, kann ich nicht als Augenzeuge, sondern nur durch Nachrichten und aus der Wirkungen wissen, die es auf Warschau hatte; und auch dieses nur unzulänglich, da unsere Gefangenschaft so enge war, daß wir Kriminalverbrechern ziemlich ähnlich sahen.

Erlauben Sie mir hier einige freimüthige Bemerkungen über den Charakter des General Igelström, der zu seinem Unglücke im

Kriege nun auch, wie gewöhnlich, das Unglück gehabt hat, unter die Geißel des tausendköpfigen Publikums zu gerathen! Es war kein Schimpf, keine Schmähung, mit welcher man nicht nach der Katastrophe über ihn herstürzte, und selbst einige seiner Officiere, wovon ihm einige wohl Verbindlichkeiten hatten, und die doch nichts weniger als competente Richter über Verdienste überhaupt waren, vergaßen die Ehre des Dienstes und ihre eigene so weit, daß sie reichlich in dergleichen häßliche Tiraden mit einstimmten. Sie kennen mich gewiß nicht als Schmeichler: ein Mann der in der Welt so ganz ohne Furcht und Hoffnung lebt, wie ich, hat nicht nöthig, Dinge zu sagen, die er nicht fühlt und denkt. Sie können also alles, was ich von dem General zu sagen wage, gewiß als das Zeugniß eines rechtschaffenen Mannes vor dem strengsten Gerichte, wenn Sie wollen, selbst vor den Augen der Welt nehmen. Man beschuldiget ihn des Stolzes gegen seine Untergebenen und, noch mehr, gegen die Polen, und der Härte gegen beide. Ich habe kein Beispiel gesehen, das die Anklage rechtfertigte; aber wohl an mir und andern mehrere vom Gegentheil. Es haben wenige Officiere in ihren Verhältnissen so viel unter ihm zu arbeiten Gelegenheit gehabt, als ich; ich bin kein Mann, der sichtliche Verachtung von Jemand ganz ruhig vertrüge, auch wenn er die rechte Hand eines Monarchen wäre; ich kann mich aber auch nie erinnern, daß er je mein Ehrgefühl, welches ich für sehr fein halte, beleidiget hätte. Strenge ist er, und ziemlich heftig; dieß hat bei Leuten, welche nicht genau unterscheiden, oder absichtlich nicht genau unterscheiden wollen, vielleicht Anlaß zu der ersten Beschuldigung gegeben. Ich bin weit entfernt, Heftigkeit zu rechtfertigen; nur das Temperament ist dafür einige Apologie; und der General zeigte dieses Gefühl sehr deutlich, indem er jederzeit geflissentlich durch irgend einige verbindliche Worte es wieder gut zu machen suchte. Mehr Genugthuung erlauben die Verhältnisse nicht, und der Mann von Herz und Kopf,

der die Dinge richtig sieht, ist damit zufrieden. Aber manche Herren mögen es immer noch ihrem Schicksale danken, daß sie mit einem heftigen Verweise durchgekommen sind; denn wenn ein Officier im Dienste Dinge vorbringt, die sich nicht so verhalten, oder gar geradezu wider Pflicht und Ehre gehandelt hat, so muß er es wirklich für ein Glück halten, wenn der General es bei dieser Strafe bewenden läßt, und ihn nicht der Strenge der Kriegsgesetze überliefert. Wenn ziemlich angesehene Polen sich zuweilen gefallen lassen mußten, mit russischen Officieren, unter denen auch wohl Generale sich befanden, im Zimmer des russischen Ministers und kommandirenden Generals zu bleiben, während er im Kabinet mit einem fremden Gesandten sprach, oder an seine Monarchin schrieb, oder selbst in den Geschäften ihres Königs arbeitete, so waren sie wohl nicht berechtiget, dieses für eine Erniedrigung anzusehen. Man überdenke die Menge der politischen und militärischen Geschäfte, die alle auf seinen Schultern ruhten, und die er alle mit gewissenhafter Pünktlichkeit selbst zu besorgen bemüht war, so wird man leicht begreiflich finden, daß dieses Verfahren nicht Vernachlässigung, sondern Nothwendigkeit war. Ich erinnere mich, daß er sich einst deßwegen selbst gegen seine Officiere mit vieler Güte entschuldigte, indem er scherzhaft sagte: „Pardonnez, Messieurs, cette semaine le Ministre a mangé le Général.“ Manchmal hat er die langen Klagen ganz gemeiner Leute mit seltener Geduld angehört, welche sich bei dem Hauptkommandeur beschwerten, daß die Kosaken ohngefähr ein Dutzend Kohlköpfe gestohlen hatten, und die Untersuchung und Bestrafung der Thäter sodann selbst befohlen. Wenn nun der General en Chef auf diese Weise es nicht unter seiner Würde hält, zuweilen die kleine Polizei der Armee selbst zu besorgen, so darf man ihm wohl nicht übertriebenen Stolz vorwerfen. Man schildert ferner sein Verfahren als durchaus unerträglich und eigenmächtig; ich weiß aber gewiß, daß die Monar-

chin bis zur letzten Stunde alles gebilligt hat; also konnte er nichts eigenmächtig vorgenommen, nichts über, wenigstens nichts wider seine Instruktion gethan haben. Der Vorzug und die Auszeichnung, die er einer gewissen Person erwies, ließ ihn nie seine Pflichten vernachlässigen; und die Gefälligkeiten, die er für sie hatte, waren an einem Orte, wie Warschau, gar nichts Ungewöhnliches, und konnten nur in dieser Lage den Pasquillanten Stoff geben. Die Sache selbst und die politischen Verhältnisse machten seinen Posten verhaßt und gefährlich; und ich glaube behaupten zu können, wenn in dieser Verbindung Konfucius Minister, und Skanderbeg General gewesen wäre, so wäre die Sache zum Ausbruch gekommen. Seine Feinde wollten sogar seinen persönlichen Muth verdächtig machen: wenn aber auch sein militärischer Kredit bei der Armee und dem nordischen Publikum nicht so gegründet wäre, als er wirklich ist, so würde ihn sein Betragen während der einzigen Aktion in Warschau schon hinlänglich gegen diesen Vorwurf rechtfertigen. Wir haben ihn immer an den gefährlichsten Stellen gesehen, wo er selbst die Warnungen seiner Officiere nicht achtete. Zwei Pferde wurden ihm erschossen, sein Rock von Kartätschen durchlöchert und sein Stock zerschlagen, da ich ihn noch sahe; und nachher bekam er noch eine Wunde im Gesicht.

Von der Disposition, welche in Warschau genommen worden war, wage ich nur furchtsam zu urtheilen, da ich sie nicht im Ganzen übersehe: indessen scheint sie doch nicht auf eine solche extreme Anstrengung aller Kräfte der Stadt, des Militärs und der Populace zusammengenommen, gemacht gewesen zu seyn. Die Wegnahme des Arsenals wäre allerdings das einzige Mittel zur Behauptung der Stadt gewesen; aber dieses war in den Tagen der Revolution keine leichte Sache, auch für Russen keine leichte Sache. Die Verzweiflung und der letzte Funke des Nationalstolzes kämpfte in allen Polen. Unvermerkt hatte man vorher, wie mich ein Offi-

cier versicherte, der hernach als Gefangener einige Zeit im Zeughause saß, daselbst nach allen Gegenden verdeckte Schießscharten angebracht, wovon nur eine kleine Anzahl der Getreuesten und Entschlossensten wußten; und bei dem Angriffe hätte sich gewiß Alles nach dem Arsenal geworfen, wo wenigstens funfzig Kanonen nach den verschiedenen Seiten bequem hätten spielen können. Die Russen hatten mit den Regimentskanonen im Ganzen nicht mehr, als ohngefähr 34 Stücke in der Stadt. Das russische Militär war dem polnischen kaum überlegen, und noch dazu sehr von einander getrennt; ein Vortheil, den die Polen gleich anfangs gewonnen hatten! Nun stellen Sie sich den Angriff vor; er würde mörderisch und immer zweifelhaft seyn, und hätte zum Ausgang vielleicht den völligen Untergang der Stadt gehabt. Der Pöbel war schon völlig bewaffnet und wüthend; sehr wenige der russischen Verwundeten wurden gerettet, wenn sie nicht zuweilen ein vernünftiger, menschlicher Mann der Raserei entriß. Nach Abzug der Bataillone unter Nowitzky war es platt unmöglich. Ich will jedoch nicht sagen, daß es nicht anfangs hätte gewagt werden sollen, da bekannt ist, welche Wunder in einer solchen Krise der Russe mit seinem vortrefflichen Bajonett zu thun im Stande ist. Die Preußen kamen zu spät an, und waren viel zu schwach, um einzudringen; denn eine Verstärkung von 8000 Mann wäre den Freitag kaum hinreichend gewesen; so vortheilhaft waren die Polen überall postirt, und so groß war durch die Nothwendigkeit natürlich ihr Muth geworden, das Aeußerste zu wagen! Wolky, der den Russen mit einigen hundert Mann zur Unterstützung zuzueilen suchte, wurde mit einigem Verluste von den starken Batterien vor der Stadt zurückgeschlagen; denn diese Gäste hatte man natürlich erwartet und nur zu wohl gewußt, wie stark ihre Anzahl seyn konnte. Man tadelt den General Igelström, daß er Krakau nicht stärker besetzt hatte; aber wo sollte er die Truppen hernehmen? Gewiß nicht aus der Gegend von Warschau,

oder aus Litthauen. Die Folge zeigt, daß dort keine entbehrt werden konnten. Die Russen hatten mit zu wenigen zu viel unternommen. Man stelle sich die ungeheuern polnischen Provinzen vor, in welchen alles Feind war, und wo das polnische Militär allein fast immer stärker war, als das russische; diese sollte ein Corps von ohngefähr 25000 Mann in Ruhe halten. Jeder darf bescheiden seine Meinung sagen. Als Militär würde ich vielleicht meine Leute in Warschau auf folgende Weise gestellt haben. Zärtliches Menagement war nach der Geschichte mit Tormasow, der lauten Aeußerung darüber in der Residenz und der allgemeinen Stimmung der Gemüther, gar nicht mehr rathsam. Den größten Theil der Artillerie hätte ich auf den großen offenen Platz hinter dem Zeughause unter der Bedeckung von einigen Bataillonen gestellt; ein Bataillon auf den Kommissionsplatz, einige Bataillone mit Artillerie in die Gegend der Krakauer Vorstadt, um das Schloß in Respekt zu halten, welches man von da stracks zusammenschießen konnte, und den Rest, um die Pulvermagazine zu nehmen, oder wenigstens nicht nehmen zu lassen. Dadurch hätte man durch die lange Gasse, durch den Kommissionsgarten, durch die Meth- und Senatorenstraße überall sichere Vereinigung gehabt; und in dem Palast des russischen Generals selbst, der in der Methstraße sehr bequem lag, wäre ein sehr guter Mittelpunkt gewesen. Alle übrige Gegenden, die Brücke allein ausgenommen, die man von der Krakauer Vorstadt leicht hätte kommandiren können, waren von gar keiner militärischen Wichtigkeit. Aus dem Zeughause hätte auf diese Art kein alter Säbel genommen werden können; und das Militair allein, ohne Hülfe der Artillerie und der Populace, würde schwerlich etwas unternommen haben. Ich unterwerfe diese Meinung der Prüfung aller Militäre, die genaue Kenntnisse des Lokalen von Warschau haben.

Den Freitag Nachmittags hatte sich also der General Igelström mit den einigen Hunderten, die er noch zusammenziehen konnte,

durchgeschlagen und sich mit den Preu[illegible]n vereiniget. Die Zurückgebliebenen wurden meistens niedergemacht, wenn sie nicht so glücklich waren, einem vernünftigen Militär, oder sonst menschlichen Menschen in die Hände zu fallen. Ich verbarg mich im Hotel des Grafen Borch, wo mein verwundeter Freund lag, in welches ich, als ich zu den Unsrigen retiriren wollte, von einer Partei zurückgetrieben wurde. Das Gemetzel fing nun erst an, recht wüthend und grausam zu werden, da die Polen nun entschieden überall das Uebergewicht hatten, und der bewaffnete Pöbel selten Gefühl für Menschlichkeit hat; und das Schießen dauerte, wiewohl nicht so stark als gestern und heute Vormittage, durch die ganze Stadt fort, bis ohngefähr um Mitternacht, wo sodann nur ununterbrochen aus kleinem Gewehr gefeuert wurde. Den Sonnabend früh fing es in einzelnen Parteien, wo sich noch die Feinde trafen, zuweilen hartnäckig wieder an, indem sich einige Rotten Russen wie Verzweifelte wehrten; hörte aber gegen den Mittag ganz auf. Denn jetzt wurde zur Ruhe geschlagen und geblasen; und hier muß ich gestehen, so groß vorher das Geschrei, der Lärm, das wilde Geschieße und verworrene Geheul bei Morden und Plündern gewesen war, so schnell war nun alles stille: es fiel kein Schuß, kein Schlag mehr. Ich war so glücklich gewesen, vor der Wuth der besoffenen Parteien mich verborgen zu halten, indem ich wirklich in den Todesstunden, wo keiner der Unsrigen, als nur Erschlagene und Halbtodte mehr zu sehen waren, meine Retirade hinter ein großes Pollwerk alter Fässer auf einem der obersten Böden nahm. Unzählige Parteien zogen zu Mord und Raube unter und neben mir her, und zogen mit dem tröstlichen Fluche fürbaß: Verdammt! hier sind keine Russen. Sie sehen, lieber Freund, daß ich sehr offenherzig erzähle, da Niemand um die Geschichte weiß, als ich selbst; denn daß ich die Nacht vom Charfreitag bis zum heiligen Sonnabend ganz ruhig hinter einer Batterie Tonnen auf einem der höchsten Böden Warschau's über Welt

und Menschen und ihre ungemeine Narrheit philosophirte, wird man wohl schwerlich unter die Heldenthaten rechnen.

Nachdem ich einmal das Unglück gehabt hatte, zurück zu bleiben — und wer damals zurückblieb, konnte man eben nicht gerade der Poltronerie zeihen — nachdem ich mich ferner ziemlich mathematisch überzeugt hatte, daß ich allein wohl schwerlich Warschau behaupten würde, so fing ich omnibus modis an darauf zu denken, wie ich nun meinen Hirnschädel endlich sichern möchte. Und der Himmel war ungebeten so gnädig mich zu schützen; denn ich kann Ihnen auf meine Ehrlichkeit bezeugen, daß ich bei der ganzen Geschichte zwar manches philosophirt, aber nichts gebetet habe. Ich halte auch das Angstgebet in der Sterbestunde für eine Impertinenz, die man dem Himmel und dem Menschenverstande macht, wenn man sonst keiner der Devotesten gewesen ist. Der ehrliche Kerl ist doch ziemlich ruhig, wenn ihm das Panir des Todes um den Schädel weht; das habe ich zu Wasser und zu Lande einige Mal erfahren. Der fürchterlichste Augenblick meines Lebens war der Sonnabend Morgens, als das Gefecht in einzelnen, kleinen Partien wieder anfing. Es hatten sich nämlich noch einige von unsern Soldaten, mit mehrern Bedienten, Weibern und Kindern von der Ambassade auf einen Boden des andern Flügels von dem Gebäude retirirt, den von mir nur eine dünne Breterwand schied. Eine starke Partie vermuthlich von gestern oder schon wieder heute besoffener Polen drangen auf den Boden, und die russischen Soldaten wollten den Angriff zurücktreiben. Das Gefecht fing also oben an. Stellen Sie sich vor, auf einem Obergebäude das Krachen der Schüsse, das Geklirr der Gewehre, das wüthende, unartikulirte Gebrülle der Polen, das Geschrei der Russen, das Kreischen der Weiber und Kinder in der Todesangst; es ist doch etwas ganz anderes, als wenn man dergleichen nachgemacht auf dem Theater sieht und hört. Ich selbst war für mich in diesem Momente in Sicherheit; aber mein Gefühl

ergriff mich mächtig; ich bebte, ich fühlte Kälte durch meine Glieder fahren, die Haare starrten unter dem Hute; ich glaube, es war selbst Todesangst: es war eine unnennbar schreckliche Empfindung, die ich in meinem Leben weder vorher, noch nachher, gehabt habe. Mir war diese Erfahrung Bestätigung einer Meinung, die ich immer gehabt habe. Um das Gefühl eines Mannes zu seiner Höhe treiben, gehört nothwendig die ganze Macht der Sympathie. Zufälle seiner eigenen, abgesonderten Individualität reißen ihn nie so sehr außer sich, daß er sein Gleichgewicht verlöre, oder er verdient nicht mehr, daß man ihn Mann nenne. Ich hatte während der ganzen Zeit meiner Kryptomilitärschaft hinten den Tonnen meinen Degen in der Faust, um ihn an vernünftige Leute mit Anstand abzugeben, oder ehrlich in der Arbeit zu sterben, wenn mich eine Rotte Beblamisten entdeckte; ein Tertium war schwerlich denkbar. Ich hatte seit Mittwoch Abend nichts, als einige Bissen Konfekt gegessen, die mir ein Soldat vom Raube reichte, und einige Mal einen Trunk Wasser getrunken; Sie können also leicht denken, daß mich den Sonnabend Hunger und Durst plagte. Ich recognoscirte von oben herab die Straße, als sich der Lärm etwas zu legen anfing; aber Alles war in größter Verwirrung. In dem Hofe des Palastes waren zum wenigsten einige hundert bunten Gesindels aller Art, mit Waffen aller Art, schrieen Sprachen aller Art durch einander; und nur zuweilen brach mit unaufhaltbarer Gewalt der Jubel: Freiheit und Kosciusko! durch den Haufen. Ganz matt warf ich mich auf den Boden und schlief recht ruhig ungefähr eine Stunde, als mich der hohle Lärm von Fußtritten und das Stampfen der Gewehrkolben weckte. Ich fuhr auf, und setzte mich wieder in meine alte Positur; aber auch diese Gesellschaft ging fluchend vorüber, ohne mich zu wittern. Ich wartete noch eine Weile; Hunger und Durst fingen von Neuem an gewaltig zu werden; ich häsitirte noch etwas, denn wer häsitirt nicht ein wenig, ehe er den Fuß rückt, wenn der Schritt

den Kopf gilt? auch wenn er ziemlich hungrig und durstig ist. Nach kurzer Ueberlegung ließ ich den Degen liegen, riß die Kordons vom Hute, warf Feldzeichen und Feder weg, und marschirte so entschlossenen Muthes, da ich zum Glück nur einen blauen Ueberrock an hatte, durch das Getümmel. Zwei Schildwachen standen am Eingange des Hauses, viere am Thore; Niemand bemerkte mich, unter der Verwirrung. Alle Straßen lagen voll todter Pferde, Sättel, Mäntel, Monturen, Kasken und Exuvien aller Art; die Kadaver der Gebliebenen hatte man gleich des Morgens zusammengesammelt, und in den verschiedenen Gegenden der Stadt in Haufen gestapelt, um sie zu zählen, und von da sie zu begraben, oder in die Weichsel zu werfen. Mich däucht in der Geschichte mehr Beispiele gelesen zu haben, daß man bei Warschau die Todten in die Weichsel warf. So philosophisch man auch denken mag, empört ein solches Verfahren doch immer das Menschengefühl; ehemals sah man es als etwas Charakteristisches der alten Barbarei an, und jetzt kann es ein Beispiel seyn, daß unser Jahrhundert sich von derselben bei weitem noch nicht völlig losgemacht hat. Alles fand ich auf der Straße; die Revolutionäre mit noch blutigen Waffen und Hurrahrufen, die Andern, als Neugierige, und nicht wenige zeigten sich zu ihrer eigenen Sicherheit; indem Niemand sicher war, der nicht wenigstens an der Freude äußerlich Theil nahm. Pistolen und bloße Säbel waren in Aller Händen; und ich habe selbst Männer wandeln gesehen, die zwei Paar Pistolen im Gürtel trugen, in der einen Hand den Säbel hatten, und am andern Arm eine Dame führten. Sie können sich leicht vorstellen, daß meine Promenade keine der angenehmsten war; ich durchwandelte, ohne geflissentlich viel Notiz zu nehmen einige Gassen. Das Haus des Generals Igelström war ganz zerstört, es stand nur das Gerippe davon da; in denjenigen einiger andern Russen hatte man nicht viel glimpflicher gehaußt. Mein erster bestimmter Gang war zu dem sächsischen Major Herrn

von Geßnitz, bei dem ich als einem Landsmanne mir die erste Nachricht von dem Ausgange und der Lage der Sachen holen wollte, da ich selbst weiter nichts wissen konnte, als daß die Unsrigen fort waren. Der Major kam mir mit weit größerer Angst entgegen, als ich selbst hatte, und bat mich um Gottes Willen nicht in sein Haus zu kommen. Dem Vater einer Familie mußte dieses Gefühl natürlich seyn; ich versicherte ihn, daß ich durchaus nicht meine Sicherheit auf Kosten der seinigen erkaufen wollte, auch wenn man mich vor seiner Schwelle niederhauen sollte. Er konnte, oder wollte nicht viel sprechen, und schien meine augenblickliche Entfernung zu wünschen. Auf seinen Rath sollte ich nach dem Rathhause in der Altstadt zu dem erwählten Präsidenten Sakreczewsky gehen, und mich zum Arrest melden. Unwillkürlich marschirte ich von ihm fort durch den sächsischen Hof, um einen andern Freund, den Doktor Blauberg, aufzusuchen, der als Arzt doch nicht mit bei der Schlächterei gewesen seyn konnte. Hier erschien ich als ein Gespenst; denn ich sollte mit Gewalt den vorigen Tag nicht weit von dem Hause gefallen seyn, und die Bedienten hatten noch die Identität meines Kadavers nach genauer Besichtigung behauptet. Kaum wollte man mir glauben, als ich selbst das Gegentheil versicherte. Den Doktor selbst hatte man schon eine halbe Stunde vorher als den Russen anhänglich abgeholt, und sein alter Schwiegervater bat mich inständig, ihn nicht in Gefahr zu setzen. Er bot mir Säbel und Pistolen an, damit ich unter der Maske eines Revolutionärs sicher in das Arsenal kommen könnte. Ich liebe nie die Maske; ich dankte ihm, und wandelte voll Verdruß einige Gassen auf und ab. Der Mann meinte es gut; er war selbst Pole, und konnte nichts anders thun, wir waren beide in Verlegenheit. Ich kam unvermerkt wieder in den sächsischen Garten, und hielt hier, auf dem besten Spaziergange in Warschau, mit mir selbst Kriegsrath, was ich wohl mit meinem Kopfe anfangen sollte. Alle Ausgänge waren besetzt, die Gegend

wimmelte von Truppen und wilden Revolutionären; und vor der Stadt, sagte man mir im Hause des Doktors, wird alles niedergehauen, was man auffängt. Noch unentschlüssig, was ich thun sollte, war ich in Gedanken in die krakauer Vorstadt gekommen, und hier hielt das schälinskische Regiment mit seinen Kanonen. Einige Officiere sprachen Französisch, und plötzlich fiel mir ein, es wäre am besten, ich bliebe hier; und sogleich war ich bei ihnen. „Meine Herren," sagte ich, „ich bin ein russischer Officier, bei Ihnen kann ich hoffentlich sicher seyn." Sie sahen mich voll Verwunderung an, und mir selbst war es nun unbegreiflich, wie ich, da ich doch Uniform-Unterkleider trug, und der Hut mit Knopf und Litze noch ganz militärisch aussah, durch das wüthige Gewimmel gekommen war. Meine erste Bitte war um etwas Trinken, und sie ließen sogleich aus der nahen Apotheke etwas Zimmetwasser holen, welches mir mit einem Stücke Kommißbrod auf der Kanone recht köstlich schmeckte. Die Officiere waren sehr höflich und artig, und fragten und sagten manches über die Begebenheit; einige davon erinnerten sich nun, mich in der Uniform gesehen zu haben. Sogleich versammelten sich um uns her einige Dutzend von der Populace, und fragten mit grimmigen Blicken: ob ich kein Russe wäre? da ihnen aber ein Officier sagte, ich sei ein Franzose, und sie mich französisch sprechen hörten, gingen sie halb mißtrauisch weiter. „Sie haben uns viel, sehr viel zu schaffen gemacht," sagte mir sodann ein Officier welcher deutsch sprach; „unser Regiment hat 250 Mann Verlust; aber wie konnte Ihr General die Stadt gegen unser Militär, unsere starke Artillerie, unsere ganze bewaffnete Bürgerschaft gegen alle unsere Vortheile, die uns Lokalkenntniß gab, behaupten wollen? Wahrlich die Idee war gigantisch." Ich sagte ihm, daß man Vorfälle nicht immer vorher sehen könne, und daß keiner gewinnen würde, wenn sich der Andere nicht verrechnete. Alle waren sehr artig; und zwei von ihnen begleiteten mich nach dem königlichen Schloß, wo mich Mokro-

nowsky, der eben dort war, in das Corps de garde bringen ließ.

Eine allgemeine Krankheit des gemeinen Soldaten der russischen und vielleicht der meisten Armeen ist, daß er, wo er sich der Subordination entziehen kann, auf das Plündern geht, und besonders nach spirituösen Getränken gierig ist. Ich habe selbst gesehen, daß eine Gruppe Grenadiere sich auf dem Kommissionsplatze um ein Faß hergepflanzt hatte, und ganz ruhig die Kugeln um sich herfliegen ließ, ohne sich im Trinken stören zu lassen. Die Officiere dieser Kommandos verdienen gewiß die schärfste Ahndung. Während der zweitägigen Aktion plünderte freilich Alles, was mit Sicherheit plündern konnte; die Russen die Polen, und diese jene, wo sie eines ihrer Häuser fassen konnten; doch mußte auch mancher Pole sein Gut unter dem Ausruf, er sei Russisch, mit wegtragen sehen, und schweigen, um nicht selbst als Russe todtgeschlagen zu werden. Sehr wenige Officiere auch von denen, die sich herausschlugen, haben ihre Equipage gerettet. Der öffentliche Verlust läßt sich nicht bestimmen, da der Kassenbestand und die verlornen Regimentssachen nicht genau bekannt sind. Der Privatverlust des General Igelström wird ziemlich richtig auf 50000 Dukaten angegeben; auch der Schaden der übrigen Generale wird verhältnißmäßig sehr hoch gerechnet. Die Polen geben die Anzahl der russischen Gebliebenen auf 2500 an, welches vielleicht ziemlich richtig ist, wenn man Alles einrechnet, was auch von dem Fuhrwesen, der Kriegskommission und der Menge Bedienten getödtet worden; aber ihren eigenen setzen sie auf vier bis fünfhundert, welches augenscheinlich zu niedrig ist. Denn, wie ich oben bemerkte, hatte nach Aussage des Officiers, das Regiment Schalinsky allein 250 Mann Verlust. Man nehme nun die Garde zu Pferde und zu Fuß, die Artillerie und die ungeheure Menge Populace! Die Russen haben ihre Kanonen auch nicht ruhen lassen, und ihre Kartätschen haben zuweilen mörderisch

gewirkt. Allerdings ist der Verlust der Polen nicht so groß, als der der Russen, da sie die vortheilhaftesten Posten besetzt hielten, wo sie ziemlich sicher arbeiten konnten, und mit dem kleinen Gewehr ziemlich zerstreut aus allen möglichen Schlupfwinkeln, wie die Meuchler nach dem Ziel schossen, und fast mit jeden Schuß trafen, ohne sich selbst bloß zu geben. Sie berufen sich auf die Zahl der Aufgefundenen, aber erwähnen nicht das Mittel, dessen sie sich bedienten, den Muth ihrer Leute aufrecht zu halten, indem sie nämlich während der Aktion alle russische Todten liegen ließen, um sie soviel, als möglich, den Augen zu zeigen, die ihrigen aber so schnell, als möglich, wegbrachten. Man kann wol annehmen, wenn man auch den Vortheil der Polen in ihrer Lokalkenntniß und den Gebrauch, den sie von jedem Schlupfwinkel machten, erwägt, und ihren Verlust an verschiedenen Stellen berechnet, daß derselbe wahrscheinlich auf 900 bis 1000 Mann sich belaufen müsse. Von den Russen blieben an bekannten Officieren: der Generalmajor Tischow von der Artillerie, der Oberste Fürst Gagarin vom simbirskischen, und der Obriste Parventiew vom kiowschen Grenadierregimente, und der Generaladjutant Major Igelström gleich Donnerstags, als er als Botschafter zum König geschickt worden war. Wüthend fiel der Pöbel über ihn her, schoß und hieb auf ihn zu, und ließ ihn so zerfetzt halb nackend vor dem krakauer Thore liegen. Ihre Absicht, warum sie die Kadaver in den Fluß warfen, war wohl vorzüglich, um den Preußen bei Sakrotchin ein Schauspiel ihrer Art zu geben.

Als ich den Sonnabend Nachmittag im Schlosse anlangte, hatte man eben vor dem Schloßthor noch einige Russen niedergehauen, die die Wache nicht retten konnte. Nun fing die Ungezähmtheit und Gesetzlosigkeit an, ihre Kräfte zu zeigen. Alles trug Waffen; und nur sehr Wenige hatten Vernunft genug, um zu sehen, was weiter geschehen würde. Es führte bloß Haß, Wuth und Wahnsinn; und um die Grausamkeiten zu beschönigen, erdichtete man die

lächerlichsten Beschuldigungen. Leicht ist es die Rache des Pöbels zu reizen, aber sehr schwer, sie zu besänftigen. Man sprach von Freiheit, und Niemand hatte davon einen Begriff; Alles war zügellos, und bei der geringsten Veranlassung drohete man, alle Gefangene ohne Unterschied zu morden. Die einstweilige Regierung wandte zwar Alles an, um wieder Ordnung herzustellen; aber folgendes Beispiel zeigt, wie schwach das Ruder gegen den Sturm war. Bei einer kleinen nichtswürdigen Veranlassung wurden den ersten Osterfeiertag achtzig russische Gefangene niedergemetzelt. Ich habe die Geschichte mit den Umständen von einem Polen, der Augenzeuge des schändlichen Schauspiels gewesen ist, der zuvor nichts weniger, als russischer Partisan war, aber nach und nach, durch wilde Unordnung und dergleichen Unmenschlichkeiten getrieben, selbst in der größten Gefahr fast immer für uns war. Obige Anzahl Gefangener sollte von einem Ort zum andern gebracht werden. Alles geht, natürlich voll Neugierde, bewaffnet vor, neben und hinter ihnen her, um recht nach Herzenslust spotten und schimpfen zu können, welches jederzeit das Vergnügen des Pöbels jeder Art ist. Ein kleiner giftiger Junge, dem vermuthlich die Physiognomie eines der Gefangenen zuwider war, oder der von ihm auf seine Spottfragen eine nicht genug demüthige Antwort erhalten hatte, schießt mit der Pistole nach ihm, trifft aber zum Unglück einen dabei kommandirten Officier durch den Arm, und hat die listige Bosheit, die Pistole dem Gefangenen unter die Füße zu werfen, und zu sagen: dieser habe sie aus dem Gürtel gerissen, und nach dem Officier geschossen. Alles ward wüthend, schrie: „Halt!" und wollte sogleich über die Gefangenen herfallen. Die Menge wuchs, man führte schon Kanonen mit Kartätschen herbei, und kein Ansehen einiger herbeigeeilten Magistratspersonen half etwas. Die Gefangenen fielen auf die Knie, baten flehend mit gefalteten Händen, man möchte untersuchen und den Schuldigen tödten; nichts, man drohete,

alle Gefangene in den Gefängnissen zu ermorden, wenn man ihnen nicht diese preisgeben wollte. Die Krise war schrecklich: das Militärkommando war nicht stark genug, den bewaffneten Pöbel zu zähmen; er fiel mit dem Säbel über die armen Elenden her und metzelte sie mehr als schlächtermäßig Alle nieder. Leute, die zugegen gewesen sind, können das Gräßliche des Anblicks nicht genug beschreiben, wie die noch zuckenden, rauchenden Glieder der Zerstümmelten in einem kleinen Raum auf der Methstraße umher gelegen haben. Das ist Volkswuth. Gesetzt auch, welches doch selbst Polen, als nicht wahr eingestehen, daß der Gefangene die Pistole im Grimm ergriffen habe, so konnten doch nur Unmenschen deßwegen so viele Unschuldige niederhauen. Dieses war einer der kritischen Augenblicke für die Gefangenen; und der Major Wengersky, der durch seinen Volkston viel Ansehen und Gewalt über die bewaffnete Menge hatte, sagte nachher zu uns: „Kinder, dieser Sturm war gestillt; gebe Gott, daß er nicht von neuem ausbreche! Sein Sie um Gottes willen ruhig und vorsichtig! denn in dieser Lage kann man für nichts stehen.“ In der Schloßwache waren ohngefähr sechzehn gefangene Officiere von den Unsrigen, die meisten verwundet, und einige sehr schwer. Hier wurden wir aus des Königs Küche gespeist, und man begegnete uns mit vieler Artigkeit. Nach vierzehn Tagen wurden die Kranken in das Spital, und wir übrigen in das Kommissionshaus gebracht, wo wir mehrere unserer Kameraden vorfanden. Hier trat die neuerwählte Kommission ihre Funktion förmlich an, und nahm uns unter nähere Aufsicht, und wir gewannen täglich mehr das Ansehen von Kriminalisten. Kaum hatten wir Stroh zum Schlafen; zum Essen nicht Messer und Gabel; und erst nach einigen Wochen ließ man sich bedeuten, daß wol schwerlich ein Officier über Tische mit einer Gabel sich, oder seine Wache tödten würde. Man fing an uns Messer und Gabel, jedoch nur bei Tische, zu erlauben, und jedesmal standen bei dem Essen

doppelte Posten mit blossem Säbel, oder gespanntem Hahn. Bier wollte man anfangs nicht zulassen, aber an Branntwein fehlte es nie, welches mir gewaltig inkonsequent däucht; Bücher sollten gar nicht, und noch weniger Schreibmaterialien erlaubt werden, so daß sogar ein Arzt sein anatomisches Kompendium verstecken mußte, das er noch durch Zufall gerettet hatte. Hernach wurde man humaner, und endlich hatte Herr Sablotzky von der Kommission sogar selbst die Güte, mir einen beträchtlichen Vorrath Papiere zuzustellen, weil er wußte, daß ich ein Poetaster war, und die Poeten sich um politische Intriguen sehr selten bekümmern. Bald fingen die Bürger an, sich nach der Vorschrift zu formiren und die Municipaluniform zu tragen. Allemal konnte man rechnen, daß ein solcher Municipalist mehr Höflichkeit und Vernunft zeigte, als sein Mitbürger im polnischen Kittel. Unsere Wache war eine Komposition aller Menschenklassen. Ein Komödiant war Kommandeur; ihm folgten ohngefähr zwanzig komplet Bewaffnete im Municipalhabit, dann Flinten ohne Bajonette und Schlösser, dann Bajonette ohne Flinten, dann Spieße und so weiter. Alle Zünfte, vom Silberschmied bis zum Kärner, inklusive der Kinder Israels, waren von dem Zuge, und immer alle Tage in umgekehrter Ordnung: so, daß das Ganze dem Plotton des Judas Ischariot nicht unähnlich sah. Die zweite Krise war vor dem Tage der Hinrichtung der Herren Ozarowsky, Ankewicz, Kossakowsky und Sabiello. Ankewicz, gewesener Präsident des Conseil permanent, hatte, sagt man, einen falschen Lärm veranstalten lassen, als ob die Russen und Preußen zurückkämen, um die Stadt anzugreifen; bei dieser Gelegenheit sollte dann seine Partei die Gefangenen befreien und so vereinigt versuchen, ob für ihn und sie nicht Rettung möglich wäre. Alles stürmte nach dem Arsenale, es wurden Kanonen vorgefahren, es fielen hin und wieder Schüsse; und kein Gefangener durfte es wagen, sich am Fenster zu zeigen, so drohete man abzudrücken. Man fand den Lärm bald

falsch; aber Alles war eben deßwegen in der entsetzlichsten Gährung. Der Officier, welcher bei Ankewicz die Wache hatte, fand die Zudringlichkeit eines Menschen auffallend, der in dem Ton eines heißen Patrioten aufforderte, zur Vertheidigung der Stadt mit seinem Kommando abzugehen. „Unsere Brüder werden die Stadt vertheidigen," antwortete dieser; „hier ist mein Posten, und Du bleibst zur Sicherheit bei mir," und hielt ihn in Arrest. Dieses war ein Donnerstag; den Freitag wurden schnell die Dekrete für die Obenbenannten abgefaßt, und sie wurden hingerichtet. Noch immer droheten Unvernünftige und wahnsinnige Schwärmer den Gefangenen den Untergang, und die Strenge gegen sie ließ nicht nach. Man erlaubte kein Licht und keine Bücher; aber wol Branntwein und Karten; eine Maßregel, die mir ganz abderitisch vorkam! denn wirklich waren unter einer Menge junger Leute, die auch nicht Alle die feinste Bildung hatten, über dem Spiele Rausch und heftiger lärmender Zank nicht selten. Einige bescheidene Spießbürger waren, wenn uns andere mit augenblicklichem Tode droheten, sehr artig, und sprachen uns mit vieler Theilnahme Trost zu. „Sehen Sie," sagte Einer von ihnen, „sehen Sie, meine Herren, wären Sie zu Hause geblieben; uns ist Ihr Besuch wahrlich gar nicht lieb, und auch jetzt wären wir Sie gern los. Indessen sein Sie ganz unbesorgt, es kann Ihnen kein Uebel geschehen. Sie haben als brave Männer Ihrem Vaterlande und Ihrer Monarchie gedient: hätten das die Unsrigen auch immer gethan, so wären Sie und wir nicht hier. Wir wollen nur unsern Schurken den verdienten Lohn geben: und das ist sehr billig, wie Sie selbst einsehen werden. Wir werden doch nicht den Kopf verloren haben, uns an den armen Kriegsgefangenen zu vergreifen. So denkt jeder vernünftige Pole, und die Unvernünftigen werden wir schon im Zaum halten können." Mich däucht, daß der Mann für seinen Rock ziemlich konsequent sprach. Einige Tage nachher hatten einige

Officiere von Distinktion für mich die Erlaubniß erhalten, daß ich in den sogenannten brühlschen Palast gebracht wurde, wo ehemals Repnin und Stackelberg gewohnt hatten, und wo alle ausgezeichnete unter den russischen Gefangenen und das ganze Corps diplomatique saßen. Alle waren bis auf das letzte Hemde ausgeplündert; eine Methode, die sich doch wahrlich nicht mit der gepriesenen Menschlichkeit der Revolutionäre vertrug! Noch einige Monate nach der Periode machte der Graf Mochinsky dem General Suchteln ein Geschenk mit einem Hute, weil er bisher beständig hatte müssen im bloßen Kopfe gehen. Man erlaubte selbst keinem Officiere, das Geld zu empfangen, das ihm von seinen Verwandten von außen her zur Erleichterung ihres Zustandes zugeschickt wurde, sondern zählte es ihnen nach und nach in Dukaten zu, daß sie sich kaum einzelne Kleidungsstücke machen lassen konnten. Als ich einen Herrn von der Deputation deßwegen fragte und meine Befremdung darüber äußerte, antwortete er: „Mein Herr, wenn der Russe Geld hat, so machinirt er; und wir haben leider unter unsern Landsleuten keine kleine Anzahl, die Schurken genug sind, für eine Flasche Champagner ihr Vaterland zu verkaufen.“ Freilich kann man das Verfahren in dieser Rücksicht nicht tadeln. Den gefangenen Officieren zahlte man täglich, den Subalternen 2 Gulden Polnisch, den Kapitänen 3, den Stabsofficieren 6, dem Obristen 8, dem General einen Dukaten; freilich eine ziemlich mäßige Portion, wenn man die große Theuerung der Lebensmittel in Warschau nimmt, die aber doch der neuen Regierung schon Kosten genug machte. Dieses ist zu entschuldigen, da die traurigen Verhältnisse es nothwendig machten, und nicht mehr verstatteten: daß man aber die Officiere, wie Missethäter, auf der Erde liegen ließ, daß man ihnen nicht einmal eine bretterne Bettstelle, lange Zeit nicht einmal einen groben Strohsack, und nur höchst wenig erbärmliches Stroh zum

Lager gab, ist wol unter gesitteten Völkern ohne Beispiel. Der König von Preußen ließ nach der Schlacht bei Zorndorf die russischen Officiere nicht so in den Kasematten von Küstrin liegen, wie er gedrohet hatte; und wenn es geschehen wäre, so würde es nicht zu den ehrenvollen Zügen in dem Charakter Friedrichs des Zweiten gehören. Aber viele unserer Officiere beklagten sich auch über Dinge, die sie sich nicht ganz überlegt hatten. So schrieen die meisten Ach und Weh, daß man uns nicht erlaubte, frei in der Stadt herumzugehen; und ich glaube, sie hatten sehr Unrecht. Man muß annehmen, daß die Lage der Polen keine gewöhnliche Lage des Kriegs war. Die neu eingesetzte Regierung hatte bei weitem nicht hinlängliches Ansehen, Ordnung und Gesetze geltend zu machen. Wie leicht hätte einem Gefangenen Schaden geschehen, wie leicht einer in einem Auflauf, deren es fast täglich gab, getödtet werden können! und die Schuld wäre sodann natürlich auf die Regierung gefallen. Der Faktionen waren in der Stadt sehr viele; die Regierung hielt es also auch in dieser Rücksicht nicht für sicher, gefangenen, feindlichen Officieren ungehinderte Freiheit in der Stadt zu lassen: und endlich möchte ich wohl wissen, ob dieses je die militärische Vorsicht erlaubte, wenn die Feinde in der Gegend, oder gar vor den Werken der Stadt stehen, und von allen Seiten den Angriff drohen. Daß die Besorgnisse vor der Wuth des Pöbels nicht ungegründet waren, beweist der fürchterliche Aufstand, in welchem der Fürst Bischof Massalsky, der Fürst Czetwertinsky, der Geheimerath Boskamp, der Kriminalgerichtsassessor Wulfers und mehrere Andere ihre Opfer wurden. Zwar muß ich selbst hier der Populace die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie, als sie die Thore mit Gewalt gesprengt hatten, gegen die Kriegsgefangenen nicht das Geringste weder sprachen, noch thaten, sondern einigen Erschrockenen und Weibern vielmehr Muth einredeten, und, wie sie sagten, nur die

Verräther, ihre Landsleute, zum Galgen schleppen wollten. Allein wer kann einer wüthenden Menge trauen? Nur ein Funke ist genug, ein ganz neues Feuer anzublasen.

Der Feind rückte heran; die polnischen Truppen unter Kosciusko waren auf ihrer Retirade nicht weit mehr von Warschau. Die Gefängnisse waren voll Staatsgefangener, welches eine starke Wache forderte. Der Dienst in den Schanzen war natürlich sehr strenge und lästig; die Arbeit beschwerlich. Sogleich machen einige Hitzköpfe das Project, die gefangenen Polen, die Alle den Tod verdient hätten, oder doch die Vornehmsten de facto hinrichten zu lassen. Man richtete des Nachts an zwölf verschiedenen Orten Galgen auf; und auch vor dem Thore des brühlschen Palastes ward unter einer Menge Fackeln und dem lautesten Vivatrufen so ein Instrument des Volksgerichts aufgepflanzt. Die Kommission ließ mit Anbruch des Tages manche niederreißen, und auch den vor unserer Pforte; aber kaum erfuhr es die erbitterte Menge, so kam sie mit großer Verstärkung unter den Waffen, und richtete ihn unter dem gräßlichsten Lärm wieder auf. Einige Delinquenten hatten wirklich Sentenz, und sollten diesen Tag gehenkt werden; aber man stürmte alle Gefängnisse und führte mit Gewalt heraus, wen man bestimmt hatte. Der Fürstbischof wurde unter unserm Fenster dicht an dem Thore in Pontificalibus gehenkt, die Uebrigen schleppte man an verschiedene Orte, und oft von einem Galgen zum andern, wenn der eine schon besetzt war. Man kann hier ein Beispiel des Volkshasses an dem Kriminalgerichtsassessor Wulfers sehen. Eine Partei kommt, bricht ein, greift und henkt ihn; kaum ist diese fort, so kommt die andere in der nämlichen Absicht, und sodann eine dritte, und läßt sich nicht eher zufrieden stellen, als bis Alle sich überzeugt haben, er sei schon gehenkt. Es ist bewiesen, daß der Mann in dieser Sache unschuldig war, und sein Bruder, der Professor, hat ihn nach seinem Tode durch den Druck des Prozesses öffentlich gerechtfertiget. Aber Je-

dermann behauptete doch, sein Kopf sei von jeher der Sitz der boshaftesten Kabale und Rabulisterei gewesen, indem verschiedene Parteien zugleich über seine Plünderung klagen. Ich kannte den Mann selbst nur aus einem einzigen Zuge. Er kam zu uns Gefangenen in das Kommissionshaus verschiedene Tage nach Ostern, schimpfte, lärmte, fluchte und drohete den Galgen und Niederhauen ohne Unterschied. Wenn nun ein Mann in einem öffentlichen Amte, der die kalte Vernunft selbst seyn soll, solchen Unsinn sprechen kann, was kann man von dem gemeinen Mann erwarten? Verschiedene von den polnischen Officieren, die bei diesem Tumulte Ordnung schaffen wollten, wurden verwundet. Die Krise ließ das Schlimmste befürchten. Zum Glück rückte Kosciusko nach dem Verlust des Treffens bei Szczecozin mit der Armee immer näher nach der Stadt, und schickte sogleich einige Tausend Mann Kavallerie herein, welche die Ordnung wieder herstellen half. Auf den offenen Plätzen wurden Piquette mit Kanonen aufgestellt, und gegen die Ruhestörer mit Strenge verfahren; so daß einige Tage nachher einige Tausend müßiger Taugenichtse als Rekruten zur Armee geschickt wurden.

Die Belagerung fing an; und während der ganzen Zeit war die Stadt selbst in der größten Ruhe. Man begegnete nun den Gefangenen, soviel, als man in der Lage erwarten konnte, mit Achtung und Anstand, ob man gleich natürlich von der Strenge nichts nachlassen konnte. Wie man sich leicht einbilden kann, wurden die Rapporte und Erzählungen von den täglich vor der Stadt vorfallenden Gefechten immer zum Vortheil der Polen gemacht, und der Verlust soviel, als möglich, verborgen gehalten; die Hamburger Zeitungen aber zeigen, daß man von preußischer Seite auch nicht ganz strikt die Wahrheit lieferte. Die Preußen nahmen die Batterien bei Wola weg, und Alles in der Stadt war ruhig. Eine Menge Menschen stand auf den Dächern und hohen Balkons, und sah dem hitzigen Gefecht, wie einem gewöhnlichen Schauspiel zu. Die preu-

sischen Kugeln konnten nun die Werke erreichen, und thaten einigen Schaden in den Trancheen und der Vorstadt; aber Alles war unverdrossen und muthig, und Niemand glaubte, daß die Stadt würde genommen werden. Die Aufforderung wurde mit bestimmter Entschlossenheit zurückgeschickt. Kosciusko hatte an regulirten Truppen ungefähr 20000 Mann, eine ziemliche Anzahl Piken- und Sensenträger, und die Bürgerschaft, welche unermüdet Dienste that. Der Postenkrieg scheint seine Stärke zu seyn; und er wäre vielleicht glücklich gewesen, wenn er sich bloß auf denselben hätte einschränken können. Man war des Schießens in der Stadt so gewohnt, daß auch die stärksten Kanonaden die Einwohner nicht mehr beunruhigten; und man lief der Lärmtrommel nach, als ob die Glocke in das Schauspiel geschlagen hätte. Nur ein einzigesmal, als die Batterien bei Povonsk genommen wurde, war die Bestürzung groß und allgemein; und hätte der König den Angriff mit Nachdruck gehörig unterstützen lassen, so daß die Batterien bei und hinter Marimont noch genommen wurden, so hätte er vermuthlich in einigen Tagen die Stadt zur Uebergabe genöthiget. Die Ursachen, warum der König, als auch der General Götze es rieth, nicht forciren wollte, sind mir nicht bekannt. Sechs bis achttausend Mann hätten diesen äußerst wichtigen Posten gewiß genommen. Ohne Marimont zu haben, war es unmöglich der Stadt auf einer andern Seite beizukommen, weil augenscheinlich zu befürchten war, mit großer Macht von dort aus umgangen zu werden; und die Posten von Wola und Povonsk wurden eigentlich dadurch erst der Stadt recht gefährlich, wenn man erst Marimont dazu hatte. Denn ob man gleich wegen des Defilees hinter den Kronkasernen von Marimont aus auf die Stadt selbst schwerlich einen glücklichen Angriff würde haben machen können, so war es doch der Punkt, aus welchem man die Angriffe von den andern Posten vortrefflich unterstützen konnte und unterstützen mußte. Täglich fielen hartnäckige

Aktionen vor; die Polen machten verschiedene neue Angriffe auf die gewonnenen Posten, um sie den Feinden wieder zu entreißen, aber vergeblich. Die Preußen hielten fest, was sie erfochten hatten, und würden gewiß in kurzer Zeit noch die Stadt genommen haben, wenn die Unruhen im Rücken und von der Seite längs der Weichsel herunter nicht sehr bedenklich geworden wären, und nicht endlich den König genöthiget hätten, sich von der Stadt zu entfernen. Der König war viel zu schwach, um einen so weitläuftigen Distrikt, wie das damalige Großpolen, gehörig zu decken, und zu sicher auf die gute Gesinnung derer, die er hinter sich gelassen hatte. So wie die Preußen sich nach Lowicz zurückgezogen hatten, ging der General Fersen mit seinem Korps Russen, nachdem er die Polen durch viele Amüsements, wo er Brücke zu schlagen Miene machte, irre geführt hatte, schnell über die Weichsel. Alle Sachverständige bewundern diesen Streich so sehr, als sie vorher die Gefahr gesehen, in welcher das russische Korps sich befand. Kosciusko sah sich nun genöthigt, seine Macht zu theilen, um Fersen zu folgen, und den Preußen, die sich in verschiedenen Posten wieder gesetzt hatten, Widerstand zu leisten. Bis jetzt war Alles leidlich glücklich für die Polen gegangen; aber von nun an war Alles unglücklich. Die Russen waren gleich im Anfange glücklicher gewesen, weil sie mit ihrer gewöhnlichen Energie zu Werke gingen. Der Verlust unter Tormasow, der erste mißlungene Versuch auf Wilna, und selbst die Schlacht bei Czechoczin, wo sie den rechten Flügel hatten, machte sie aufmerksam. Es kamen mehrere von den nationalen Kerntruppen durch die Ukraine in Polen an. Derselben hatte ein starkes polnisches Corps unter Sajontschik geschlagen, und ihm viele Kanonen abgenommen; Jasinsky hatte in Litthauen unglücklich gefochten: die Folge war, daß sich Wilna und bald darauf Grodno ergaben. Nun drängte der Feind näher; die Gegend von Warschau bis Brescz wurde das Theater. Der Ausgang war schon entschieden,

wenn die Polen nur ihre eigenen Kräfte dem Feinde entgegenzusetzen hatten. Nun kam der unglückliche Tag für sie bei Maczewicza, wo Kosciusko geschlagen und gefangen wurde. Schon hoffte er die Russen unter Fersen mit dem größten Vortheil anzugreifen, und sie mit Hülfe des poninskischen Korps vielleicht gar aufzureiben, als er selbst unversehens in der nachtheiligsten Stellung angegriffen wurde. Die Russen waren hier freilich fast noch einmal so stark, als die Polen. Poninsky traf nicht ein. Das Gefecht dauerte lange; die Polen standen fest wie eine Mauer und arbeiteten. Die Güte der russischen Truppen besiegte alle ihre Hartnäckigkeit; sie wurden völlig geschlagen, und von 8000 Mann kamen ungefähr 1200 davon. Russische Officiere, die dabei gewesen sind, sagen zu ihrem Ruhme, daß sie das Feuer fünf Stunden gehalten, und daß man ihre Glieder fast unverrückt, wie hingemäht, gefunden habe. Der Fehler war Kosciuskos, daß er seine Truppen in eine solche Lage brachte, wo sie allen Nachtheil hatten, und wo ihnen aller Rückzug abgeschnitten war, da er doch die Gegend kennen mußte. Poninsky wurde verhaftet und unter Kriegsrecht gegeben, und würde vermuthlich hingerichtet worden seyn, wenn die Eroberung von Praga nicht die ganze Sache geendet hätte. Mit welchem Recht er angeklagt ward, weiß ich nicht, da ich die Position nicht kannte.

Dieses war der Hauptstreich des ganzen Feldzugs. Die Russen hatten bei demselben nichts mehr zu wagen; denn hätten sie nicht angegriffen, so wären sie den folgenden Tag höchst wahrscheinlich zwischen zwei Feuer gerathen. Wäre der Streich den Polen geglückt, so war die Kampagne zu Ende: die Russen wären in die Winterquartire gezogen, und interim fit aliquid! wäre der Trost in Warschau gewesen.

Nunmehr drang Suwarow selbst mit aller Macht weiter vor. Mokronowsky und Jasinsky zogen sich mit ihren Korps vor Praga, und warfen sich in die dort aufgeführten Werke. Dombrowsky

der einen ziemlich glücklichen Zug nach Westpreußen gemacht und in Bromberg den Obristen Seculy geschlagen hatte, wurde zurückberufen, um die Stadt decken zu helfen. Suworow rückte mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit immer näher, und wollte schon von Kobilka aus die Werke stürmen. Seine Generale erhielten aber wenigstens einige Tage Zeit zum Recognosciren und zu den übrigen Anstalten; und dann wurde einen Morgen der Sturm mit aller den Russen eigenthümlichen Unaufhaltsamkeit unternommen. Bekanntlich waren bei dem Sturme 10000 Mann, und diese warfen aus den Werken über 20000 polnische Truppen nebst einer Menge von der Bürgerschaft. Ueber 15000 Polen und ungefähr 1800 Russen blieben. Es ist fast unbegreiflich, mit welcher Nachlässigkeit man von der andern Seite zu Werke gegangen ist. Die polnischen Vorposten müssen äußerst schlecht ausgestellt gewesen seyn, oder ihre Schuldigkeit äußerst schlecht gethan haben, da die Russen fast unter den polnischen Kanonen waren, ehe diese einen Schuß gethan hatten. Aber die schon erlittenen Unglücksfälle und das panische Schrecken, das vor Suworow herging, arbeitete bei den ermatteten Polen eben so viel, als die russischen Bajonette selbst. In zwei Stunden war die ganze Geschichte geschehen; und in einer halben Stunde war schon entschieden, auf welcher Seite der Sieg seyn würde. Die Grausamkeit der Russen bei der Einnahme ist allerdings ein Flecken, den der redliche Officier gern aus dem Dienst wischen möchte. Es wurden eine Menge Unbewaffneter, ja sogar Weiber und Kinder niedergestoßen. Es waren bei dem Sturm einige Bataillone der Truppen, die vor acht Monaten in Warschau so unglücklich gewesen waren, bei denen die Erbitterung aufs Höchste gestiegen war, und die sie auch unter allen übrigen verbreiteten. Man kann also zu einiger Entschuldigung sagen, daß der Soldat in Wuth war, daß er Rache für die warschauer Geschichte kochte und in dem Angesicht der nämlichen Stadt focht, wo so mancher seiner

Kameraden freilich auch grausam und ohne Schonung gemordet worden war. Die fürchterlichen Lakonismen Suworows hatten seine Wildheit nicht gemildert; und so konnte der beste menschenfreundlichste Officier der Wuth nicht Einhalt thun. Der Obriste Leven, der ein Regiment bei dem Sturme kommandirte, und hernach einige Zeit Platzkommandant in Praga war, erzählte mir mit Entsetzen, daß er selbst am Ende des Gefechts einen Grenadier getroffen, der in der linken Hand sein Gewehr gehalten, jedem Polen ohne Unterschied das Bajonett durch den Leib gerannt, und sogar keine Schwerblessirten verschont habe, und in der rechten eine Axt, mit der er sodann über den Hirnschädel jedem den Gnadenhieb gegeben. Der Obriste schalt seine Unmenschlichkeit, und sagte ihm, er möchte Bewaffnete schlagen, aber nicht Verwundete und arme Wehrlose. „Ei was, Herr!“ antwortete der Wüthende, „sie sind alle Hunde, und haben gegen uns gefochten, und müssen sterben;“ und so hieb er einem armen Elenden mit der Axt den Kopf entzwei. Den Obristen rief seine Pflicht schnell weiter. Aber auch ein Gegenstück erzählte mir der nämliche würdige Officier. Als er an die Weichselbrücke kommt, begegnet ihm ein Grenadier, mit seinem Gewehr am Riem um die Schulter gehenkt, der einen Knaben von ungefähr drei Jahren auf dem Arme trägt. „Wo hast Du den Jungen her?“ fragt ihn der Obriste. „Herr, ich habe ihn gerettet,“ antwortete der Grenadier enthusiastisch, als ihn ein Kosak in die Flamme werfen wollte.“ „Brav, Kamerad!“ ruft er ihm zu: „was willst Du mit dem Knaben machen?“ — „Herr, das weiß ich nicht,“ sagt der Soldat, „aber seht nur, was er für ein herrlicher schöner Junge ist! Wer wollte ihm nicht gerettet haben!“ und er küßte mit herzlichem Ungestüm den Knaben, der seine kleinen Arme um den Nacken des Kriegers schlang und sein Gesicht an seinem Schnurrbart schmiegte. Es ist dieses zwar nicht mehr, als gewöhnliche Menschlichkeit; aber ich bedaure den, der ihren Werth

bei einer Gelegenheit nicht fühlt, wo sie so theuer ist, und wo man sie so selten findet. Desgleichen darf ich einen Zug zur Ehre der Kosaken anführen, denen man sonst mit Recht Wildheit und Grausamkeit vorwirft. Als die polnischen Batterien auf dem rechten Flügel erstiegen und die Truppen geworfen waren, und die Russen mit unaufhaltsamer Gewalt von allen Seiten eindrangen, stürzte sich eine große Menge Nationalkavallerie in den Fluß. Der Strom ist breit und reißend; die Leute waren abgemattet und sinnlos; die Russen hatten die Brücke unterwärts schon besetzt. Man stelle sich die schreckliche Lage vor, in welcher sich die Elenden befanden! Vorne und seitwärts Feinde, hinter sich den reißenden Strom, überall Tod und Verwirrung. Die Russen zogen sich sogleich etwas zurück, und nur einige Kosaken blieben stehen, riefen und winkten ihnen Pardon zu, und der größte Theil wurde gerettet. Die russischen Gefangenen im Kadettenhause konnten den ganzen Vorfall aus ihren Fenstern sehen.

Früh um halb sechs Uhr war der Anfang des Sturms; gegen acht Uhr feuerten die Russen aus ihren aufgeführten Batterien schon nach Warschau und gegen Mittag flogen die Kugeln schon durch unsern Hof und in ziemlich entfernte Straßen. Alles war in der größten Bestürzung und Angst. Die Periode war für alle in der Stadt kritisch. Das Militär wollte die Stadt noch halten, aber dieser Gedanke konnte nur in dem Gehirne der Wahnsinnigen und Verzweifelnden entstehen. Die Bürger drangen auf Uebergabe; die Vernünftigen des Militärs sahen die Unmöglichkeit ein, ohne den gänzlichen Ruin der Stadt länger zu bleiben. Wer die Lage von Warschau an der Weichsel kennt, der wird wissen, daß man von Praga aus die besten Plätze der Stadt zerstören kann. Es gingen Deputirte hinüber, die Feindseligkeiten hörten auf. An Kapitulation war fast nicht zu denken; die Stadt hing in dieser Lage ganz von der Gnade des russischen Feldherrn ab. Als die Abgeordneten

sagten, sie wären gekommen zu traktiren, soll der General geantwortet haben: „Ja, meine Herren, sogleich werde ich Befehl geben zum Traktament; das Traktament wird wie gestern seyn.“ Die Polen baten um Schonung und Sicherheit für Person und Eigenthum; und Suworow gestand mehr zu, als man gebeten hatte. Den Abzug konnte man den Truppen nicht verwehren, da die Landseite ganz offen war. Jetzt war die Lage noch nicht die bedenklichste. Die abziehende Armee wollte mit Gewalt den König und die Gefangenen mit sich fortführen. Die Bürgerschaft aber widersetzte sich hartnäckig, füllte noch bewaffnet den Schloßhof und erklärte, sie würde bis auf den letzten Mann dieses zu verhindern suchen, da ihre ganze Sicherheit darauf beruhe, daß der König und die Gefangenen in der Stadt blieben. Die Truppen standen also von der Forderung ab, und entfernten sich, ob sich gleich noch kleine Parteien in den Vorstädten herumtrieben; und man sahe nun schon wieder polnische und russische Officiere zugleich auf den Straßen, ohne daß sie einander zu bemerken schienen. Endlich rückten die Russen ein, sobald die Brücke wieder hergestellt war, und besetzten die gewöhnlichen Wachen, und auf der andern Seite der Stadt die Schanzen, welche die Polen während der vorigen Belagerung gegen sie und die Preußen aufgeworfen hatten. Was an dem fürchterlichen Gerücht ist, welches man in den Zeitungen herumgetragen hat, daß man nämlich den König und alle Gefangenen noch zuletzt habe ermorden wollen, weiß ich nicht. Wir sind immer ziemlich ruhig gewesen. Alles was wir befürchten, war, mit fortgeführt zu werden; und in diesem Falle hatte jeder seine eventuellen Maßregeln genommen. Die Lage der Sachen macht das Mordprojekt ganz unwahrscheinlich, wenigstens in Ansehung der Kriegsgefangenen. Es kann nur in dem Köpfe einiger durch Verzweiflung Verrückten gesessen haben, und es war unmöglich, daß es nur einige besonnene Anhänger finden konnte.

Wenn man bedenkt, mit welcher unaufhaltsamen Geschwindigkeit die Russen von Litthauen und der Ukräne aus den Feldzug machten, und wie schnell sie vor Warschau ankamen, kaum sahen und schon siegten, und wenn man dagegen die langsamen Bewegungen der Preußen und ihre lange fruchtlose Belagerung hält, so ist allerdings die Vergleichung erstaunlich auffallend. Wenn man aber erwägt, daß der König seine besten Truppen in einem andern Kriege hatte, daß die Lage seiner Länder es erforderte, seine Gränze, so zu sagen, durch einen Cordon von Czenstochow aus bis nach Memel zu decken, so wird es sehr begreiflich, wie er mit so weniger Mannschaft in einer so kritischen Lage mit der größten Vorsichtigkeit zu Werke gehen mußte. Selbst die Schlacht bei Czechoczin, wo den Sieg lange unentschieden blieb, und wo Kosciusko sich mit der größten Geschicklichkeit rettete, lehrte den König, daß er mit keinem gewöhnlichen Manne zu thun hatte. Bei Warschau hoffte er, daß die Russen erst den Feind in Litthauen enger zusammendrängen würden, um ihm sodann mehrere Unterstützung zu leisten. Auch hatte er sich vermuthlich vorher mit falscher Hoffnung geschmeichelt, daß sich Warschau auf die erste Aufforderung bei seiner Annäherung ergeben würde. Die ihm aber dieses versichert hatten, kannten den Kopf an der Spitze, den Geist des Volks und die Lage der Sache nicht hinlänglich. Die Gegend um Warschau war von Kosciusko vortrefflich benutzt, und seine Plane von geschickten Officieren sehr gut ausgeführt worden. Er konnte in dieser bedenklichen Lage keinen Sturm wagen, wie vielleicht die Russen wünschten. Der fehlgeschlagene Versuch hätte für seine Sache die fürchterlichsten Folgen haben können. Der Kern der polnischen Truppen stand in und bei Warschau; und dieser war noch frisch und muthig, noch durch keine großen Unglücksfälle abgeschreckt. Der Aufstand in Südpreußen, der ihm im Keim schon nicht mehr verborgen seyn konnte, wäre sodann ein höchstgefährlicher Umstand gewesen, da er

ohnedieß schon ein riesenmäßiges Ansehen zu nehmen schien. Die Russen hingegen hatten gegen die Polen den Kern ihrer Truppen; und als sie in die Gegend von Warschau kamen, hatten die Sachen andere Gestalt gewonnen. Ganz Litthauen und Samogitien war rein, ihr Rücken frei; die Preußen hielten von der andern Seite den Feind wenigstens in Respekt. Suworow konnte stürmen ohne Gefahr: wenn der Sturm abgeschlagen wurde, so hatte er nichts weiter verloren, als den Sturm, und seine Armee war gesichert: und wenn der fehlgeschlagene Sturm vielleicht einige üble Folgen haben konnte, so waren diese nicht in der politischen, oder militärischen Lage der Sachen, sondern in ganz andern Verhältnissen. Er war glücklich und krönte sein Werk.

Man betrachtet und beurtheilt diesen außerordentlichen Mann aus manchen Gesichtspunkten. Sein eigenthümlicher Charakter ist schnelle Entschlossenheit und eben so schnelle und kraftvolle Ausführung. Die Herzen seiner Soldaten hat er durch Popularität ganz in seinen Händen; und seit Cyrus und Cäsar ist schon bekannt, welcher Vortheil dieses für einen Feldherrn ist. Vielleicht ist seine Leutseligkeit und Nachsicht auf Kosten der Disciplin zuweilen ein wenig excessiv: aber er überläßt sehr weislich die Disciplin seinen Unterbefehlshabern, übergiebt ihnen das Strenge und Harte des Dienstes, und behält selbst davon nur das Gefällige; ein Betragen, das, wenn es recht verstanden wird, vortreffliche Wirkung hat und gar nicht zu tadeln ist! Alles was er thut und spricht, ist mit einem ganz eigenen Stempel gezeichnet. So verlangt er lauter bestimmte Antworten, und ein: „Ich weiß nicht" bringt ihn in den heftigsten Zorn. Wenn die Replik nur schnell und bestimmt ist, so fragt er oft sehr wenig nach der Wahrheit. Wahrhafte Männer haben mich versichert, er nehme es hin, wenn man einen Gründling für einen Haifisch, und eine Lerche für einen Auerhahn angebe, wenn man ihm nur nicht die Antwort schuldig bleibt, oder seine Unwissenheit weit-

schweisig und verlegen gesteht. Er badet Sommer und Winter sehr kalt, und oft im Angesicht der ganzen Armee. Alle seine Bewegungen und Reden sind äuserst schnell; und in der kleinsten seiner Bemerkungen ist Witz, oft sehr beissender Witz. Seine kurzen, lakonischen Rapporte sind allgemein schon aus dem vorigen Türkenkriege bekannt. An die Kaiserin soll er von den prager Batterien weiter nichts geschrieben haben, als: „Hurrah! Praga! Suworow;" und die Kaiserin soll ihm sehr gnädig in dem nämlichen Style geantwortet haben: „Bravo! Feldmarschall! Katharina." Man muß nämlich bemerken, daß er durch diesen Streich erst Feldmarschall wurde. Verbürgen kann ich die Wahrheit dieser Anekdote nicht; aber sie sieht dem Geiste beider sehr ähnlich. Die den Mann näher kennen, sagen, er habe sehr viel militärische Gelehrsamkeit und die ausgebreitetste Belesenheit aller Art. Er spricht außer dem Russischen mehrere Sprachen, zum Exempel: Deutsch, Französisch und Türkisch mit vieler Fertigkeit. Er liebt sehr Sprichwörter und Sentenzen, und giebt oft in denselben seine Befehle. Ich habe in Praga bei dem Obristen Lieven eine poetische Ordonanz von ihm gesehen, die die herrlichsten militärischen Maßregeln, vorzüglich für die damalige Lage enthielt, und wirklich dichterischen Werth hatte. Ich bedaure, daß ich sie nicht mehr besitze; sie würde für Deutsche ein herrliches Stück zu seiner Charakteristik seyn. Als er an der Spitze der Regimenter nach Warschau zog, küßte und umarmte er auf der Brücke Alles, was ihm entgegen kam, und gewann dadurch auf einmal das ganze Zutrauen des Volks. Er sprang vom Pferde umher, um bei dem Einzuge auf der Krakauer Vorstadt einem Greise diese Ehre zu erzeigen; und der Alte weinte vor Freuden, als er hörte, es sei Suworow selbst, der ihm so auszeichnend gütig begegnet habe. Seine gewöhnliche Höflichkeitsbezeigung gegen Personen, die ihn schon gesehen, oder Officiere, die ihn auch wohl nicht gesehen haben, ist: komm, Bruder, küsse mich! Ich fuhr mit dem Obristen

Lewen ins Hauptquartir; als ich den Feldmarschall zum erstenmal sahe. Er stand am Kamin und zog sich das Hemde an, und sagte zu einigen Polen, die eben mit vielem Respekt hereingetreten waren, um ihren ersten Besuch zu machen: „Warten Sie ein wenig meine Herren, warten Sie!“ nachdem er sein Hemde in Ordnung gebracht hatte, drehete er sich um, kam, ohne erst die Oberkleider anzulegen, einige Schritte näher zu ihnen, machte mit schneller Kadenz einige Verbeugungen mit den Worten: Paix, amitié et fraternité! und sprang ihnen mit einer solchen Heftigkeit um den Hals, als ob er sie erdrücken wollte. Solche charakteristische Scenen sind bei ihm täglich gewöhnlich. Selten hat er Equipage, und seine Feldzüge hält er gewöhnlich auf einem Kosakenpferde, das er auf dem Posten wechselt, und das der Kosak, der mit ihm reitet, wenn es nicht schnell genug gehet, mit der Knute treiben muß. Er soll nie Geld haben, sich nie in Geldgeschäfte mengen und die ganze Oekonomie auf gutes Zutrauen einem Hausofficier überlassen. Wenn er ein Fest geben will, läßt er diesen kommen und fragt ihn, wie viel die Anordnung koste. Der Officier sagte ihm die Summe nach kurzem Ueberschlage. „Mehr, Bruder, mehr!“ ruft er, wenn es ihm nicht genug ist. Der Officier setzt hinzu, und der General sagt immer: „Mehr, Bruder, mehr!“ bis ungefähr die Summe seinem Gutdünken entspricht, oder es übersteiget, wo er denn spricht: „abgezogen, Bruder, abgezogen!“ Auf diese Weise wird dann das Fest bestellt, um das er sich weiter mit keiner Sylbe bekümmert, und es wird bei ihm taxirt nach der Summe, die es ihm gekostet hat.

Es sei mir erlaubt, auch noch etwas über Kosciusko zu sagen! Da der Mann dieses Jahr eine so merkwürdige Rolle gespielt hat, und von Verschiedenen so verschieden beurtheilt, von Einigen als Held und Heiliger erhoben und fast angebetet, und von Andern als Bösewicht verdammt wird, so können ein paar Worte von einem unpartheiischen Manne, der seine Demarchen zuweilen in der Nähe be-

schweißig und verlegen gesteht. Er badet Sommer und Winter sehr kalt, und oft im Angesicht der ganzen Armee. Alle seine Bewegungen und Reden sind äußerst schnell; und in der kleinsten seiner Bemerkungen ist Witz, oft sehr beißender Witz. Seine kurzen, lakonischen Rapporte sind allgemein schon aus dem vorigen Türkenkriege bekannt. An die Kaiserin soll er von den prager Batterien weiter nichts geschrieben haben, als: „Hurrah! Praga! Suworow;" und die Kaiserin soll ihm sehr gnädig in dem nämlichen Style geantwortet haben: „Bravo! Feldmarschall! Katharina." Man muß nämlich bemerken, daß er durch diesen Streich erst Feldmarschall wurde. Verbürgen kann ich die Wahrheit dieser Anekdote nicht; aber sie sieht dem Geiste beider sehr ähnlich. Die den Mann näher kennen, sagen, er habe sehr viel militärische Gelehrsamkeit und die ausgebreitetste Belesenheit aller Art. Er spricht außer dem Russischen mehrere Sprachen, zum Exempel: Deutsch, Französisch und Türkisch mit vieler Fertigkeit. Er liebt sehr Sprichwörter und Sentenzen, und giebt oft in denselben seine Befehle. Ich habe in Praga bei dem Obristen Lieven eine poetische Ordonanz von ihm gesehen, die die herrlichsten militärischen Maßregeln, vorzüglich für die damalige Lage enthielt, und wirklich dichterischen Werth hatte. Ich bedaure, daß ich sie nicht mehr besitze; sie würde für Deutsche ein herrliches Stück zu seiner Charakteristik seyn. Als er an der Spitze der Regimenter nach Warschau zog, küßte und umarmte er auf der Brücke Alles, was ihm entgegen kam, und gewann dadurch auf einmal das ganze Zutrauen des Volks. Er sprang vom Pferde umher, um bei dem Einzuge auf der Krakauer Vorstadt einem Greise diese Ehre zu erzeigen; und der Alte weinte vor Freuden, als er hörte, es sei Suworow selbst, der ihm so auszeichnend gütig begegnet habe. Seine gewöhnliche Höflichkeitsbezeigung gegen Personen, die ihn schon gesehen, oder Officiere, die ihn auch wohl nicht gesehen haben, ist: komm, Bruder, küsse mich! Ich fuhr mit dem Obristen

Kiew ins Hauptquartir, als ich den Feldmarschall zum erstenmal sahe. Er stand am Kamin und zog sich das Hemde an, und sagte zu einigen Polen, die eben mit vielem Respekt hereingetreten waren, um ihren ersten Besuch zu machen: „Warten Sie ein wenig meine Herren, warten Sie!“ nachdem er sein Hemde in Ordnung gebracht hatte, drehete er sich um, kam, ohne erst die Oberkleider anzulegen, einige Schritte näher zu ihnen, machte mit schneller Kadenz einige Verbeugungen mit den Worten: Paix, amitié et fraternité! und sprang ihnen mit einer solchen Heftigkeit um den Hals, als ob er sie erdrücken wollte. Solche charakteristische Scenen sind bei ihm täglich gewöhnlich. Selten hat er Equipage, und seine Feldzüge hält er gewöhnlich auf einem Kosakenpferde, das er auf dem Posten wechselt, und das der Kosak, der mit ihm reitet, wenn es nicht schnell genug gehet, mit der Knute treiben muß. Er soll nie Geld haben, sich nie in Geldgeschäfte mengen und die ganze Oekonomie auf gutes Zutrauen einem Hausofficier überlassen. Wenn er ein Fest geben will, läßt er diesen kommen und fragt ihn, wie viel die Anordnung koste. Der Officier sagte ihm die Summe nach kurzem Ueberschlage. „Mehr, Bruder, mehr!“ ruft er, wenn es ihm nicht genug ist. Der Officier setzt hinzu, und der General sagt immer: „Mehr, Bruder, mehr!“ bis ungefähr die Summe seinem Gutdünken entspricht, oder es übersteiget, wo er denn spricht: „abgezogen, Bruder, abgezogen!“ Auf diese Weise wird dann das Fest bestellt, um das er sich weiter mit keiner Sylbe bekümmert, und es wird bei ihm taxirt nach der Summe, die es ihm gekostet hat.

Es sei mir erlaubt, auch noch etwas über Kosciusko zu sagen! Da der Mann dieses Jahr eine so merkwürdige Rolle gespielt hat, und von Verschiedenen so verschieden beurtheilt, von Einigen als Held und Heiliger erhoben und fast angebetet, und von Andern als Bösewicht verdammt wird, so können ein paar Worte von einem unpartheiischen Manne, der seine Demarchen zuweilen in der Nähe be-

obachtet hat, nicht unangenehm seyn. Personen, die ihn in der Jugend gekannt haben, sagten mir von seinem excentrischen Genie in seinen Knabenjahren schon vieles. Er habe in der Schule beständig einsam mit sich gelebt, nur wenig und immer bestimmt gesprochen, vorzüglich Geschichte und Mathematik studirt, und in der Geographie schon damals eine seltene Stärke besessen. Das Letzte hat er in dem letzten Feldzuge nicht ganz gezeigt; denn welches Land sollte ihm billig wol besser bekannt gewesen seyn, als sein Vaterland? Die Geschichten von Czechoczin und Maczewicza zeugen aber nicht von dieser vollkommenen Kenntniß, wenigstens nicht von dem Vortheil, den ein General daraus ziehen mußte. In Amerika soll er bei mehreren Gelegenheiten mit viel Kenntniß und Muth zu Werke gegangen seyn; und in der Belagerung von Ninety-Six läßt ihm der amerikanische Geschichtschreiber vieles Lob wiederfahren. In dem ersten Feldzuge gegen die Russen unter Kochowsky ist er, nach Uebereinstimmung aller Polen und Russen, der einzige, der den letzten noch einigen Widerstand geleistet hat; und die Aktion bei Dubenko, wo der russische Obriste Palmbach blieb, ist, nach Aussage der russischen Officiere selbst, sehr zu seinem Ruhme. Er hielt sich daselbst mit ungefähr 4000 Mann gegen 16000 Russen sechs Stunden auf einem Posten, den zu befestigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, und zog sich, nachdem er den Russen außerordentlichen Schaden zugefügt hatte, ohne großen Verlust von seiner Seite zurück, indem er nur sechs Kanonen verlor. Es war natürlich, daß die Revolutionärs ihn zu ihrem Anführer wählten. Die Sache war für Rußland und Preußen gefährlich genug, und hätte weit gefährlicher, vielleicht schrecklich, werden können, wenn der Plan gehörig angelegt und ausgeführt worden wäre, und wenn ihn nicht die übereilte Hitze des Madalinsky und einiger andern Hitzköpfe verdorben hätte. Als dieser voreilig losgebrochen war, blieb Kosciusko weiter nichts übrig, als entweder die Sache aufzugeben, oder sie zu nehmen, wie

sie war. So viel auch seine Landsleute von seiner Klugheit und Mäßigung sprachen, konnte ich doch gleich anfangs beides nicht in seinem Betragen finden. Sein Manifest gegen die Kaiserin und den König war so heftig, so anzüglich, so beleidigend, so rebütant selbst für Mäßiggesinnte, daß ich nicht begreifen kann, wie ein sonst so vernünftiger Mann dergleichen Dinge schreiben konnte. Vermuthlich hoffte er durch dergleichen mehr als bittere Personalitäten auf das Volk zu wirken; er wirkte aber fanatisch: und Fanatismus hält nie Stich. Man muß seinem Feinde sein Unrecht zeigen, mit kalter Vernunft sprechen und selbst in der Wärme wenigstens nie die Gränzen des konventionellen Sittlichen überschreiten, und nicht Dinge einflechten, die nicht zu dieser Sache gehören; man muß ihn schlagen und ihn nicht schimpfen. Wo ich Schimpfworte höre, es sei wo es wolle, gehe ich immer voll Mißtrauen zurück. Es fehlte Kosciusko nicht an Anhängern in den neuen preußischen und russischen Provinzen; seine Heftigkeit schreckte sie billig alle ab, und machte sie mißtrauisch. Den Nutzen seiner Sensenträger hat noch kein Militär gehörig einsehen können. Die Pike ist eine fürchterliche Waffe, und wenn sie gut und zweckmäßig gebraucht wird, von schrecklicher Wirkung. Man hat, glaub' ich, nicht ganz richtig gerechnet, daß man sie seit dem spanischen Successionskriege völlig außer Gebrauch gesetzt hat. Aber Kosciusko bediente sich ihrer augenscheinlich nicht mit dem besten Vortheil, den er daraus ziehen konnte. Er ließ die Pikenträger durch das feindliche Feuer an der Spitze avanciren; natürlich prallten die Neulinge, die noch kein Feuer gewohnt waren, und selbst weder Feuerwaffen hatten, noch durch dieselben gehörig unterstützt wurden, meistens zurück, und das feindliche Feuergewehr wüthete sodann fürchterlich unter ihnen. Nach meiner Meinung hätte er sie beständig kräftig durch Feuer unterstützen, oder sie zur Resource ins zweite Treffen, oder in kleinere Intervallen stellen können, wie er, nach dem was ich von dem Ge-

fechte zwischen ihm und Zermasow bei Krakau gehört und gelesen habe, daselbst mit Vortheil gethan hatte. Bei Szechoczin ist mir kaum begreiflich, wie er nicht wußte, daß die Russen und Preußen sich vereiniget hatten. Hat er es gewußt und seinen Soldaten verschwiegen, so weiß ich keinen Grund zu diesem Benehmen, aber wol manchen dagegen; wußte er es nicht, so war es augenscheinlich die größte Vernachlässigung, zumal da in der dortigen Gegend die Gemüther so gestimmt waren, daß jeder Bauer gern Nachricht gab. Sein Rapport war, daß man schließen muß, er habe die Vereinigung nicht gewußt. Auf alle Fälle konnte sie aber doch höchstwahrscheinlich vermuthet werden, und der Soldat mußte daher mit der größten Aufmerksamkeit darauf vorbereitet seyn, damit ihn nichts Neues, nichts Unerwartetes und vergrößertes in Schrecken setzte; wie das nach seinem eigenen Rapport an den Nationalrath der Fall war. Seine Vertheidigung unter Warschau ist, nach dem Urtheil aller Kenner, meisterhaft. Daß ihn Fersen nach dem Uebergang über die Weichsel hinterging, war leicht zu entschuldigen, da Fersen den ganzen Strom aufwärts in seiner Gewalt hatte; aber daß er sich, als er ihm folgte, in einer so unglücklichen Stellung überfallen ließ, als Eingeborner nicht weit von der Residenz überfallen ließ, ist gewiß unverzeihlich. In einem solchen Falle ist keine Entschuldigung gültig, daß man den Feind nicht so nahe geglaubt habe; man muß vielmehr glauben, daß der Feind fliegen könne, wenn man Maßregeln zu seiner Sicherheit nimmt. Der Ausgang hat gelehrt, was zu fürchten war. Auf Poninsky war nicht sicher zu rechnen; denn mancherlei Hindernisse konnten ihn zurückhalten, auch ohne daß er ein Verräther war. Bei allem dem bleibt Kosciusko immer ein Mann, der Achtung verdient, ein ehrlicher, rechtschaffener, braver Mann, den nur Noth, heißer Patriotismus und falsche, aber doch noch wahrscheinliche Hoffnungen zu einem Schritte brachten, der seiner Nation lethal wurde. Diejenigen thun ihm augenscheinlich Un-

recht, welche in seinem Kopfe eine Cromwelliade suchten: ob er gleich vielleicht in manchen Fällen besser gethan hätte, nicht so eigenmächtig zu handeln. Man hatte vermuthlich ziemlich sicher auf auswärtige Unterstützung gerechnet; und ich glaube, es ist selbst die Schuld der Polen, daß diese nicht erfolgte. Eine gut eingeleitete, geschickte Verhandlung hätte in dieser Lage fast mathematisch berechnet wirken müssen; aber unter allen Polen scheint bei der ganzen Geschichte kein ächt politischer Kopf gewesen zu seyn. Vorbeigelassene Momente kehren nicht zurück. Boscamp war nach mehrerer Meinung der Mann, dem man in diesen Konjunkturen verzeihen mußte, und dessen Einsicht und Talente man benutzen konnte, da man für seine Treue Sicherheit in den Händen hatte, indem seine Familie und Güter in Warschau waren; und endlich wäre ja weiter nichts verloren gewesen, wenn er auch Verräther geworden wäre. Es war durch ihn nichts zu verlieren, aber wohl sehr viel zu gewinnen. Das Schicksal beschloß es anders. Kosciusko ward gefangen genommen; der neue Generalissimus Wawreczewsky war ein Mann von sehr wenigem Militärgeist, und der Aufstand ging zu Ende. Einer meiner Freunde, der bei Kosciusko, welcher im russischen Lager als Gefangener war, die Ordonnanz hatte, hat ihn oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, und versichert, er habe sein Betragen immer voll Würde gefunden. Einmal war ein hartnäckiges Gefecht, das lange zweifelhaft blieb. Kosciusko saß an dem Tische, stumm und tiefsinnig, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, bis ein Officier die Nachricht brachte, die Russen haben endlich mit dem Bajonette durchgedrungen. „Gott! Gott!“ sprang er auf und schlug sich vor die Stirne, „warum habe ich bei meiner Sache nicht solche Soldaten gehabt!“ Man lärmt und schimpft über ihn, und die Manifeste nennen ihn Rebellen. Es kommt nicht darauf an, was Zeitungen und Parteigänger sagen, sondern was der vernünftige unparteiische Beobachter denkt, und was die vorurtheils-

freie Nachricht von ihm sprechen wird; und diese wird bei allen seinen Fehlern, die er vor und während dem Feldzuge gemacht hat, bei allen seinen Irrthümern im Rechnen, seiner Rechtschaffenheit und seinem Patriotismus doch immer Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihn Polens Phocion nennen, so wenig sie im Gegentheil bei den Konjunkturen die benachbarten Mächte verdammen wird, daß sie ihm entgegenarbeiteten und ihm seine Plane zernichteten. Der polnischen Nation hat es nie an großen, muthigen und entschlossenen Männern gefehlt: die Geschichte stellt Beispiele auf, vor denen andere Nationen mit Ehrfurcht stehen. Auch unter den letzten Konjunkturen haben sich dann und wann Männer mit einem Muth betragen, den man in andern Verhältnissen Heroismus nennen würde.

Es ist bekannt, wie wenig selbstständig der König, Stanislaus Poniatowsky, in den kritischen Zeiten handelte, in welchen ihn das Verhängniß gesetzt hatte. Wenn man die öffentlichen Blätter des Reichs lieset, erstaunt man, mit welcher Kühnheit und Bündigkeit zuweilen Männer in den öffentlichen Versammlungen sprachen. Aber was konnten einzelne Säulen helfen, wo dem ganzen Bau Haltbarkeit fehlte? Ein Pole von der gemäßigten Partei hat mir folgende Apostrophe mitgetheilt, die einer der Patrioten bei einer gewissen Gelegenheit an den König gehalten haben soll. Wenn sie nicht wörtlich wahr seyn sollte, wofür ich nicht bürgen kann, so ist doch das Wesentliche davon schon oft in den Reichsversammlungen gesagt und öffentlich bekannt gemacht worden. Der Mann sprach: „Hören Sie mich, Herr! die Nation spricht aus meinem Munde, und die Nachwelt soll Richter seyn zwischen mir und Ihnen. Ein ganzes, großes, schönes, kraftvolles Volk ist durch Sie in ein politisches Nichts herabgesunken. Was die Ueppigkeit, die Schwelgerei, der Bestechungsgeist Ihrer Vorfahren angefangen hat, das hat Ihre Schwachheit vollendet. Warum bewarben Sie sich um eine Krone,

wenn Sie ihr Gewicht nicht tragen konnten? Die Feinde des Vaterlandes haben sich nicht in Ihnen geirrt, als sie Sie der Nation zum König aufdrangen; die Absicht ist erreicht. Durch schöne Worte und Nepotismus regiert man keine Völker. Unsere Krieger wollten fechten, und Sie weinten in den Armen der Weiber. Nicht Thränen, sondern Thaten retten die Ehre, und sicher das Glück der Länder. Würde Sobiesky den Polen haben Hohn sprechen lassen? Wir sind ein Spott der Völker geworden. Durch ihre Schwachheit faßte die Zwietracht Wurzel in unserm Reiche; Ihre Selbstständigkeit, Ihr Muth hätte sie ausgerottet. Sie hatten das Herz der Nation in Ihrer Hand; Sie haben es weggeworfen, wie ein Spielwerk. Wehe den Königen, die mit diesem Heiligthum freveln! Die Nachwelt, welche mit unparteiischem Griffel die Geschichte der Könige der Mark Aurele und der Sardanapale schreibt, wird mit Wahrheit von Ihnen sprechen, und Ihnen die verdiente Stelle in der Gallerie Ihrer Personen anweisen." Dergleichen Reden soll der König oft haben hören müssen. Sie sind unstreitig zu hart; aber es ist doch manche Warhheit darinnen. Folgender Aufzug, noch ziemlich lange vor der Revolution, war für ihn auch äußerst empfindlich. In dem deutschen Schauspiele, wo der König oft gegenwärtig war, kam in einer Stelle eine pathetische Rhapsodie des Patriotismus vor, welche mit den Worten schloß: Wehe dem Lande, dessen König schläft! Der Schauspieler arbeitete seine Rolle gut; der Beifall war ungestüm, und er mußte unter lautem Klatschen zweimal die Stelle wiederholen. Eine größere Demüthigung kann man schwerlich für das Ehrgefühl eines Regenten ersinnen; denn man suchte die Beziehung gar nicht zu verbergen. Der König ist übrigens der beste, rechtschaffenste, freundlichste Mann, von dem aber ziemlich die Charakterzeichnung Friedrich des Zweiten von Karl dem Sechsten gilt. Der Kaiser Karl der Sechste würde höchst wahrscheinlich in ähnlichen Verhältnissen Stanislaus Ponia-

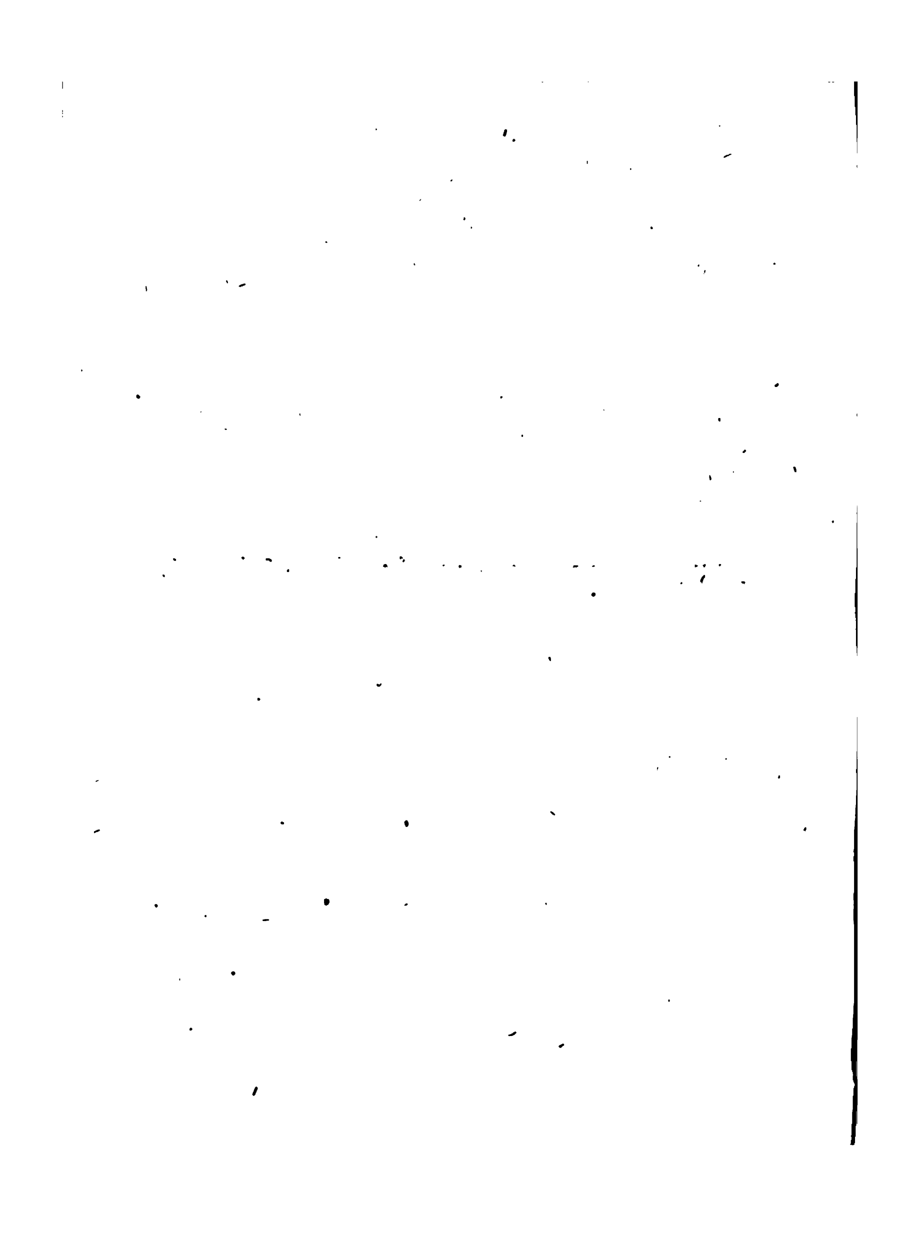
towsky, und dieser vice versa Karl der Sechste geworden seyn. Hier haben Sie meine Gedanken. Eben erfahre ich, daß unser General Beningsen, dessen Talente und Verdienste bekannt sind, die vollständige Geschichte des Feldzugs schreibt; alsdann werden sie hoffentlich etwas ächt Pragmatisches haben.

Zwei Briefe

über die neuesten

Veränderungen in Rußland

seit der Thronbesteigung Pauls des Ersten.



Erster Brief.

Lieber Freund!

Sie glauben, daß ich nach meinen Verhältnissen Rußland vorzüglich kennen müsse, und wollen meine Meinung über die neuen Phänomene in dieser Region hören. Wäre das Erste, so hätten Sie zu dem Zweiten sehr gegründete Ursache. Aber Rußland ist wegen seiner ungeheuern Ausdehnung nach allen Weltgegenden, der größten Verschiedenheit der Nationen, die dieses kolossalische Reich bilden, der unbestimmten Norm, nach welcher es regiert wird, und wegen der wenigen Publicität, die in Rücksicht der öffentlichen Geschäfte ausschließlich dort Statt findet, so schwer zu kennen, daß selbst Männer, die am Ruder sitzen, oft kaum bestimmt sagen können: so ist dieses und jenes war so. In Rußland ist fast Alles, was sich auf den Staat bezieht, bloß Meinung, und nichts Wissenschaft; und diese Meinung die mehr, als irgendwo, einem Wetterhahne gleicht, wird selten laut, als insofern sie ukasmäßig ist. Ich selbst kenne dieses Reich und seine inneren Verhältnisse sehr unvollkommen: und wenn Sie etwas von mir verlangen, so kann ich weiter nichts, als mit Ihnen aus etwas mehr Einsicht in die dortigen Dinge philosophiren, in so fern man über Gegen-

stände dieser Art philosophiren kann und darf. Leider hat man immer die Philosophie auf diesem Gebiete zu den traurigen Quidditäten der Schule verbannen wollen: aber sie hat sich nach und nach mit ihrer Allgewalt selbst wieder in ihre Rechte eingesetzt, indem sie nach ihrem Befugniß Herz und Kopf zugleich in Beschlag nimmt. Nur ein alter vernunftlahmer Aktenritter kann noch vom juristischen und philosophischen Naturrecht sprechen: denn wenn das Naturrecht nicht ganz philosophisch ist, so kann es gar nicht juristisch seyn. Dieses Kriterion sollte eigentlich auch bei jedem positiven Gesetz für bürgerliche Rechtsfälle Gültigkeit haben; man mag nachsehen, wie weit es wirklich Gültigkeit hat.

Schlimm genug ist es, daß man meistens außer den Gränzen eines Reichs seyn muß, um über dieses Reich vernünftig, freimüthig sprechen und schreiben zu dürfen, und daß die Aengstlichkeit der meisten Regierungen so groß ist, daß jede Berührung einer öffentlichen Sache und ihre gründliche Untersuchung verdächtig wird. Der Probierstein der Wahrheit in jeder Rücksicht ist Fähigkeit der Publicität; und ich zweifle, daß es Wahrheiten gebe, die man zum Wohl der Menschheit geheim halten müsse. Freilich muß man dahin sehen, daß diese Wahrheiten völlig verstanden werden, welches sehr leicht ist; denn jede Wahrheit ist leicht: aber der größte Theil arbeitet dahin, daß sie entweder gar nicht, oder, was noch schlimmer ist, falsch verstanden werden. Das sehen wir täglich in der Religionslehre, der Moral, dem Staatsrecht, dem bürgerlichen Recht, und der Philosophie überhaupt: wo die Menge durch die gefärbten Gläser ihrer Leidenschaften sieht, und nach der Richtung der Privatwünsche handelt. Die absolute Wahrheit ist Asträens Schwester: beide sind in den Himmel zurückgekehrt, und beide kommen nur Hand in Hand wieder. Die Männer sind Schutzgeister ihres Geschlechts, die sie zu uns herabrufen und ihre Altäre wieder bei uns aufbauen helfen: aber Gefahr ist, daß nicht anstatt Asträens Nemesis und anstatt der

Wahrheit das Chaos der Vernunft in Trümmern erscheine. Der Mensch muß bloß menschlich beurtheilt und behandelt werden: wir haben für ihn keinen andern Maßstab. Aber was ist rein menschlich? Das war die Frage vor Jahrtausenden, und noch hat keiner befriedigend geantwortet. Ich verliere mich in Rhapsodien: wir wollen zurück zu den Russen, von denen sie hören wollen.

„Rußland ist das Land der Möglichkeiten," sagt ein neuer fremder Schriftsteller, und will damit sagen, daß große, sonst ungewöhnliche, unerwartete Veränderungen mit Sachen und Personen in diesem Reiche nichts Ungewöhnliches sind. Die ganze Geschichte dieser Nation giebt Belege zu dieser Bemerkung. Wir dürfen nur die Phänomene derselben in diesem Jahrhunderte nehmen, um uns zu überzeugen, wie wahr sie ist. Vor einiger Zeit hatte man Ursache zu glauben, Rußland würde mit dem Tode der Kaiserin Katharina der Zweiten aufhören, ausschließlich das Land der Möglichkeiten zu seyn, da unter ihrer Regierung Alles von innen und von außen eine so feste Konsistenz zu gewinnen schien. Die Einrichtung der Staatsgeschäfte, des Militärs und der Justiz hatte angefangen, einen so einförmigen, verhältnißmäßig so guten Weg zu nehmen, daß es das Ansehen hatte, es dürften nur strenge die vorhandenen Gesetze befolgt werden, um bald zu einer merklichen Vollkommenheit zu gedeihen.

Der Charakter Katharinens wird von den verschiedenen Parteigängern aus so verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, daß die eine Hälfte des europäischen Publikums sie als ein Muster der Regenten aufstellt, und die andere sie als das Nonplusultra eines bösen Weibes verschreiet. Selbst in Rußland fehlt es nicht an Stimmen für die letzte Meinung: versteht sich, daß man nur ihr Lob laut sagt, und bittern Tadel mit vielen Gemeinsprüchen von Gerechtigkeit, Humanität und Eifer für Menschenwohl überzieht. Man stellt wider sie auf ihre Thronbesteigung, ihre Kriege, ihre Eingriffe in

die Rechte der Provinzen, ihre Eigenmächtigkeit von innen und außen. Ich bin zu nichts weniger verbunden und nichts weniger gesonnen, als ihr Vertheidiger ohne Einschränkung zu seyn; aber leicht ließe sich darstellen, daß in der ersten fürchterliche Kollision war, in welche sie sich nicht selbst gesetzt hatte, und in dem Uebrigen Konsequenz und folglich wenigstens nach ihrem Plan und nach ihrer Absicht für das Wohl ihrer Unterthanen keine Ungerechtigkeit. Die Ursachen, Beschaffenheit und Verkettung ihrer Kriege kann ich hier nicht ausführlich behandeln. Sie sind freilich nicht so gut, als sie in ihren Manifesten seyn sollen; aber auch nicht so schlecht als in den Schmähungen ihrer Feinde: und manchmal war es blos der Fehler ihrer Minister, daß sie auch nicht bessere Manifeste machten, da sie doch bessere Gründe hatten. Man hält sich überall noch zu sehr an den Bombast der Diplomatik und des Kanzleistyls, um dem Ganzen ein recht feierliches, kanonisches Ansehen zu geben, ohne zu erwägen, daß Dunkelheit und Unverständlichkeit wohl eine gute Sache schlimm, aber keine schlimme Sache gut machen können, außer bei Leuten, denen der Rauch die Sehnerven beitzte, und die folglich blindlings glauben. Ihre Einrichtungen im Innern waren, wenn auch nicht vollkommen, doch musterhaft für einen Staat auf der Stufe der Kultur, auf welcher Rußland stehet, und der herrliche Anfang zum kühnen Fortschreiten in jedem Felde der Humanität. Wem dieses bei einigen Phänomenen unter ihrer Regierung widersprechend scheint, der unterscheidet nicht das, was sie that und thun wollte, und das, was durch niedrige Eigenmacht, Herrschsucht, Kabale, Geldgeiz und Leidenschaften aller Art von den Ausführern ihrer Entwürfe vereitelt wurde. Wie oft wird ein Monarch mit dem hellsten Beobachtungsgeist und dem thätigsten Eifer für seine Pflichten und das Wohl seiner Länder hintergangen! und Katharina war nur ein Weib, die, bei allen großen Eigenschaften ihres Charakters, doch in vielen Fällen immer nur sehen konnte, wie man sie sehen

lassen wollte. Auf ihrer Reise nach Cherson hatte man plötzlich am Wege ungewöhnliche Wohlhabenheit geschaffen; es war auf Potemkins Wort schnell eine nahe Schöpfung entstanden, und selbst sonst öde Gegenden wimmelten von glücklich scheinenden Menschen. Hätte sie nur funfzig Werste links oder rechts abwärts von der Heerstraße gemacht, mit welcher Empfindung würde sie die wahre Gestalt des Landes gesehen haben, die man ihr verbergen wollte! Was sie thun konnte, hat sie gethan. Die großen Wohlthaten, die sie mehr, als dreißig Jahre ihren Nationen zu erweisen gesucht und wirklich erwiesen hat, müssen ihre Fehler zugedeckt haben. Der Verfasser der hyperboreischen Briefe nennt sie im heiligen Enthusiasmus für Humanität a great bad woman: ich weiß nicht, mit welchen Gründen der Mann seinen Ausspruch beweisen will. Das Buch hat den Vortheil eines guten Styls und einer angenehmen Erzählung; aber wider den Inhalt dürften Sachkundige in mehreren Punkten mit Recht ihren Protest einlegen. Die Nachwelt wird gewiß der Frau die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die sie verdient; sie höchst wahrscheinlich nicht zum vollkommenen Regentenmuster aufstellen, aber sie doch von den Anklagen und Schmähungen lossprechen, mit welchen der gleichzeitige Parteigeist jeden ihrer Schritte verfolgte.

Ich kann weder ihr Panegyrist, noch ihr Geschichtschreiber seyn; aber ich muß einiges von ihr erwähnen, ehe ich mit Ihnen über mehrere Maßregeln des jetzigen Kaisers spreche, die den ihrigen geradezu entgegengesetzt zu seyn scheinen. Jedermann weiß, wie viel Publicität und Liberalität des Denkens unter Katharina der Zweiten in Rußland gewonnen haben, wie viel sie durch Nationalerziehung auf Nationalbildung zu wirken suchte und in der That wirkte, mit wie vielem Eifer sie dem Chaos der russischen Justiz durch Einführung der Gouvernements und guter Dikasterien einige Gestalt zu geben wußte. Das Wohlthätige der Verordnungen

wurde überall verspürt, und man tröstete sich billig, daß die Zeit das noch Mangelhafte verbessern würde. Freilich schrie der liev-ländische Adel über Beeinträchtigung seiner Privilegien, und suchte anfangs die Verordnungen der Monarchin in dem gehässigen Lichte darzustellen. Es wurde ihm dadurch die uneingeschränkte eigenmächtige Jurisdiktion über seine Leibeigenen aus den Händen gewunden, oder sie wurden wenigstens der Aufsicht des Gouvernements näher gestellt; da die Regierung Sorge trug, daß der Landmann wenigstens dem Namen nach als Person, und nicht mehr als Sache, behandelt wurde. Man murrte weil man bei jeder Neuerung fürchtet: aber bald schwiegen alle Stimmen zum Vortheil der neuen Ordnung der Dinge still; und nur hier und da wurmte es noch einige alte hochmeisterliche Familien, die nun nicht mehr, wie vorher, das Magnatenwesen treiben, die übrigen als Klienten um sich her versammeln und durch ihren Einfluß den größten Theil der Provinz von sich abhängig machen konnten. Der Adel verlor zwar die Ritterschaftsgüter; aber die Einkünfte dieser Güter wurden zur Besoldung der neuen Dikasterien verwandt: und diese Besoldung kostete der Regierung doppelt die Summe dieser Einkünfte. Wenn die Justiz deßwegen zuweilen nicht besser ging und ihre wächserne Nase noch immer nach allen Angeln gedreht wurde, so war die Monarchin zu bedauern, daß ihre wohlgemeinten Absichten durch Bosheit, Kabale und Kastengeist oft so sehr vereitelt wurden. Der Adel selbst gewann, wenigstens der ärmere Theil desselben, beträchtlich; und der angesehenere verlor bloß seine Baffawürde. Die Stellen waren zwar nur mäßig besoldet; aber ihre Anzahl war groß, und eine Menge junger Edelleute ohne Vermögen von Hause gewannen dadurch eine ehrenvolle Aussicht auf das Leben. Durch ganz Rußland hatte die Einrichtung bei weniger Schwierigkeiten den nämlichen Vortheil; denn der russische Adel konnte keine solchen ausschließlichen Privilegien prätendiren, und war, als Hauptnation betrachtet, nach der al-

ten Verfassung des Reichs unbedingter dem Willen des Monarchen unterworfen. Wenn die neue Justizverfassung der Kaiserin nicht absolute Vollkommenheit hatte, so war sie, was jede menschliche Verordnung ist, und die Ursachen ihrer Mängel lagen mehr in den Gesetzen, als der Verfassung, mehr in den Verbrechen der Verwalter, als der Verwaltung. Sie war nicht unbedingt gut; aber sie war doch die beste, die in den Umständen möglich war, und folglich die beste für Rußland; und sie enthielt den Grund, wenn man darauf fortgebaut hätte, zu einem herrlichen Gebäude für wahre Gerechtigkeit und Humanität. Freilich wäre dem Adelsinn und Kastengeist dadurch nicht sehr gerathen gewesen: aber ist es denn nicht eben dieser Adelssinn und Kastengeist, der die meisten Staaten, so viel ihrer die Menschengeschichte nennt, so lange niederdrückte und zerrüttete, bis endlich die Maschine eines natürlichen, oder gewaltsamen Todes durch innerliche, oder äußerliche Ursachen starb?

Paul der Erste ließ es seine erste Sorge seyn, diese neue, aber schon zur Festigkeit gediehene Ordnung wieder zu ändern, und den alten Gang der Geschäfte herzustellen. Ich weiß nicht, ob diese Veränderung durch ganz Rußland gehet, aber in Kurland, wo sie kaum angefangen hatte, und Liefland und Esthland ist sie gewiß. Die Veränderung ist gewiß; es fragt sich nun, ob auch die Verbesserung? Daß der Monarch Verbesserung gewünscht und gewollt hat, ist kein Zweifel: denn es wäre Unsinn, ihm eine andere Absicht unterzuschieben; da in allen menschlichen Verhältnissen keinem Manne auf Gottes Erdboden mehr daran gelegen seyn muß, Gutes zu wirken, oder wenigstens den guten Willen der Nation, über die er gebietet, zu gewinnen. Und dieses gewinnt man nur, indem man ihr wahres Glück zu befördern sucht. Nichts ist gefährlicher, als Despot zu seyn; eine Wahrheit, welche die Geschichte mit hundert blutigen Beispielen belegen kann! Und doch arbeiten so viele in großen und kleinen Sphären auf Despotismus hin: vielleicht ohne

alle Absicht, weil sie die Menschen und ihre Verhältnisse, ihre Tugenden und ihre Schwachheiten und alle ihre Leidenschaften nicht genug in Erwägung ziehen. Wenn der Kaiser Paul bei seiner Regierung die Absicht hat, unbegreiflich, wie die Gottheit zu seyn, so hat er bis jetzt in vielen Dingen diese Absicht erreicht. Sein Charakter war anerkannt von jeher strenge Gerechtigkeit, Ordnungliebe und Unparteilichkeit. Ein Monarch hat selten öffentliche Feinde, aber desto mehr Widersacher im Stillen: und selbst diese und alle diejenigen, die unter seinen bisherigen Verfügungen litten und seine Maßregeln mißzustellen suchen, sind genöthiget, diesen Charakter zu unterschreiben. Aber mit diesem Charakter kann doch Vieles gegen denselben geschehen, ohne daß er beleidiget würde; und ich fürchte fast, daß dieses in mancher Rücksicht, so wie in dieser, der Fall sei. Es ist eine Krankheit der meisten neuen Regierungen, in Allem das Gegentheil der alten zu thun, so sehr, daß es in allen Sprachen zum Sprichwort geworden ist.

In Petersburg hat man zu dieser alten Bemerkung ganz neue Belege. Der Kaiser hat die von seiner Mutter festgesetzte Justizverfassung in gedachten Provinzen wieder aufgehoben, und die alten Privilegien wieder hergestellt. Das klingt schön; und es ist nur zu bestimmen, ob es gut ist. Unstreitig haben einige Männer von Gewicht oder Gunst, welches oft gleichviel ist, welche neue Aspekten auf das alte Magnatenwesen haben, dem Monarchen vorgestellt, daß doch das Versprechen Peters des Großen, die Vorrechte der Provinzen zu schützen, verletzt sei, und daß man solche Verfügungen allerdings noch etwas bitter empfinden müsse; und der Monarch würde sogleich bei dem Antritte seiner Regierung die enthusiastische Liebe dieser Provinzen durch Rückgabe dieser Privilegien erwerben. Die Maßregel war sehr leicht, und der Preis sehr schmeichelhaft. Ein Federstrich kassirte, was eine lange mühsame Arbeit gebaut hatte. Was ward nun dadurch gewonnen und verloren? Gewon-

nen ward wohl vorzüglich die ausschließende Zufriedenheit der vornehmsten, parteiführenden, reichen Familien, die nun durch ihre Sippschaft die Staatsämter wieder in ihre Disposition bekommen; gewonnen ward der Ueberschuß der Kosten zu der Einrichtung unter Katharina der Zweiten; gewonnen ward die Bedingung, welche jetzt hinzugefügt wurde, daß die Provinzen im erforderlichen Falle Rekruten stellen sollten: eine Bedingung, die sich bei gesunden Begriffen vom Staatsrecht von selbst versteht! Die Provinzen blieben von der Rekrutirung verschont wegen der Verheerungen zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts durch Krieg und Pest. Daß sie sich bei ihrer natürlichen Fruchtbarkeit leider noch nicht außerordentlich erholt haben, spricht nicht sehr zum Vortheil ihrer Kultur und der Humanität ihrer Besitzer. Dieses ward gewonnen; aber der Verlust ist von der andern Seite wol nicht geringer, als der Gewinn. Es wurden durch die schnelle Veränderung eine Menge leidlich glücklicher Familien in Mangel, vielleicht oft in den drückendsten Mangel versetzt. Männer, welche dem Staate dreißig und mehrere Jahre mit Rechtschaffenheit und unermüdetem Eifer gedient hatten, wurden auf einmal als nicht existirend angesehen; und wurden in den Provinzen, denen sie ihre Kräfte geopfert hatten, auf deren Dank im Alter sie gerechten Anspruch machen durften, ein Gegenstand des öffentlichen Mitleids, und noch dazu vielleicht oft eines Mitleids ohne Wirkung. Ohne ein Quartalgehalt wurden Männer mit Familien den Sorgen der Nahrung überlassen, deren ganzer Reichthum eben der Ertrag ihrer Stellen oft zur kleinen Belohnung für beschwerliche Kriegsdienste gewesen war. Der neuen Aemter sind nun weniger; also ist die Hoffnung zu Stellen geringer. Der Adel wird gewiß nicht mehr zur Verwaltung der öffentlichen Geschäfte ausgeben, als die zurückgegebenen Ritterschaftsgüter Einkünfte bringen. Zu fürchten ist, daß eben deßwegen die Justiz, die leider in Rußland noch sehr nach-

läßig war, desto schlimmer gehen werde, da sie zumal nun nicht mehr unter der ganz nahen Aufsicht der Regierung stehen wird. Welchen Gang wird die Gerechtigkeit haben, wenn sich der Senat mit der Appellation in jeder kleinen Privatsache beschäftigen soll, da bisher schon Prozesse von der größten Wichtigkeit auf die lange Bank geschoben wurden? Nun kommt es darauf an, ob der Oberlandrichter, oder wer sonst der Matador in der Provinz seyn wird, ein Mann von Grundsätzen, Entschlossenheit, Muth und Eifer ist: und wehe dem ärmern Theile der Rechtenden, wenn dieses dem Zufalle überlassen bleibt! Aber höchst wahrscheinlich wird es noch schlimmer seyn. Der Adel ist nun ganz wieder allein Person in den Provinzen. Unter Justiz versteht er, was zur Feststellung, oder wol gar Erweiterung seiner sogenannten Privilegien dient. Er wird immer einen Mann wählen, der mit Muth und Klugheit diese Vorrechte des Adels zu vertheidigen bereit ist. Jedermann weiß, was die Rechte des Adels in den meisten Ländern bedeuten; und was sie in Liefland und den angränzenden Provinzen zu sagen haben, davon hat die Humanität der meisten übrigen Länder keinen Begriff. Snell und Merkel haben die Sache nicht übertrieben, selbst nach dem Geständnisse der Vernünftigern aus der Gesellschaft der Unterdrücker, nicht übertrieben. Jeder Reisende, der in den Provinzen nur etwas rechts und links von der Poststraße abgewandelt ist, kann in einer Woche Scenen genug sammeln, um sein ganzes Leben bei der Erinnerung Herzdrücken zu haben: auch wol die Poststraße selbst kann ihm solche empörende Beispiele zeigen. Merkel spricht von den Letten in Liefland: ihre unglücklichen Brüder in Kurland liegen unter einer noch härtern Geißel, je weniger sich der kurländische Adel bisher um seine schwachfüßige Regierung bekümmerte. Ein Jeder spielte nach Gefallen den Wohlthäter, oder den Verderber, den Vater oder den Tyrannen in seinem Gebiet. Natürlich, daß der kurländische Adel die neuen russischen Einrichtun-

gen gar nicht nach seinem Geschmacke fand, und daß der General Palen als Ordnungsstifter in Mitau, wenn auch nach Weltsitte viel freundliche Gesichter, doch wenig freundliche Gesinnungen zur Erreichung der Zwecke der Monarchin antraf. Die Esthen bei uns über Dorpat sind nicht besser daran, nur, daß sie noch etwas mehr Nationalenergie haben; und ihre wahre Schilderung könnte ein Gemälde machen, das dem merkelschen von den Letten nichts nachgeben würde. Alle diese armen Leute hatten die Hoffnung, nach und nach durch Unterstützung der Regierung in ein vernünftiges, menschliches Verhältniß im Staate zu treten. Die Monarchin würdigte sie ihrer Sorgfalt. Das klingt seltsam; ein Monarch würdigt eine seiner Nationen seiner Sorgfalt, als ob das nicht seine Pflicht wäre, deren Vernachlässigung sich zuweilen fürchterlich rächt: aber leider waren sie über ein ganzes Jahrhundert gar keiner Sorgfalt gewürdigt worden. Nun sind sie nach Aufhebung der Statthalterschaftsregierung wieder ihren Gewaltigen auf gänzliche Diskretion übergeben. Der Adel ist wieder ausschließend in seiner eigenen Sache Richter, Vollstrecker und Machthaber: das nulle Paktum ist wieder da, auf einer Seite lauter Rechte und keine Pflichten, auf der andern lauter Pflichten und keine Rechte. Denn Rechte, die ich nicht behaupten, und Pflichten, deren Erfüllung ich nicht erzwingen kann, sind, so lange dieser Zustand dauert, so gut, als nicht existirend. Ueber Gerechtigkeit, Menschenliebe und Humanität wird nirgends mehr deklamirt, als in jenen Provinzen; selbst von denen, die Antipoden derselben sind, und die durch ihren Zungenbeitrag die Pflichten selbst quittirt zu haben glauben. Der Kaiser Paul hat gewiß nicht erwogen, und man hat sich gehütet, es ihn ahnden zu lassen, daß der Wolf nie ein guter Hirte werden wird, auch wenn er seine ganze Haut zum Unterpfande setzte. Es sei fern von mir zu glauben, daß nicht eine Menge Individuen der Genossenschaft recht menschliche Geschöpfe sind! Aber eben diese

werden schwerlich die Verwalter der Gesetze werden: und was ist das unter so viele? Bonis non scriptae leges; und die Schlimmen, für welche sie eigentlich sind, erhalten Mittel, sich durchzubrechen, oder durchzuschleichen. Die Einförmigkeit der Justizverwaltung, einer der größten Vorzüge eines Reichs, wird gestört. Die leidigen Privilegien waren gestorben und vergessen; jetzt sind sie wieder zum Leben erweckt worden: wird aber ihr Leben Segen, oder Fluch verbreiten? Schon in dem Worte Privilegien, ein Ueberrest aus dem alten römischen Sauerteige, liegt, nach geläuterten Begriffen des Staatsrechts, eine Ungerechtigkeit, ein Widerspruch. Eine Ausnahme vom Gesetz auf einzelne Individuen, oder Gesellschaften ist eine Beleidigung der Uebrigen, die dem Gesetz unterthan sind. Zugegeben, daß es Fälle giebt, wo dergleichen Ausnahmen durch Noth und Klugheit geboten und also entschuldiget werden, so ist die Staatsverfassung gewiß nicht weise, wo dergleichen Fälle vervielfältiget erscheinen; und diejenige ist die vernünftigste, wo die wenigsten sind. Der Monarch ist allen seinen Provinzen und jedem Gliede derselben gleiche Sorgfalt für ihr Glück und ihre Wohlfahrt schuldig. Wenn die Privilegien konsequent in einer gesunden Politik und in einem gereinigten Staatsrecht gegründet liegen, sind sie überflüssig; denn sie sind des Monarchen Pflicht: sind sie dieses nicht, so sind sie ungültig, denn sie sind, wie die Juristen zu reden pflegen, contra jus in thesi, das heißt hier: wider die Vernunft, die Absicht der Gesellschaft. Wo viele Privilegien sind, ist es eben so bedenklich, als wo viele Gesetze sind: und meistens ist beides verbunden. Wenn man sich immer die Mühe geben will, nachzudenken, so wird man jederzeit finden, daß ein Theil die Privilegien des andern bitter entgelten muß. Jedes Privilegium ist ein Kollisionsfall, wo eine kleine Ungerechtigkeit auch für das Ganze einen großen Vortheil erreichen soll: wenn der Vortheil aber gar nicht für das Ganze und bloß für einzelne Individuen ist, so ist das Privilegium

Unsinn, dergleichen wir freilich in unserer moralischen Welt vielen haben. Soviel von der Veränderung der Justizverfassung! Mich däucht, Jeder sieht leicht ein, wie mißlich das Unternehmen ist, und welche unglücklichen Folgen es für die Provinzen haben kann, die nun ganz wieder der Willkür des Adels überlassen werden. Sonst konnte freilich der Bauer nur sehr schwerlich Recht gegen seine Peiniger erhalten; nun wird es fast unmöglich seyn. Jedes Land hat noch etwas von diesem alten Sauerteig, und überall sucht der Adel noch gern sich im ausschließlichen Besitz der wichtigsten Richterstellen zu erhalten; aber nirgends hat er doch ohne Ausnahme gesetzlich die ganze Jurisdiktion, wie er sie sich in diesen für die niedern Volksklassen so unglücklichen Provinzen angemaßt hat. Es fing an sich eine Idee von Volk zu bilden, welche nach und nach zur Kultur hätte leiten können: nun wird selbst diese Idee verschwinden, und Jahrhunderte werden sie nur mit Mühe wieder herbeiführen können.

Ein zweiter zwar minder wichtiger, aber doch nicht unwichtiger Punkt, in welchem der Kaiser Paul sogleich neue Verordnungen ergehen ließ, ist die Censur und das Bücherwesen. Unter Katharina der Zweiten herrschte anfangs in dieser Rücksicht eine völlige Freiheit. Die allgemeinen vernünftigen Bedingungen verstehen sich von selbst, nach welchen wider gute Sitten, öffentliche Religion und Staat nicht geschrieben werden durfte. Der Mißbrauch dieser Freiheit führte zwar die Censur ein; aber sie war doch durchaus sehr liberal, und nur in Ansehung der Bücher in russischer Sprache etwas behutsamer. Man erstaunt in Deutschland billig über die Freimüthigkeit der Schriften, die in Petersburg geschrieben, gedruckt und verkauft worden. Niemand hielt sie für gefährlich, weil sie es in einer wohlgeordneten Regierung nicht waren. Wahrheit ist immer nützlich; und Kalumnie wird verachtet und stirbt. Man las Spottgedichte auf die Monarchin in der Peripherie des Hofes

und sie nahm sich nicht die Mühe, deßwegen eine Inquisition anzustellen. Sie ließ schmähen und handelte; ihre Thaten blieben, und von den Schmähungen weiß Niemand etwas mehr, wenn sie auch damals das gährende Hirn einiger Witzlinge kitzelten. Die ausländischen Bücher waren ausländische Waaren, von welchen Jeder nahm, was nach seinem Geschmack war. Wo die gewöhnliche Klugheit einige Behutsamkeit erforderte, verbannte man wenigstens alle Aengstlichkeit. Es wurden in Rußland Bücher und Zeitschriften öffentlich gelesen, die in Deutschland schwer verpönt waren: und Niemand war deßwegen mit der Regierung unzufrieden. Jeder aß und trank, sagte sein Bonmot glücklich oder unglücklich, und ging in das Komtoir, das Gericht oder auf den Exercierplatz. Er hatte nicht zu klagen; und diejenigen, welche vielleicht zu klagen gehabt hätten, lasen überhaupt gar keine Bücher, und werden wol in einem Jahrhunderte noch keine lesen. Fremde wunderten sich, in Rußland so liberale Gesinnungen in dieser Rücksicht bei der Regierung zu finden. Der Franzose, der Engländer, der Deutsche fanden ihre klassischen Landsleute wieder, und in größern Ehren, als zu Hause. Nun erscheint auf einmal ein strenges Censuredikt, um den neuen Sauerteig auszufegen, damit er ein alter Teig werde. Die Absicht des Monarchen dabei ist gewiß höchst heilsam; es fragt sich aber, ob sie durch das Mittel erreicht wird. Dem Fortrücken einer Nation in ihrer Bildung auf diese Art Gränzen zu setzen, ist bei der jetzigen Publicität etwas schwer. Es wird konfiscirt und verbrannt, was man konfisciren und verbrennen kann: unstreitig weit mehr, als der Wille des Monarchen und des Ministeriums ist. Es ist nur Schade, daß oft gleichgültige Bücher durch diese Kriminalprocedur erst ein Interesse gewinnen und gesucht werden, daß man dann erst anfängt sie zu studiren, zu verstehen oder mißzuverstehen, und das etwanige Gift herauszusaugen. Ein verbranntes Buch wirkt nur stärker durch das Feuer; und eine Menge Bü-

cher, würden nicht so viel Kredit erhalten haben, wenn sie nicht verbrannt worden wären. Es ist wol eigentlich eine ziemlich gleichgültige Sache, ob man den deutschen Merkur in Riga konfiscirt, und den Genius der Zeit verbrennt, oder nicht; aber gewiß gewinnen beide Produkte nur desto mehr die Aufmerksamkeit des nordischen Publikums, wenn es auch nur aus Neugierde und bloßem Spieltrieb wäre, und ein einziges verborgenes Exemplar wird mehr gelesen, als sonst funfzig. Das Censuredikt ist freilich nicht mehr und nicht weniger strenge, als in den meisten übrigen Ländern; aber bei dem ungeheuern Geschäftskreise in Rußland haben die Censoren ausgebreitete Macht, willkürlich ihr Autodafé über jedes Buch zu halten, das irgend eine Ketzermiene trägt. Es werden dazu nicht immer Männer von liberaler Sinnesart genommen; aber wol Männer von Gewissenhaftigkeit im theologischen und politischen Verstande, die dann freilich den Spaniern wenig nachgeben werden. Die Geistlichkeit hat dabei Gelegenheit, den Rest ihres kanonischen Ansehns zu retten; und die kleinliche Engbrüstigkeit der Gerichtsleute spricht Anathema über Alles, was auf irgend eine Weise eine etablirte Ehrenkaste beleidiget, oder ihre Befugnisse mit der Sonde der Vernunft zu berühren scheint. Man thut, glaub' ich, den Büchern und Bücherschreibern zu viel Ehre, wenn man so große kosmische Wirkungen auf ihre Rechnung setzt, obgleich ihr mittelbarer Einfluß auf Nationalangelegenheiten nicht ganz zu verkennen ist. Die Wahrheit dringt endlich ohne Buch durch, und Glaukome halten sich in den besten Schriften in die Länge nicht. Das meiste Gute und Böse ist ohne Bücher geschehen, und das mit Recht; denn es geschah aus der menschlichen Natur nach Ursachen, die tiefer liegen, als auf Papier und Pergament. Die Römer hatten keine Bücher, als ihre Plebejer auf den heiligen Berg gingen und sich ihre Tribunen ertrotzten. Die Griechen hatten außer ihrem Homer und Hesiod, die nichts weniger als Freigeister waren, kein

Buch, als sie bei Marathon schlugen und ihren Schriftstellern durch ihre Thaten erst Stoff zur Geschichte gaben. Weder Rousseau, noch Voltaire, noch Mercier haben die französische Revolution bewirkt; wenigstens ist ihre Mitwirkung wie ein Regentropfen, der in den Ocean fällt. Wäre der Adel in Frankreich in der Behandlung seiner Unterthanen nicht noch so ostgothisch und die Geistlichkeit nicht gedankenlos sybaritisch gewesen; hätte die Regierung nicht das Mark der Nation verschwendet, um dann an ihren Knochen zu nagen; hätten alle zusammen etwas mehr auf die wahre Natur des Menschen kalkulirt, so hätte Voltaire spotten und Rousseau predigen, Voltaire zehn Mahomeds und Rousseau zehn bürgerliche Verträge schreiben mögen: die Franzosen hätten sie gelobt und getadelt, und wären ruhig geblieben. Um eine Nation zu verführen, muß die Nation unzufrieden seyn; und diese ist es nie bei einer guten Regierung. Die französische Regierung hat sich selbst gestürzt; die Nation hat Rousseaus Kontrakt erst spät nachher zu ihrem Katechismus gemacht. Ob es gleich das wichtigste Werk des Mannes ist, so nannte man es doch kaum unter seinen Meisterstücken; und la loi naturelle, die größte Arbeit Voltaires, wird neben seinem Mädchen und seinen prächtigen Theaterstücken und philosophischen Rhapsodien kaum bemerkt. Hat Aretin durch seinen Spott den italienischen Fürsten großes Leid zugefügt? Er wurde die Geißel der Fürsten genannt; aber keiner ist von seiner Geißel gestorben, noch durch ihn um eine Mahlzeit ärmer geworden. In Rom beförderte die griechische Philosophie des Karneades und Konsorten wol vielleicht die Despotie; aber Brutus konnte mit der ganzen Stoa das alte Staatsgebäude nicht retten: und keine philosophische Sekte war doch eine so große Stütze der Freiheit, als die Stoa. Die Revolutionen wurden immer durch innere Krankheiten verursacht. Wo die Könige fielen, haben sie durch ihre bösen oder übel berechneten Anschläge ihr Urtheil selbst geschrieben. Wie will

ein Mann über Menschen herrschen, der die Menschen nicht kennt? Durch Liberalität ist noch keine Regierung gestürzt worden, aber wol durch engbrüstige despotische Einschränkung. Nie hat wol ein Mann willkürlicher regiert, als Friedrich der Zweite; aber er war ein Mann in dem ächten Sinne des Worts, und in seinen Staaten herrschte grössere Freiheit des Kopfs, als in den seinigen. Wo die Grundlage der Regierung Gerechtigkeit, Volkswohl und Humanität ist, hat Niemand etwas Besseres zu wünschen; und die Machinationen der Uebelgesinnten zerstieben wie schlimme Dünste in einem strengen Morgenwinde.

Die Bücherkommissionen in Petersburg, Moskau und Riga bestehen meistens aus Russen, einem Geistlichen, einem sogenannten Gelehrten und einer Civilperson. Die Engbrüstigkeit der Geistlichkeit kennt man an allen Orten, und niegends ist im Durchschnitt diese Menschenklasse alt rechtgläubiger, das heißt vernunftleerer, als in Rußland. Es giebt Ausnahmen; aber selten sind die Ausnahmen Büchercensoren: und selbst freimüthige Denker ihres Standes gewinnen durch das Furchtbare ihres Auftrags eine gewisse Angst, in welcher sie gern die Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam der Ordonnanzen. Wenn man nun auch alle neue Broschüren unterdrückt, konfiscirt und verbrennt, kann man denn auch die klassischen Werke der gebildeten Nationen vernichten, die in Jedermanns Händen sind, ohne zu befehlen: Es soll alte Barbarei seyn? Kann man alle Rousseaus und Voltaires und Raynals, alle Shaftsburys und Bolingbrokes auf den Scheiterhaufen tragen? Und gesetzt, dieses wäre möglich, so darf unter schwerer Verpönung Niemand den Cicero und Plato in die Hand nehmen, Niemand den Livius, Thucydides und Plutarch lesen, der nicht von dem bösen Enthusiasmus des Alterthums angesteckt seyn will. Die Krankheit der Freiheit ist bei ihnen etwas heftiger epidemisch, und etwas weniger vernünftig, als vielleicht bei den meisten Neuern. Die Re-

gierungen mögen nur sorgen, daß sie selbst gut seien, gut werden und gut bleiben, das Volk wird gewiß nicht böse seyn. Es ist eine glückliche gutmüthige Schwachheit des Volks, daß es sich führen läßt, so lange man es nur leidlich führt. Die Minister, welche laut das Gegentheil schreien, sind vermuthlich keine guten Führer, oder sie traten schon in unleidliche Verhältnisse. Ich kann und mag hier nicht untersuchen, in wie fern gänzliche Preßfreiheit dem Staate gefährlich werden könne; aber daß die Eingeschränktheit der politischen und religiösen Bonzen recht eigentlich dazu gemacht ist, alles Emporstreben des Geistes zuerst niederzudrücken, und dann durch den Druck empor zu heben, ist eine Wahrheit, die jetzt wol Niemand mehr läugnet, Niemand mehr zu bekennen Bedenken trägt. Es leiden unter der Veranstaltung nicht bloß einige Buchhändler und Liebhaber; diese können sich leicht trösten, oder ihre Klagen sind von keiner Wichtigkeit. Aber man macht die Menge mißtrauisch und flößt ihnen den Gedanken ein, die Regierung verrathe Furcht. Furcht ist überall ein schlimmes Zeichen; am allermeisten bei Männern, die am Ruder sitzen. Die Klugheit muß, wenn sie konsequent mit sich selbst handeln will, nicht den Strom zu dämmen, sondern ihn abzuleiten suchen: sonst geht es vielleicht wie mit dem schlecht berechneten rigischen Wasserbau an der Düna: die Fluth bricht durch, und wirft wenigstens Sandbänke in das Fahrwasser, welche sehr hinderlich sind.

Die Veränderungen bei dem Militär sind wichtiger, sind von der größten Wichtigkeit. Daß der Kaiser sie für Verbesserungen hält, ist kein Zweifel; sonst würde er gewiß keine einzige verordnet haben, da die Kosten sich jetzt unendlich höher belaufen müssen, als nach dem alten Etat, und man im Ueberschlag der russischen Finanzen kaum begreiflich findet, wie diese neuen Kosten für so ungeheure Truppenkorps ohne neue Beschwerde zu erschwingen sind. Die Oekonomie, welche durch Reduktion des glänzenden überflüssi-

gen Hofstaats und der innerlichen Einrichtung in den Provinzen hier und da gemacht wird, scheint bei weitem nicht hinreichend, diese neuen Bedürfnisse zu bestreiten und die Staatspapiere wieder in völlig gültigen Kredit zu setzen, oder sie endlich ganz zu tilgen, wie der Vorsatz des Monarchen ist. Aber ohne diese Rücksicht, welche bloß Sache der Staatswirthschaft ist, wollen wir erwägen, ob, militärisch genommen, die neue Ordonnanz besser ist, als die alte war.

Als Peter der Erste nach Aufhebung der Strelitzen sein Militär gründete, nahm er seine damaligen Muster von stehenden Heeren, die er auf seinen Reisen gesehen und beobachtet hatte; und vorzüglich von seinen Nachbarn, den Brandenburgern, deren Kriegsrenommee schon damals ziemlich gestiegen war. Staat, Ordonnanz und Bezahlung der Officiere war also gleich anfangs auf ziemlich gleichem Fuß mit dem Deutschen. Seine gemeinen Soldaten konnte er durch eigene Lieferung der Lebensmittel weit wohlfeiler unterhalten, so daß der russische Soldat außer allen seinen Bedürfnissen ungefähr jährlich nur sieben Thaler zur Reinlichkeit und zu kleinen Nothwendigkeiten erhielt. Der Proviant kostete, hochgerechnet, der Krone doch gewiß nicht mehr als eben die Summe von sieben Thalern auf den Kopf, und die Bekleidung war verhältnißmäßig eben so wohlfeil und eben so gut, als die deutsche. Die russischen Truppen waren also für kaum zwei Drittheile der Summe, welche nach deutschem Fuß der Kriegsmann kostet, eben so gut, oder noch besser gekleidet, und besser und sicherer verpflegt, als die preußischen. Krieg und Friede machten keinen Unterschied: und der russische Soldat war immer auf Kriegsfuß, da er im Sommer beständig im Lager stand. Die verstorbene Kaiserin gab der Armee in den letzten Jahren ihrer Regierung, sowol den Officieren als den Gemeinen, Zulage, so daß die letztern nun ungefähr jährlich eilf Thaler erhielten. Uebrigens blieb alles bei der alten Einrich-

tung. Ihre Kleidung war von Peters des Ersten Zeiten an herab bis auf das Kommando des Fürsten Potemkin auch der deutschen ziemlich ähnlich, nur etwas steifer und gezwungener. Potemkin, ein Mann, dem man einen viel umfassenden Geist nicht absprechen kann, sah das Unzweckmäßige und Beschwerliche dieser Tracht, zumal in dem russischen Klima, ein. Er machte unstreitig bei der Armee, vielleicht aus bloßer Neuerungssucht, manche Veränderungen, die nichts taugten; besonders litt die Disciplin, welche vorher und vorzüglich unter Romanzow vortrefflich gewesen war, durch seine ungewöhnliche Nachsicht außerordentlich: so daß es wohl Leute giebt, die ihm deßwegen böse Absichten beimessen, weil er die ersten Generale mit despotischem Stolz behandelte, und den kleinen Officier und gemeinen Mann durch übertriebene Gelindigkeit und Popularität an sich fesselte. Sein moralischer Charakter kann hier nicht in Betrachtung kommen: wir reden nur von dem, was er bei der Armee gethan hat: und darunter sind gewiß mehrere Anordnungen, die, nach dem Urtheile aller ächten Militäre, zweckmäßig und also gut waren. Er ließ den Soldaten Locken und Zöpfe abschneiden, und dadurch gewannen sie beträchtlich in der Schnelligkeit des Anzugs, und verloren nichts an kriegerischem Ansehen. Er gab ihnen anstatt der dreieckigen Hüte eine wohlgebaute Kaske, wo ein metallnes Stirnband die Stirn vor dem Schuß und ein großer eiserner Bogen oben über den Kopf den Mann am Schädel ziemlich gegen den Hieb sicherte. Der Bogen war mit dicker schön gekämmter Wolle, oder mit Roßhaaren umwunden, um desto mehr aufzuhalten und dem Ganzen ein größeres Ansehen zu geben. Anstatt des deutschen Zwitterdings von Rock gab er eine Kurtke, die durchaus völlig und warm, und gewiß zum Marsch das beste Leibkleid war. Anstatt der kurzen unbequemen Beinkleider erhielten die Leute lange Hosen nach Art der Ungarischen, nur weiter und gemächlicher. Die Gamaschen wurden in jeder Rücksicht durch die Stiefeln ersetzt;

nur daß diese etwas theurer waren. Auf diese Art gekleidet erreichte der Soldat alle Zwecke seiner Bestimmung: er war leicht, frei, gewandt, ansehnlich, und vor allem in kurzer Zeit fertig. Das quod quis per pauca ist wol nirgends eine herrlichere Regel, als bei dem Kriegsmanne und im Kriege. Parade ist zwar das Allerletzte in militärischer Berechnung: aber wo sie als eine Accidenz sich finden kann, ist sie doch dem Mann von Geschmack nicht unwillkommen: und man kann kaum einen schönern kriegerischen Aufzug denken, als ein russisches Regiment auf diese Weise machte. Wenn der Fürst Potemkin diese Erfindung nicht aus sich selbst nahm, sondern sie ihm von fremden Officieren angegeben ward, so verliert sie dadurch nichts von ihrem Werth, sondern gewinnt vielmehr, weil auch eine andere wackere Nation schon vorher ihre Zweckmäßigkeit einsah. Die Montirung ist nämlich mit außerordentlich kleinen Veränderungen und den Zugaben der Hosen die Montirung der Bergschotten. Jedermann weiß, welche brave Truppen diese Leute sind, wenn sie sich gleich von dem Parlament keine Hosen wollten anziehen lassen.

Diese ganze Kleiderordnung des Militärs hat der Kaiser verändert, und fast wieder auf den alten Fuß gesetzt. Gewöhnliche Leute skandalisiren sich über den neuen grotesken Anzug: das ist wol Kleinigkeit; und in einigen Monaten wird er dem Auge gewöhnlich, oder gewinnt wol gar eine Art von hogarthischer Schönheit. Aber erreicht denn die alte erneuerte Einrichtung besser die Absichten des Militärs, als die kassirte? Ich zweifle, daß dieses die Meinung irgend eines unpartheiischen Sachkundigen seyn wird. Vieles ist dabei schlimmer, und nichts besser; und gesetzt, daß alles wenigstens eben so gut wäre, so wäre die gleichgültige Aenderung schon deßwegen weniger gut, weil sie Aenderung ist. Individuen, deren Geist voll Unruhe und Spieltriebes ist, machen gern in ihren Erscheinungen so viel verschiedene Nüaneen, als sie können; aber

eine ganze Nation bleibt gern bei dem alten Gleise, wenn sich nicht ihr Genius nach und nach selbst anders stempelt. Unter Peter dem Ersten war der Fall anders. Damals war die Reform durchaus nothwendig. Die Russen waren damals in jeder Rücksicht halbe Barbaren, und mußten den Schritt in allem von ihren Nachbarn lernen, die voran gegangen waren. Jetzt ist dieses nicht mehr; sie können sich schon allein durch sich selbst halten und heben, und die beabsichtigte Reform scheint wirklich nicht Reform zu seyn. Angesehene Generale sollen dieses dem Kaiser vorgestellt haben. Selbst Suworow, den die Russen, nach der Schlußfolge des Herrn Pangloß, billig für den ersten Militär der Welt halten, soll ihm mit seinem gewöhnlichen lakonischen Geiste bemerkt haben, Zöpfe seien keine Bajonette und Locken keine Kanonen, und der Russe werde mit Gamaschen um kein Haar breit besser Batterien nehmen, als in Stiefeln. Der Kaiser befahl die Veränderung. Das ist freilich eine hinreichende Bestimmung zum Gehorsam; aber noch kein hinlänglicher Grund, sie deßwegen gut zu finden. Mehrere Regimenter kamen mit ihren Officieren zum Monarchen und baten, man möchte ihnen lieber die neue Zulage an Gehalt wieder nehmen und ihnen ihren Anzug lassen; sie wären daran gewöhnt, und er wäre der beste. Niemand kann wol besser über Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit eines Anzuges urtheilen, als die ihn tragen, wenn es nicht Petitmaitres der feinen Welt sind, welche, der Mode zu gefallen, nicht selten Angstschweiß schwitzen: zu diesen darf man aber wol die gemeinen Russen nicht rechnen. Der Kaiser war unerbittlich, und die Antiquitäten wurden erforderlichen Falles mit dem Stock wieder retablirt. Man muß zugesehen haben, oder noch besser selbst Rekrut gewesen seyn, um von der penibeln Aengstlichkeit des Gamaschenanzugs, des Zopfwickelns und des Lockenbrechselns einen kompletten Begriff zu haben. Nun denke man sich ein Regiment ächter Russen, die sechszehn Jahre gleich kriegerisch, be-

quem und geschmackvoll sich gekleidet hatten, und die nach des Kaiser neuem Befehl nun auf einmal wieder unter das Bügeleisen eines stockgerechten steifen Korporals sollen. Sie werden das bald kennen und thun, — denn der Russe kann Alles, — aber sich deßwegen um keinen Kopeken besser befinden.

Die russische Infanterie hatte, die Grenadiere ausgenommen, wie billig, keine Seitengewehre. Wozu soll der Soldat mit mehr belastet werden, als ihm nöthig ist? Wenn der Infanterist trotz seinem Bajonett verloren ist, so wird ihn kein Säbel retten. Das Bajonett ist seine Stärke. Der Fürst Potemkin hatte einigen Grenadierregimentern ziemlich schwere handbreite Säbel gegeben, mit sehr guter Berechnung; nicht zum Gefecht — denn da sind sie unnütz und nie gebraucht worden — sondern zum Wegehauen durch Waldung und zum Faschinenarbeiten, wozu denn doch ausschließlich die Grenadiere bei allen Armeen jetzt gebraucht werden. Er würde sie allen Grenadierregimentern gegeben haben, wenn er länger gelebt hätte. Der erste Anblick eines solchen Säbels sieht freilich sehr schlächtermäßig aus, und hat doch für die Aktion keinen Vortheil: wenn man aber überlegt, warum er eigentlich getragen wird, so ist kein Instrument bequemer zu einer solchen Absicht. Er ist eigentlich mehr Beil, als Säbel, und nur auf diese Weise leicht tragbar gemacht. Der Kaiser hat diese Säbel abgeschafft und an ihre Stelle andere gesetzt, wie sie die ganze preußische Infanterie ganz zwecklos trägt. Vorher war der russische Soldat leicht, frei und stolz, und hielt sich für den ersten Soldaten in der Welt. Man sollte ihm wenigstens seine Originalität und seine eigene Meinung der Ueberlegenheit lassen, welche bei dem gemeinen Mann eines Truppenkorps durchaus keine Schimäre ist, so gefährlich sie oft werden kann, wenn sie auch der Officier hat. Darin besteht sein Enthusiasmus und sein felsenfester Muth, den der Befehlshaber nur benutzen darf. Nun sind aus guten Originalen,

wofür sich die Russen nicht ganz ohne Grund hielten, mittelmäßige Kopien geworden; Kopien von Truppen, denen man schon längst den Vorrang abgewonnen zu haben glaubte. Man hätte die Nationalmeinung schonen sollen, und das fremde Gute unbemerkt benutzen können. Niemand, der nur einige Kenntnisse vom Metier hat, wird läugnen, daß das preußische Militär noch einige wesentliche Vorzüge habe: aber ihre Kleidung ist gewiß das Gegentheil von einem Vorzuge. Die Preußen haben vorzüglich Festigkeit des Marsches, halten meistens richtig Linie, ohne zu wogen, beobachten den Schwerpunkt mit exemplarischer Genauigkeit: ihr Gewehr hat einen bessern innern Bau als das russische, und sie handhaben dieses Gewehr noch besser, als irgend ein anderer Soldat. Diese Vortheile hätte man nehmen können und sollen. Freilich wird der Kaiser auch diese nehmen wollen: sie sind aber nicht so leicht übergetragen, als Hut und Locke und Zopf, die kaum des Transports werth seyn dürften. Die russische Ordonnanz wollte von jeher auch diese wesentlichen Vorzüge; aber die russischen Officiere scheinen jetzt noch nicht bis dahin zu arbeiten. Mit dem gemeinen Mann läßt sich überall Alles machen. Es würde den Russen in ihrem alten Anzug leichter geworden seyn, ihre sogenannten Meister zu übertreffen. Nunmehr müssen sie erst wieder anfangen, und sich in einer neuen Kleidung leidlich befinden lernen. Etwas Wesentliches wäre die Veränderung der Gewehre gewesen. Jedermann begreift beim ersten Anblick, daß das konische Zündloch und der cylindrische Ladstock von der größten Wichtigkeit seien. So lange wir noch kleines Feuergewehr haben, ist Schnelligkeit des Feuers ein Haupterforderniß. Ob für das kleine Feuergewehr kein besserer Ersatz möglich ist, bleibt eine andere Frage. So lange wir aber noch schießen, müssen wir so ordentlich und schnell, als möglich, schießen. Dazu ist das preußische Gewehr am besten eingerichtet. Man macht ihm vielleicht den Vorwurf der wenigern Wirkung;

aber dieser ist unbeträchtlich, und der kleine unmerkliche Nachtheil wird vielfach durch die größere Geschwindigkeit ersetzt, da es bei dem kleinen Feuer doch mehr auf Genauigkeit und Geschwindigkeit, als auf Kraft, ankommt. Wenn nur der Mann verwundet und aus dem Gefecht gebracht wird, ist die Absicht erreicht; es ist nicht nöthig, daß er getödtet werde. Das Erste hat noch den Vorzug der sichern Humanität in Gelegenheiten, wo sie so selten, so theuer und oft so gefährlich ist.

Die Preußen schießen mit ihrem Gewehr gewöhnlich siebenmal in einer Minute; die Russen können durchaus nicht mehr als fünfmal schießen. Ich habe von Regimentern, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, keines gefunden, das mehr als dreimal geschossen hätte. Höchst wahrscheinlich werden die Gewehre auf preußische Art eingerichtet: aber dieses ist keine Arbeit von einigen Monaten. Das russische Bajonett ist besser gebaut, als das preußische; und ich glaube, jede Veränderung in demselben würde zweckwidrig seyn. Man nimmt an, daß das schwedische und schottische die besten Bajonette sind; aber nach diesen kommt gewiß gleich das russische. Niemand wird läugnen, daß die Russen das Bajonett zu führen verstehen. Aber daß sie mit demselben so viel und so außerordentlich gearbeitet haben, beweiset allein noch nichts, weder für die Güte der Truppen, noch der Bajonette. Die Türken haben keine Bajonette, und sind folglich mathematisch verloren, sobald es zum Handgemenge kommt, wenn auch hier und da einer ihrer vortrefflichen Säbel einen Schedel spaltet und einen Gewehrlauf durchhaut. Bei Otschakow und Ismail war dieses der Fall. Die einzige Gelegenheit, wo die Russen ihr Bajonett auch gegen Bajonett und Pike mit furchtbarer Wirkung brauchten, war bei Praga. Aber das Schrecken war vor Suworow hergegangen, und die Polen in den Werken waren durch anhaltende Arbeit und Mangel so entkräftet, daß man sie kaum mehr für Soldaten halten durfte. Die

Polen haben bei der letzten Revolution zu ihrem Schwanengesange den Preußen und Russen bei mancher Gelegenheit gezeigt, daß beide nicht so entschieden Meister des Handwerks sind: und hätte der vaterländische Genius die armen Sarmaten funfzig, oder nur zwanzig Jahre früher geweckt, sie wären nicht weggewischt worden aus den Völkern der Erde. Doch auch so ist die Epoche ihres Todes das Schönste von ihrem Leben seit einem Jahrhunderte. Man sagt, der Kaiser Paul wolle auch das Bajonett nach potsdamer Art machen lassen. Der Vorzug des russischen Bajonetts zeigt sich gleich mathematisch dem Auge, da es sich mit dem preußischen noch nicht gemessen hat. Denn wenn im siebenjährigen Kriege die Preußen auch einige russische Batterien nahmen, so hatte die Artillerie schon zu fürchterliche Bresche geschossen, oder das kleine Feuergewehr so entschieden vorgearbeitet, daß der Angriff auf das Bajonett nicht in Betrachtung gezogen werden darf: und die Russen haben es, obgleich mit vielem Verluste, reichlich zurückgegeben. Der Nachtheil in der Veränderung des Bajonetts würde zwar nicht beträchtlich seyn; aber der gegenwärtige Vortheil ist doch besser. Wenn das Instrument etwas leichter, spitziger und länger ist, so ist es brauchbarer, als ein schwereres, das vielleicht in nicht ganz richtigem Verhältnisse zum Gewehre steht.

Daß der Kaiser die Disciplin auf einen etwas festern, bestimmtern Fuß gesetzt hat, oder vielmehr, daß er nur strenger darüber gehalten wissen will, ist für die ganze Armee eine vortreffliche Sache. Bisher war der Oberste der Kaiser seines Regiments, und der Befehlshaber des Korps ging mit dem Obersten eben so willkürlich um. Dieses Bassawesen stieg vom Commandeur en Chef herab bis zum Korporal, so daß fast Niemand seine Pflichten und Rechte kannte, und der ganze Dienst aus lauter blindem, starrblindem Gehorsam zu bestehen schien. Der Kapitän, oder vielleicht ein noch kleinerer Officier, ließ willkürlich einem Manne ohne

Prozeß sechshundert Stockprügel geben, dagegen der Oberste den Officier in einer ganz fremden Sache bödtisch duraćte; (Durack! du Narr, ist im Russischen das gewöhnliche verächtliche Schimpfwort, und eben so beleidigend, als ob man im Deutschen jemand einen H — t nennte, wofür sich Militäre nothwendig die Hälse brechen müssen;) und alle glaubten, daß dieses so seyn müßte, oder daß man es wenigstens nicht ändern könnte. Nach der Verfügung des Kaisers ist der Oberste nicht mehr Tyrann seiner Officiere, der Officier nicht mehr Tyrann seiner Soldaten. Jeder weiß seine Pflicht, und seine Strafe für die Vernachlässigung derselben. Für diese strenge Verordnung werden alle dem Monarchen laut danken, ob sie gleich manchen heimlich wehe thun wird, die nun den Eigensinn ihrer ungezogenen Laune nicht mehr an ihren Untergebenen auf ihre eigene Weise auslassen dürfen. Die Obersten hatten die uneingeschränkte Oekonomie der Regimenter, und gewannen bei der Kavallerie jährlich zwanzig und mehr tausend Rubel, nachdem die Standquartiere weniger, oder mehr vortheilhaft waren. Als Soldat kann der Soldat ehrlicher Weise durchaus nichts Beträchtliches erwerben: man kann also denken, wenn es ja ehrlich herging, daß es sehr kaufmännisch hergehen mußte. Der Kaufmann und der Oekonom können ehrlich reich werden, aber kein Mann, der in öffentlichen Diensten steht. Der Oberste hatte zum Abschluß der Rechnungen doch die Kapitäne nöthig: und wenn er dieselben ja noch etwas schonte, so geschah es bloß, damit sie keine Schwierigkeiten bei den Unterzeichnungen der Rechnungen machen möchten. Der Soldat suchte sich im Quartier am Wirth zu erholen, und der Oberste ließ die Disciplin schleichen, damit von den Soldaten keine Klagen entständen; die Wirthe wußte man schon zu beschwichtigen. Was hier gewonnen wurde, fraß der ungeheure Luxus; denn selten ward ein Oberster reich. Equipage, Tafel, Spiel und Galanterie waren die gewöhnlichen Ableiter der Börse. Wenn der

Oberste nicht bald, nachdem er ein Regiment bekommen hatte, ein Silberservice besaß, so galt er kaum für einen rechtlichen Mann seiner Brüderschaft. Es ist nicht nöthig zu sagen, daß es vortheilhafte Ausnahmen gab: da waren die Obersten aber ungewöhnlich reich, oder ungewöhnlich ehrlich, oder beides zusammen: und diese Fälle waren nicht alltäglich; so daß es sogar zum Sprichworte unter den Russen geworden war, ein Oberster müsse stehlen. Diesem Unwesen sucht der Kaiser durch Ordnung und strengere Aufsicht zu steuern. Der Himmel gebe, daß er seine Absicht erreiche; denn die Krankheit ist groß, und erstreckt sich von oben herab bis auf den gemeinen Mann.

Das Einquartierungssystem ist noch ferner eine Aenderung bei dem Militär, die nach dem preußischen Fuße gemacht zu seyn scheint, die aber in Rußland in der Anwendung große Schwierigkeiten haben dürfte. Bisher lag nicht allein die Reiterei, sondern auch ein großer Theil der Infanterie auf dem platten Lande in den Dörfern zerstreut einquartiert, und marschirte monatlich ungefähr nur einmal nach dem Stabsquartier zur Wache, oder dem übrigen Dienst, wo sodann die Wachen oft acht Tage lang ohne Ablösung standen. Tägliche Ablösungen fand man im russischen Dienst nicht, und wo die Truppen auch in Hauptörtern sehr dicht lagen, geschah doch die Ablösung immer nur alle drei Tage. Der Kaiser hat nun die täglichen deutschen Ablösungen eingeführt. In Petersburg, Moskau, Riga und einigen andern beträchtlichen Garnisonen hat dieses unstreitig keine Schwierigkeit, und giebt dem Dienste ein lebendigeres Ansehen. Damit dieses nun gar keine Schwierigkeit habe und alle Truppen besser zusammen den Dienst besorgen und ihre Manöver machen mögen, hat er alle Infanterie in die Städte zusammen gebracht. In Deutschland und allen übrigen südlichern Ländern Europens ist dieses sehr leicht, und sowohl Militär als Städte gewinnen durch die Einrichtung. Aber der

Kaiser hat verhältnißmäßig nicht die Anzahl von Städten, die der König von Preußen hat; und die wenigen sind bei weitem noch nicht von der Beschaffenheit der meisten deutschen Oerter. Wenn nun, wie bestimmt ist, in Riga zehntausend, und in Mitau nur sechstausend Mann stehen sollen, so wissen weder Soldaten noch Bürger, wo sie vor Angst Platz nehmen und gehen sollen. Der Soldat weiß sich endlich wohl zu rathen und zusammenzuschichten; aber wie wird dem Bürger zu Muthe seyn, der in seinem Häuschen vielleicht nur einige kleine Zimmer zu seiner Handirung und Wohnung für sich und seine Familie hat, wenn er noch sechs, zehn bis funfzehn Mann mit allem ihrem Gewehr und Packwerk unterbringen, und sie mit nothwendigem Platz zu ihrer Arbeit versehen soll? Riga muß wie im Belagerungszustand seyn, nur mit dem Unterschiede, daß man auf keine Erlösung hoffen darf, und die Hälfte der Besatzung nicht immer auf den Wällen ist. Der Soldat befand sich vorher den ganzen Sommer in seinem Lager so wohl; er war so recht in seiner eignen Sphäre und hatte Freiheit und Spielraum, sein Wesen nach Belieben zu treiben: und ich zweifle, ob ihm das neue feste Quartier behagen und seinem Militärgeiste Vortheil bringen werde. Der Endzweck des Manövrierens wurde im Lager weit besser erreicht; denn gewöhnlich kampirten immer einige Regimenter aus der ganzen Provinz zusammen. An Lagerplätzen fehlt es in Rußland nie; und der Soldat ist durchaus mehr in seinem eigentlichen Fache im Lager, als im Quartier. Man kann in Rußland zuweilen ganze Tage reisen, ehe man in einen Ort kommt, der den Namen einer Stadt verdient. Liefland ist keine der leersten Provinzen; wenn man nun aber nach Walk, oder Werro nur ein Bataillon legen wollte, in welche Verlegenheit würde man die Soldaten, und in welche Angst die Bürger versetzen! Ein russischer Soldat ist freilich ein Inbegriff aller Handwerke, um sich sogleich nöthige Bequemlichkeit zu verschaffen: aber seine Arbeit ist doch mehr für das

Lager; und hier schont er in der That rund umher der Wälder nicht sonderlich, wenn er Holz zu seinen etwanigen Bauen braucht. Daß der Bürger unter dem neuen Einquartierungssystem sehr leidet, ist wohl ohne Zweifel: und daß der Soldat dadurch gewinne, unwahrscheinlich. Mit den ersten schönen Tagen des Frühlings sehnte sich der russische Soldat ins Lager, um sich dort in und vor dem Zelte ungestört mit seinen Kameraden recht wohl zu befinden. Natürlich war es, daß er mit Anfange des September, wenn das Wetter sehr unfreundlich und strenge zu werden anfing, sich auch wieder nach dem Quartier sehnt. Aber war nicht dieser Wechsel für ihn der größte Vortheil? Alles geschah nach der Natur und nach seinen Wünschen; und dann ist ja der Mensch am zufriedensten. Was gegen den Winter in Städte bequem einquartiert werden konnte, wurde in Städte verlegt, und die übrigen befanden sich auf dem Lande bei den Bauern um nichts schlimmer. Daß dann und wann ein Huhn oder ein Dutzend Kohlköpfe gestohlen wurden, ist wohl nirgends eine seltene Erscheinung, und welche die wachsamste militärische Polizei noch weniger bei der neuen Einrichtung verhüten wird. Wenn der Kaiser dem Militair die Zulage bei der alten Ordonnanz hätte geben wollen; wenn er nur streng auf Ordnung und Mannszucht hätte halten lassen; wenn er nur die ächten Vorzüge des fremden Dienstes dem russischen gegeben hätte, ohne diesem seine eigenen ächten Vorzüge wegzunehmen, so wäre gewiß in kurzem der russische Dienst ausschließlich der erste an wahrem militairischen Werth geworden. Denn entschieden ist, daß keine Nation mehr persönlichen Muth, mehr ausdauernde Kraft, mehr guten Willen und mehr Gehorsam hat, als die russische. Das hat sie seit Peters des Ersten Zeiten bei hundert Gelegenheiten vom Jenesey bis an den Rhein bewiesen. Die Militärgesetze waren bisher in jeder Rücksicht sehr gut; aber sie wurden nur nicht gehalten. Nach Peter des Ersten Ordonnanz wurde jeder sehr hart gestraft

der ohne Befehl des Kommandeurs auch in feindlichem Lande, nur einen Baum niederhauen ließ. Münch und Romanzow hielten auf diesen Artikel noch mit Strenge. Potemkin bekümmerte sich nichts darum, und unter Suworow und Igelström wurden ganze schöne Baumpflanzungen vernichtet. Freilich geschah es nicht auf ihren Befehl; aber es geschah doch unter ihrem Befehl. Peter sahe ein und bewies durch seine eigene Arbeit, daß ein Baum ein Heiligthum sei, und man sich keine Sekunde besinnen müsse zu pflanzen, aber Jahre, um niederzuhauen. Repnin ist vielleicht von allen russischen Generalen der einzige, der die Humanität dieser strengen Verordnung noch fühlt und übt. Strenge und Ordnung würden schnell dem Dienst in und außer der Linie eine andere vollkommnere Gestalt gegeben haben, ohne ihn ganz zu metamorphosiren. Prüfet alles, das Gute behaltet! sagt der alte Namensbruder des Kaisers; ein Mann, der so viel Welt gelesen hatte, daß er gewiß im erforderlichen Falle auch kein schlechter General würde gewesen seyn! Zu bedauern würde es seyn, wenn der Kaiser auch die großen runden asiatischen Zelte gegen deutsche umtauschen wollte. Wer soll die Oekonomie des Zeltes wohl besser kennen, als Nationen, welche selbst beständig Zeltbewohner sind? Wann das runde Zelt in die russische Armee gekommen ist, weiß ich nicht. Vermuthlich hat es Peter der Erste, welcher überall das Zweckmäßige schnell durchschaute, gleich bei der Organisirung aufgenommen: aber gewiß ist es, daß keines seine wahre Bestimmung besser erreicht, als eben dieses. Die Maschinerie ist außerordentlich einfach und leicht. Es ruht auf einer einzigen Stange, rund umher ausgespannt, anstatt daß unsere auf einem Joche liegen. Die unsrigen geben höchstens nur für sechs Mann Platz. Das deutsche hat wenigstens hinten noch den sogenannten Sack zur Bergung der Menage; aber das englische ist hinten gerade herunter ganz abgestutzt, und hat noch weniger Raum. In dem russischen liegen achtzehn bis zwei

Zweiter Brief.

Sie machen mir den Vorwurf, lieber Freund, daß ich als Tadler auftrete, und die neuen Maßregeln in Rußland mit etwas Bitterkeit beleuchte. Sie irren sich gewiß, Bester: Bitterkeit ist durchaus nicht in meinem Charakter. Wenn aber die Wahrheit einen etwas herben Geschmack hat, so liegt das in der Sache: und man mag die Darstellung noch so sehr überzuckern, die Komposition wird dadurch nur noch widerlicher. Der natürliche Ton ist der beste überall, und Freimüthigkeit ist besser, als Schmeichelei. Ueberall, wo ich das Gute finde, hat es meine Huldigung; aber noch niemals hat mich die alte Regel Nil admirari, außer vielleicht einige Mal bei dem Anblick einer schönen Weibergestalt verlassen.

Sie sagen, ich selbst habe durch die Veränderung gelitten, und könne parteiisch seyn. Gesetzt ich hätte verloren, so würde mich dieses um keinen Punkt anders stimmen: so weit sollten Sie mich doch wohl kennen. Aber ich habe nicht gelitten; und es kam blos auf mich an, meinen Vortheil daraus zu ziehen, wenn ich wollte. Thun sie mir nicht das Unrecht zu glauben, als ob meine Personalität in irgend einem meiner Urtheile überwöge. Ich sagte einst vor mehreren russischen Generalen in Warschau, Kosciusko sei der bravste und rechtschaffenste Pole, als er eben bei Krakau ein Corps

Russen total geschlagen hatte, und überall als Meuter und Bösewicht nicht allein behandelt, sondern auch wohl geachtet wurde. Der General Igelström gab mir darum nicht weniger seine geheimen Papiere, ob er gleich zu mir sagte: „Mon cher, Sie sind ein sonderbarer Mensch" und ich that meine Pflicht nicht weniger. Die öffentliche Meinung hat nun Alles gerechtfertiget. So lange man über öffentliche Angelegenheiten noch reden und schreiben darf, muß man es mit wahrer Ueberzeugung und bescheidener Freimüthigkeit thun; dieses ist das Vorrecht eines jeden freien Mannes. Hat man dieses Recht kassirt, so wollen wir, die wir noch denken müssen, uns in den cynischen Mantel wickeln, und jeder Menschengestalt einen Sarkasm wenigstens ins Gesicht blicken, wenn wir es nicht sagen dürfen.

Ich lasse allem Guten, daß in Rußland geschiehet, Gerechtigkeit widerfahren. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Absichten des Monarchen die besten von der Welt sind, daß er alle seine Völker zum größten Flor des irdischen Wohlseyns empor heben will: aber ich zweifle nur etwas, daß dieses durch die Mittel, die er erwählt, bewirkt werde, und sage Ihnen die Gründe dieses Zweifels. Man sagt wohl hier und da mit dem Gesicht eines allgemeinen Kritikers, der Monarch gehe zu rasch; ein ungegründeter Vorwurf! In den jetzigen Verhältnissen kann das, was wirklich gut ist, ohne Gefahr und kaum zu schnell geschehen. So lange dem Monarchen die Armee feste Treue hält — und sie hält sie gewiß, wenn sie nicht auf das äußerste gekränkt wird — ist nichts zu besorgen. Der Kaiser ist durch seine Familie und ihre Eintracht hinlänglich gegen alle Unternehmungen gesichert. Wäre er in den ehemaligen Verhältnissen seines Vaters, so würden freilich Bedenklichkeiten von allen Seiten mit Recht erhoben werden. Aber seine Söhne sind nicht Kinder, sondern junge Männer, die ihn lieben und ehren, seine Gemahlin wird eine exemplarische Matrone; und ohne Theilnehmung

eines Gliedes der Familie kann schwerlich in Rußland dem Monarchen große, wesentliche Gefahr drohen. Es geschieht also nichts zu rasch; sondern ich glaube, was geschiehet, beruht auf weniger richtigen Berechnungen, und verfehlt seiner gehofften Wirkung. Wir wollen noch einige der Verordnungen in Erwägung ziehen, die eigentlich gleichgültiger sind, aber eben deßwegen, weil sie gleichgültig sind, als Verordnung auffallen, indem sie die natürliche Freiheit des Menschen ungewöhnlich einschränken. Jedermann ist verbunden, den Gesetzen ohne Ausnahme zu gehorchen; aber diese Gesetze dürfen nicht in die ersten Rechte des Menschen greifen: ich finde diese Gesetze nicht gut.

Der Kaiser hat befohlen, es sollen durchaus keine runden Hüte mehr getragen werden, außer zu der russischen Nationalkleidung; als ob man unter dem dreieckigen Hute und der Zobelmütze nicht eben so gut Jakobiner seyn könnte, wie unter dem runden Hute. Es war mir kaum glaublich, als die Zeitungen davon sprachen, und ich vermuthete, diese Verordnung erstrecke sich blos auf Militair und Civilpersonen, die nach dem Staat Uniform tragen müssen. Bei diesen war freilich die größte Unordnung im Aeußern eingerissen. Man sahe überall Officiere von jedem Range als Stutzer gekleidet im Frack gehen. Gerichtsmänner thaten eben dasselbe; und mancher junge Mann, der nichts weniger, als das Podagra hatte, ging oder fuhr mit Pelzstiefeln, rundem Hute und der Gouvernementsuniform in das Kollegium. Die Erscheinung dieses sonderbaren Aufzugs beleidigte alle Augenblicke und störte nicht selten die Ordnung, indem der Mann im Frack verlangte, was nur dem Mann in der Uniform gebührte. Es war in Warschau der Fall, daß ein General im Frack befehlen wollte, und thätliche Mißhandlungen leiden mußte, wegen welcher er bei Suworow nicht einmal um Genugthuung bitten durfte, da die Beleidiger fremd und von der ganz gemeinen Klasse waren. Eine strenge gesetzliche Anweisung auf ihre

Uniform schloß also sogleich alle runden Hüte aus: und wenn man nun noch alle Landedelleute dazu nimmt, die nach der Verordnung bei öffentlicher Erscheinung auch Gouvernementsuniform tragen sollten, so nahm freilich durch Einführung der strengen Ordnung der Gebrauch der runden Hüte sehr ab. Aber ich habe erfahren, daß sich der Befehl auf Alle, ohne Ausnahme, erstreckte. Es hatte sich noch kein Monarch die Mühe genommen, sich so geflissentlich um die Mode zu bekümmern; wenn man Peters des Ersten Prozesse mit den Bärten ausnimmt, welche Niemand unter seinen großen Thaten anfführen wird. Die armen runden Hüte sind mit einem Male in Staatsinquisition gerathen, weil der Jakobinismus darunter sitzen soll. Die Mode, sie zu tragen, ist seit zwanzig Jahren ziemlich herrschend geworden, weil man sie etwas zweckmäßiger und geschmackvoller fand, als die dreieckigen. Das Dreieck kommt dem Quadrat am nächsten; und beide sind zwar, wegen ihrer Festigkeit zu Grundlagen, aber niemals wegen ihrer Zierlichkeit zum Schmuck des oberſten Endes in Kredit gewesen Quadrat ist in allen Sprachen ein Gegensatz des Feinen. Der runde Hut bedeckt am besten den Kopf gegen Sonne und Regen; und macht immer den Mann, wenn sonst nicht zu viel Quadratur an ihm ist, zu einer ästhetischen Figur. Daß die verdammten Jakobiner eben runde Hüte trugen, war sehr begreiflich, weil man sie überall trug, und Jedermann so schloß und dachte, oder sich die Bequemlichkeit der Mode ohne Gedanken gefallen ließ. Aber der runde Hut hatte doch nicht die Ehre, als sie ihr System emporgipfelten, das Symbol ihrer neuen Lehre zu werden, welches er gewiß geworden wäre, wenn sie ihn ausschließlich in Affektion genommen hätten. Sie brauchten dazu vielmehr eine Mißgeburt von Mütze, die, so unförmlich sie auch war, doch immer noch mehr für das ans Natürliche und Schöne gewöhnte Auge gab, als der dreieckige Hut. Gellerts Fabel ist eine herrliche Geschichte des Geschmacks. Es kann jedermann ziemlich gleichgül-

tig seyn, die Gewohnheit, die kleine Bequemlichkeit und den Geschmack abgerechnet, ob er eine Pyramide, oder einen Kubus auf dem Kopfe trägt: aber eben dieses wird befremden, daß die Gesetzgeber gleichgültige Dinge so wichtig behandeln und ohne Noth und Nutzen die natürliche Freiheit beschneiden: und ich wette, daß nun unter den dreieckigen Hüten mehr Jakobinismus sitzt, als vorher unter den runden. Ganze Nationen in Süden und Norden tragen runde Hüte, die gewiß nichts weniger als Jakobiner sind. An gleichgültigen Dingen hängt der gewöhnliche Mensch mehr, als an wesentlichen Sachen. Selbst die Russen werden gewiß lieber jährlich einige Rubel Obrock mehr geben, ehe sie dreieckige Hüte aufsetzen: ob sie sich gleich unter einem Jakobiner, wenn sie ja diesen Namen hören, gewiß ein ungeheures Monstrum vorstellen. Die preußischen Manifeste gegen Polen im Jahre 93, welche viel über Jakobinismus expektorirten, gedachten doch der runden Hüte mit keiner Sylbe: und durch ganz Deutschland, wo man gar nicht sich von der neuen Ketzerei anstecken zu lassen gesonnen ist, halten die orthodoxesten Männer in Kirche und Staat noch den runden Hut in allen Ehren, weil er auch die alte Nationaltracht der Deutschen war. Daß der Kaiser die runden Hüte nicht leiden kann, mag ein ganz verzeihlicher Eigensinn seyn, dessen die großen Herren zuweilen eine ziemliche Dosis haben sollen: aber Friedrich der Zweite hätte gewiß eine Antipathie dieser Art auf eine solche Weise nicht in das Publikum getragen. Ein glaubwürdiger Mann erzählte, daß der Kaiser einem fremden Officier eines gar nicht jakobinischen Staats, der in Petersburg mit dem runden Hute seiner Uniform auf die Parade kam, habe befehlen lassen, nicht mit dem runden Hute zu erscheinen. Als der Officier, wie billig, wiederholt sich weigerte, auf Befehl eines fremden Monarchen etwas in seiner Ordonnanz zu ändern, habe der Kaiser ihm sogleich befohlen, sich zu entfernen, und ihm eine militärische Begleitung bis an die Gränze nach Polan-

gen mitgegeben. Finden Sie, Bester, daß durch diese Maßregeln den neuen Meinungen der Zugang wirklich wird verwehrt werden? Von Dingen, die überall in der Kirche und im Staat Adiaphora sind, sollte billig nicht mehr Notiz genommen werden, als sie verdienen, das heißt, sehr wenig.

Es war eine alte Observanz in Rußland, welche ganz tamerlanischen Ursprungs zu seyn scheint, daß bei der Annäherung des Monarchen alle Wagen halten, die Fahrenden aussteigen und ihren Respekt auf eine dem griechischen Proskynein ähnliche Art bezeigen mußten. Diese Observanz war seit Peters des Ersten Zeiten nach und nach veraltet und jetzt fast ganz in Vergessenheit gerathen. Ganz Europa hat gesehen, daß weder die wahre Würde des Kaisers, noch das Ansehen der Regierung durch diese Vergessenheit gelitten hat. Katharina die Zweite hat eben so unwidersprechlich geboten, als Iwan Wasilewitsch, obgleich ihre Befehle nicht so blutig waren, und ihre Majestät nicht so in Furchtbarkeit gehüllt war. Der Kaiser Paul der Erste hat diese alte Observanz von Neuem wieder hergestellt. Der Wagen muß halten, der Inhalt muß aussteigen, sich in Ordonnanz setzen und seinen Poklon machen. Ohne Zweifel thut dieses die größere Hälfte bei gutem Wetter sehr gern, weil Jedermann dadurch einen Gruß vom Monarchen erhält. Aber was gewinnt der Kaiser durch diese Art von Ehrenbezeugung? Seine Augen, seine Hände und sein Hut sind in Bewegung; und er wird durch das Halten der Kutschen in manchen guten Gedanken gestört, deren ein Mensch und vorzüglich ein König nie zuviel haben kann. Ob Geistliche, Aerzte und Hebammen von dieser, wie von einer andern Verordnung ausgenommen sind, weiß ich nicht: wenigstens sollte ich glauben, daß doch die Geschäfte der beiden Letzten für den Staat selbst billig die größte Eile haben. Doch die Damen sind ausgenommen, und halten sich nur mit der Miene des Aussteigens innen an der Wagenthür; eine Galanterie, die noch weit besser den

Alten, Halbkranken und Podagraisten hätte zu statten kommen können: man müßte denn auf diese Methode das Podagra kuriren wollen. Der Mann, der sehr dringende Geschäfte hat, muß dadurch doch einige Minuten verlieren, die ihm vielleicht sehr wichtig sind. Für Leute, die den Wagen zum Luxus haben, ist die Verordnung schon gut: und diese lassen sich gewiß eben wieder aus Luxus die Parade sehr gern gefallen. Aber Leute, die den Wagen zum Bedürfniß, entweder zur Geschwindigkeit, oder aus Schwachheit gebrauchen müssen, verlieren doch wirklich dadurch mehr, als die Form der Unterthänigkeit gewinnt. Ein alter fußkranker Mann, der sich, um nur das Fahren vertragen zu können, den Boden des Wagens hat polstern lassen, soll, da ihn jeder Tritt mehr, als der Verlust einer Banknote schmerzt, nunmehr auf dem harten Pflaster den Kaiser erwarten, bloß um den Hut zu ziehen und die Beugung zu machen. Mehr als einer wird sich bei schlechtem Wetter das Fieber, oder wenigstens den Schnupfen an den Hals grüßen. Man wird schon von fern, wenn es noch möglich ist, durch das erste Seitengäßchen, durch das man füglich abstechen kann, dem Wagen des Kaisers ausweichen: und das wird doch wahrlich dem Monarchen nicht angenehm seyn können, daß seine Unterthanen vor ihm fliehen, um eine eben jetzt sehr beschwerliche, nur förmliche Reverenz zu ersparen. Wahre Würde und wahre Hochachtung sind über solche kleine Zwangsmittel erhaben. Es bleibt im menschlichen Leben und zumal bei Hofe immer noch Formalität genug, die man durchaus nicht abschaffen kann, weil sie zu sehr mit den Begriffen der Ordnung zusammengewebt ist. Diese Dinge sind die Drapperie der Gemälde, die nach dem Genius der Zeit bald mehr, bald weniger überladen sind: aber ohne alle Drapperie giebt es keine Gemälde für die gewöhnliche Menschheit.

Gewöhnlich ist es, daß neue Regierungen neue Veränderungen geben; in Rußland war dieses von jeher der Fall vorzüglich. Man

hatte Ursache zu glauben, daß die Regierung Pauls des Ersten eine Ausnahme machen würde; aber man hat doch geirrt. Einige Veränderungen waren in der That vorauszusehen; von andern aber, die doch geschehen sind, hätte man sich kaum träumen lassen. Daß der Fürst Platon Subow nicht die Menge der Staatsämter behalten würde, womit ihn die Vorliebe der Kaiserin überhäuft hatte, war nicht allein sehr begreiflich, sondern auch sehr natürlich: daß er aber in der Kette der Geschäfte auf einmal aufhören würde ein Glied zu seyn, daß er gänzlich Null werden würde, war nicht zu erwarten. Jedermann, der ihn näher zu kennen Gelegenheit hatte, läßt ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er Humanität und Mäßigung besitzt und seinem alten Namensvetter keine Schande macht. Meteore, wie er, waren am russischen Hofe keine Seltenheit; und er war keines der schlimmsten. Daß er nicht allen Aemtern gewachsen war, ist auch nichts Neues. In den despotischen Staaten, denen man auch wohl zuweilen in den übrigen folgt, sucht man ja selten die Staatsämter mit Männern zu besetzen, sondern nur die Söhne und Verwandten der großen Sippschaften mit Aemtern zu versehen. In den Republiken geht es nach einem andern Maßstabe auch nicht viel besser; denn Volksgunst ist oft eben so blind, als Nepotismus. Ein Mann von Kopf, denkt man, weiß durch seine Gehülfen viel zu machen. Dieses verstanden in Rußland die Großen vortrefflich, die ihre unbärtigen Söhne und Neffen als Obersten zur Armee schickten. Ein veteraner Major arbeitete unter den Auspicien des jungen Helden, der sich nach und nach wohl in das Regiment finden lernte, weil es doch niemals eine Hexerei ist, mit etwas Geist andere für sich arbeiten zu lassen. Daß Subow nicht viel von der Artillerie verstand, und doch General-Feldzeugmeister war, befremdete sehr Wenige: er hatte dafür die Klugheit, sich so wenig als möglich um die Artillerie zu bekümmern, die deßwegen sich um nichts schlimmer befand. Sein Einfluß war

freilich in Rußland allmächtig; denn der Einfluß der Favoriten ist es immer; und in Petersburg war man es gewohnt, solche Männer des Tages schnell hervortreten und schnell abtreten zu sehen. Wenn man auch seinen Namen nannte, so verstand man doch immer mehr den Minister als den Militär. Er war Chef der Chevaliergarde, und als solcher der erste nächste Leibwächter der Monarchin. Ganz natürlich war es, daß der Kaiser diesen Posten sogleich mit einem Manne besetzte, der mehr sein persönlich warmer Freund war, als Subow es vielleicht in seinen Verhältnissen seyn konnte. Dieser Posten gehört mehr zum Hofe als zum Staate, und ist nur in sofern wichtig, als er den Besitzer beständig um den Monarchen hält. Wer Hof- und Welthändel kennt, weiß, daß dieses sehr viel ist. Feldzeugmeister konnte Subow nach den richtigen Militärbegriffen des Kaisers unmöglich bleiben, ohne seine ganze Existenz einem Studium zu widmen, das auch in Rußland nicht mehr in der Wiege liegt, und daß ihm vielleicht nur wenig Vergnügen gewähret. Es mußte ihm also eine wahre Wohlthat seyn, eine Würde zu missen, die ihm drückende Bürde gewesen wäre. Er blieb immer noch ein angesehener Mann des Hofes; und wenn die Hofleute etwas mehr Lebensphilosophie hätten, als sie gewöhnlich zu besitzen scheinen, so hätte er gewiß weit zufriedener leben können, als vorher. Die Güte der Monarchin hatte ihn hinlänglich versorgt; und die Gerechtigkeit des Kaisers sicherte ihm alle diese Besitzungen, aus deren Ertrag er immer noch fürstlichen Aufwand machen konnte. Ob der Fürst Subow sich freiwillig, oder auf den Willen des Monarchen gänzlich entfernt hat, ist schwer zu bestimmen; wenigstens ist es nicht wider den Willen des Kaisers geschehen. Ein Liebling der Monarchen hat immer mehr Feinde, als Freunde; und es ist ein Beweis der großen Mäßigung Subows, daß er, wenn er auch nicht viel warme, wahre Freunde, doch auch sehr wenig Feinde hatte. Seine Entfernung ist politisch von keinem Belang; und er selbst

befindet sich wahrscheinlich nun etwas besser, als in dem veränderlichen Nimbus des Hoflebens.

Die Verabschiedung einiger Generale von entschiedenem militärischen Werth und die Art dieser Verabschiedung erregt etwas mehr Aufmerksamkeit. Daß mehrere tausend Officiere den Abschied genommen und bekommen haben, ist, obgleich bei so ungeheuren Truppenkorps nicht ganz unwichtig, aber bei weitem doch nicht so bedeutend, als der Abgang eines einzigen Mannes, der dem Ganzen Leben und Seele zu geben versteht. Durch die Entfernung einer so großen Menge von Officieren jeden Ranges sind unstreitig manche brave Männer mit verloren worden; aber die Armee ist auch dadurch gereiniget worden von einem Ausschuß untauglicher Subjekte. Die Letzten zu verlieren ist Gewinn; und der Verlust der Ersten ist vielleicht bald wieder zu ersetzen. Der Dienst bildet Soldaten, und aus guten Soldaten gehen leicht gute Officiere hervor. Nur der Krieg schafft Generale. Aber das Vaterland setzt auf Alle billig mehr Vertrauen, wenn sie schon gebildet und bewährt sind. Rußland ist dieses Jahrhundert fruchtbar für die Kriegsgeschichte gewesen; und die Nation darf eben so stolz seyn auf die Verdienste ihrer Generale, als auf die Bravheit ihrer Soldaten. Friedrich selbst begegnete dem Feldmarschall Romanzow mit vorzüglicher, ausgezeichneter Achtung: und er verdiente als Feldherr und Mensch die Ehre einer allgemeinen Trauer, die der Monarch für ihn durch die ganze Armee befahl. Noch leben Männer bei der Armee, die ihren Kredit aufrecht erhalten können und werden, und deren Namen das militärische Publikum mit Hochachtung nennt. Repnin, Soltikow, Igelström, Fersen, Derfeldt, und Andere stehen als Männer an der Spitze der russischen Truppen, als Männer, deren Werth das deutsche und übrige europäische Publikum nicht immer gehörig würdigen kann, da ihr Wirkungskreis so weit entfernt lag, und mancher Zug ihrer Geschichte aus

Unkunde oder Parteisucht entstellt wird. Aber bei dem Allem wird doch Suworows Abgang von der Armee für einen großen, sehr empfindlichen Verlust angesehen. Die öffentlichen Blätter enthalten so wenig Authentisches über die Begebenheiten der Zeit, daß man billig auch über Thatsachen seinen Glauben überall zurückhält, und erst aus dem Erfolg die richtige Beschaffenheit zu finden sucht. Die meisten Zeitungen haben den General Igelström auf seiner Reise nach Orenburg des Todes sterben lassen; und der Mann befindet sich bis jetzt noch frisch und gesund, und hofft sich noch eine ziemliche Zeit wohl zu befinden. Daß Suworow nicht mehr im Dienste ist, und daß der Dienst in ihm vielleicht den ersten Mann verloren hat, ist gewiß. Von den Umständen sagt uns Niemand etwas Bestimmtes. Allgemeine Nachricht ist, daß er dem Monarchen über die Einführung der neuen Ordonnanz sehr freimüthige Vorstellung gethan. Seine Sprache ist gewöhnlich sehr lakonisch und eindringlich. Energie ist durchaus sein Charakter, etwas Satyre seine Schwachheit, und Kürze seine Handlungsweise gegen Freunde und Feinde. Der Monarch habe dem alten etwas rauhen Krieger den Mangel des Hoftons nicht verziehen, und ihn ablösen lassen. Suworow, durch dieses Verfahren in seinen natürlichen Charakter gesetzt, legt seine Stellen nieder und geht nach Hause. „Tragen Sie alle diese Dinge," sprach er zu seinem Nachfolger, indem er sein Kommando abgab, „mit soviel Ehre, als ich sie getragen habe, und sie werden Beruhigung haben. Mir hat der Kaiser mehr gegeben als genommen. Dieses brauch ich nicht mehr, und es ist für mich kein Verlust: Ruhe ist mir nöthig; denn ich bin ein alter Mann." Auf diese Weise ging der Mann ab, der das Schrecken der Feinde des Vaterlandes von allen Seiten gewesen war. Die eine Hälfte der Armee hatte mit und unter ihm gefochten und gesiegt am Don, am Dnieper und an der Weichsel, und hatte ein blindes, unbedingtes Zutrauen auf seinen Namen.

Igelström ist nicht ein Mann, der Gefahren scheuet; aber doch bin ich selbst Zeuge, daß sich die Grenadiere in Warschau während der Aktion ihren Lieblingsanführer wünschten. „Ja, wenn Vater Suworow hier wäre," sagten sie mitten im Feuer, „dann würde es sehr kurz gehen!" Die andere Hälfte staunte ihn mit Ehrfurcht an, und hatte nur den Ehrgeiz, auch einmal mit ihm zu schlagen. Er hatte bei Kinburn gesiegt und geblutet, hatte Ismail genommen, und die Werke bei Praga zerstöret. Alles waren entscheidende Tage. Denn wären die Streiche auf Ismail und Praga nicht gelungen, so hätten einige Wochen den Konjunkturen eine andere Wendung geben können. Zeit gewonnen, viel gewonnen, heißt es im Kriege.

Man wirft ihm Grausamkeit und Härte vor. Ich habe nie unter ihm gedient; aber nach Allem, was ich von kompetenten Personen über ihn gehört habe, ist Grausamkeit keiner seiner Züge. Seine mit Gelindigkeit und außerordentlicher Gutmüthigkeit verbundene Kraft trägt vielleicht selbst dazu bei, daß der halbgebildete russische Soldat in der Hitze des Feuers, das er ihm einzuhauchen versteht, auf einige Augenblicke die Menschlichkeit vergißt, und Dinge begeht, über die er eine Stunde nachher selbst weinet. Man muß zur Erklärung des empörenden Phänomens auch erwägen, mit welchen Feinden und in welchen Lagen er gefochten hat. Der Charakter des russischen Soldaten ist immer noch Humanität gegen die unsinnige Wuth der Ottomanen; und in Praga war es leider ein so ungeheures, unregelmäßiges Gefecht, daß bei der allgemeinen Bewaffnung und Verwirrung der Soldat kaum wußte, wen er schonen sollte; denn Alles focht mit verzweifelter Unbesonnenheit. Auch sind der Grausamkeiten nicht so viel vorgefallen, als die Tadelsucht und die empörte Menschheit in der ersten Empfindung des Schmerzes aufzählte. Freilich hätte strengere Disciplin gehalten werden sollen: die Schuld der Vernachlässigung

fällt aber mehr auf die Obersten und Kommandeure der Divisionen. Keiner seiner Officiere, keiner seiner Soldaten klagt über eigensinnige Strenge; vielmehr dürfte der unparteiische Zuschauer über etwas sorglose Konnivenz klagen. Die einzige Beschwerde der Seinigen über ihn war, daß er, wie die russische Formel lautet, seinen Officieren nicht forthilft; welche Beschuldigung mehr ein Lob enthält, indem es beweiset, daß er nur Verdienste nach seiner Ueberzeugung belohne, und daß bei ihm Gunst und Klikenwesen keinen Eingang finden, wie wohl bei mehreren andern vornehmen Generalen des russischen Heers. Mehrere Regimenter sollen bei der Entfernung des Feldmarschalles und bei Gelegenheit der Einführung der neuen Ordonnanz unruhig und schwierig gewesen seyn. Der Kaiser soll eingesehen haben, daß er die offenherzigen Aeußerungen eines alten, unter den Waffen grau gewordenen höchst verdienten Mannes zu hoch empfunden, und ihm das Kommando unter schmeichelhaften Ausdrücken wieder angetragen haben. Aber Suworow kann wol nicht glänzender von der Bühne treten, und er ist Philosoph genug, um den Rest seiner Tage in der ihm zu Theil gewordenen Ruhe zuzubringen. Er soll dem Kaiser geantwortet haben, er bedürfe der Ruhe, und bäte darum; und ist auch während der Krönungsfeierlichkeiten nicht nach Moskau gekommen. Man ist geneigt, den Mann nach der öffentlichen Meinung für einen Barbaren zu halten: er ist es aber gewiß nicht, weder von Kopf, noch von Herzen. Ich selbst bin Zeuge, daß er Deutsch und Französisch recht gut spricht. In seiner Muttersprache drückt sich kaum ein Russe besser aus, als er. Tartarisch und Türkisch soll er mit Fertigkeit reden. An Belesenheit fehlt es ihm in den meisten Fällen nicht: und sein lakonischer, oft sarkastischer Geist ist schon aus seinen bekannt gemachten Rapporten bei wichtigen Vorfällen bekannt genug. Er ist ein guter Soldat, weil er ganz Soldat ist: vielleicht würde er kein schlechter Minister seyn, wenn er Minister wäre,

welches er aber durchaus nicht seyn will. Wenn nur irgend ein Geschäft ein ministerielles Ansehen hat, weiset er es sogleich zurück und sagt: „das verstehe ich nicht, darum müßt Ihr mich nicht fragen.“ Sein militärischer Kredit ist ihm Alles: und diesen hat er freilich höher gebracht, als die meisten seiner Zeitgenossen und Landsleute. Er ist jetzt ein Siebziger mit schneeweisem Haupt: aber jeder Nerve an ihm ist noch Spannkraft. Einige Anekdoten erlauben Sie mir, Ihnen von dem Manne zu erzählen, die zwar nicht groß, aber doch charakteristisch genug sind, und gar nicht den Gefühllosen bezeichnen, für den man ihn unglücklicherweise gehalten hat.

Ein vornehmer Kosakenofficier hatte in Warschau ein polnisches Mädchen mit Gewalt in sein Quartier holen lassen. Mag das Mädchen Vestalin gewesen seyn, oder nicht, thut nichts zur Sache; sie war wenigstens keine öffentliche Person einer gewissen Klasse, gegen die man einem Kosaken allenfalls diesen Streich hätte verzeihen können. Sie fand Gelegenheit, auf öffentlicher Parade dem Feldmarschall ein Papier zu übergeben, und um Genugthuung für die schimpfliche Gewaltthätigkeit zu bitten. Alle Polinnen haben viel Grazie, und verstehen dadurch im Betragen zu wirken. Das Mädchen war schön; denn sonst hätte sie der Kosak nicht zur Beute gemacht. Sie sprach rührend und weinte. Der alte Suworow hob sie auf, gerieth bei dem Vortrag der schändlichen Geschichte in Heftigkeit, und weinte selbst, halb aus Theilnahme, halb aus Zorn, auf dem öffentlichen Platze vor den litthauischen Kasernen. Er rief den Gouverneur General Buxhoevden, der während seines Gouvernements die Zufriedenheit der warschauer Bürgerschaft sich wenig erworben hat, und sprach sehr heftig mit ihm. „Mein Herr, welche unerhörte Dinge gehen hier unter Ihren Augen und fast unter den meinigen vor, die man mir dann vielleicht alle zur Last legt? Kennen Sie Ihre Pflicht nicht, für die öffentliche Si-

cherheit und Ruhe zu wachen? Was soll aus der Disciplin werden, wenn der Soldat solche Beispiele siehet und höret?" Er drohete ihm, sobald wieder die geringste Unordnung durch seine Schuld vorfallen würde, wolle er ihn nach Petersburg schicken, und an die Monarchin rapportiren. Die hamburger Zeitungen sangen oft ein großes Lob des Generals Buxhoevden, und die Warschauer lasen es mit thränenden Augen und durften es nicht wagen zu widersprechen. Die Hamburger müssen für, oder ohne Gratial sehr viel in ihre Blätter rücken; sie sollten billig etwas prüfen, aus welcher Quelle die Nachrichten fließen. Wer damals in Warschau war, und gesunde Augen und Ohren hatte, dem konnten die kläglichen Litaneien der armen Einwohner und ihre treffenden Bemerkungen, die sie so laut machten, als es die Umstände erlaubten, nicht entgehen.

Die zweite Anekdote, Suworow betreffend, ist etwas älter, und ich habe sie aus dem Munde des verstorbenen Hauptmanns von Blankenburg, eines Mannes, der für die Geschichte seiner Zeit viel Wichtiges hätte liefern können, und vielleicht geliefert haben würde, wenn ihn der Tod nicht übereilt hätte. Suworow war im siebenjährigen Kriege, wenn ich nicht irre, noch als Major, mit den russischen Truppen in Deutschland. Die Kosaken hatten bei dem berliner Ueberfalle einen jungen schönen Knaben aus der Residenz mit sich fortgeschleppt, weil sie ihn vermuthlich für den Sohn eines vornehmen Mannes gehalten hatten. Der Knabe weinte, und konnte die wilden Leute weder verstehen, noch sich ihnen verständlich machen. Suworow fand ihn bei den Kosaen, sprach freundlich mit ihm, nahm ihn sogleich zu sich, und hielt ihn so gut er ihn im Felde halten konnte. Der Knabe wußte so eben noch den Namen seiner Mutter zu sagen, und die Straße zu nennen, wo sie wohnte. Während der übrigen Zeit des Feldzugs sprach er ihm Geduld zu; sobald er aber ins Quartier gerückt war, schrieb er aus der Gegend

von Königsberg nach Berlin der Wittwe ungefähr folgenden Brief. „Liebes Mütterchen! Ihr kleiner Sohn ist bei mir in Sicherheit. Wenn Sie ihn bei mir lassen wollen, so soll es ihm an nichts fehlen. Ich will für ihn sorgen; und er soll wie mein Sohn seyn. Wollen Sie ihn aber zurück haben, so können Sie ihn hier abholen, oder mir schreiben, wohin ich ihn schicken soll. Ich bin ganz unschuldig, daß die bösen Kosaken ihn mitgenommen haben." Herr von Blankenburg versicherte mich, er habe selbst das Billet gelesen; und es ist schon ganz in dem gutherzigen, etwas barocken Tone des nachmaligen Suworow geschrieben. Es muß der jetzige Feldmarschall seyn; denn soviel ich weiß, hat die russische Armee keinen andern Suworow mehr. Und ein solcher Mann sollte ein Wütherich seyn, wozu ihn die Lästerung macht? Die ihn näher kennen, versichern, daß er außerordentlich weichherzig sei, welches seinem übrigen Charakter gar nicht widerspricht. Die einzige Ursache der Erscheinung ist vielleicht, daß er Alles zu sehr nur auf die höchste Energie des Moments berechnet. Der russische Soldat ist mehr, als irgend ein anderes irdisches Geschöpf, ungebildeter Enthusiast. Gott, der heilige Nikolas, die Kaiserin, oder alles dieses auch wol in umgekehrter Ordnung, und Sieg sind seine einzigen Gedanken, oder vielmehr nur gedankenähnlichen Gefühle: die Türken, seine barbarischen Nachbarn, haben in ihm den Rest der Menschlichkeit, den er vorher vielleicht noch hatte, durch ihre grausame, wüthende Art, den Krieg zu führen, noch ausgelöscht; und man macht ihm also den Vorwurf der Grausamkeit nicht ohne Grund. Es giebt selbst unter den Officieren noch eine Menge, die ungebildet genug sind, in den Ton der Soldaten einzustimmen, oder ihn sogar anzustimmen, um seine Wuth noch mehr zu befeuern. Zu meiner nicht geringen Befremdung habe ich wahrgenommen, daß diese Officiere mehr Deutsche, als Russen waren. Nun gehörte ein Mann von Trajans fester Humanität dazu, diese Mixtur von Halbwilden im

Zaum zu halten. Suworow hat in sofern Schuld, daß er seinen Untergebenen nicht genug Menschlichkeit eindringend anempfiehlt und Alles nur auf Kraft hinarbeitet, ohne zu erwägen, was unter dem Verstummen der Philanthropie sonst noch zertrümmert wird, was gerettet werden konnte. Aber seinem Charakter selbst kann man den Vorwurf der Grausamkeit mit Recht nicht machen. Seine Eigenheiten, deren er eine Menge hat, gehören nicht hierher. Ob er ein General ist, der Probe gegen jedes Manöver und gegen alle Hülfsmittel der Taktik hält, ist eine Frage, die unentschieden ist und vielleicht unentschieden bleibt. Aber bei welchem Generale kann man sie gewiß beantworten? Der Eine siegt meistens bloß durch die Fehler des Andern. Die Welt hat gesehen, was Suworow gethan hat. Er wählte überall die zweckmäßigsten Mittel, und man hat Ursache zu erwarten, er würde sie ferner überall gewählt haben.

Der Generallieutenant Palen ist der zweite vorzügliche Mann, der auf eine sehr unförmliche Weise geradezu aus dem Dienste geschlossen ward. Der Kaiser hat selbst gleich nachher die Unschuld desselben eingesehen, anerkannt und seine Ehre hergestellt: und man sagt, auch Palen habe die Ruhe gewählt, die er so zufällig erhalten hatte. Soweit mir die Geschichte bekannt ist, war sie folgende. Der König Stanislaus sollte durch Riga nach Petersburg gehen, und der Monarch hatte dem Gouverneur General Palen befohlen, ihn so ehrend und glänzend, als möglich, zu empfangen. Der General thut seine Schuldigkeit, so gut er kann, daß das Militär ihn gehörig bewillkommne. Die Bürgerkompagnien stehen in Bereitschaft, ihn feierlich zu begrüßen, und auf dem Hause der schwarzen Häupter hatte man eine große Mahlzeit bereitet. Zum Unglück kommt der König diesen Tag nicht; und eben so sehr zum Unglück kommt an demselben Tage von Petersburg der Fürst Subow an, dessen Kredit bei Hofe äußerst mißlich stand. Der Ge-

neral Palen, ein offener, freimüthiger, rechtschaffener Mann, empfängt den Fürsten als einen Mann, mit dem er immer in freundschaftlichem Vernehmen gestanden hatte. Die Kompagnien geben natürlich demselben, als einem russischen General, die Ehrenbezeugungen und Beide gehen zusammen nach Hause. Die Mahlzeit, die man heute für einen König bereitet hatte, ist morgen schwerlich mehr für ihn gut: man läßt also einen Theil derselben holen und verzehrt ihn, damit er nicht verderbe. Alles in guter Vertraulichkeit, und kein arger Gedanke dabei. Sogleich setzt sich ein Sykophant hin, und schreibt nach Hofe, der General Palen habe den Fürsten auf diese ungewöhnlich ausgezeichnete Weise empfangen und bewirthet: und den folgenden Posttag kommt mit dem Befehl, der General Palen sei ausgeschlossen, zugleich seine Ablösung. Palen verlangt billig Kriegsrecht; denn Niemand muß eigentlich ungehört verdammt werden. Das Gegentheil ist ein Machtspruch, und Machtsprüche sind große Mängel in der Regierung und nur in den äußersten Kollisionen zu rechtfertigen. Der Monarch aber hat unterdessen die wahre Beschaffenheit der Sache erfahren und schickt dem General die Restitution zu. Man sagt, der General habe sich auf seine Güter in Kurland zurück gezogen, und wolle da in Ruhe leben. Durch diese Schnelligkeit wurde der Charakter eines der bravsten und rechtschaffensten Männer kompromittirt, weil man das audiatur et altera nicht geachtet hatte. Wo nicht periculum in mora ist, kann die Verurtheilung nicht zu langsam gehen; hier war gewiß gar keine Gefahr. Ueberall, wo der General Palen Aemter verwaltete, hat er die allgemeine Zufriedenheit seiner Mitbürger und Untergebenen. Die Bürger von Riga segnen ihn für seinen uneigennützigen unermüdeten Eifer bei verschiedenen sehr kritischen Zeitpunkten. Und wenn der kurländische Adel nicht ganz mit ihm zufrieden war, so lag dieses in der Natur der Sache und der Beschaffenheit seiner Aufträge; so wie es noch mehr in der

glückliche Ausführung er den Dank und die Verehrung aller seiner Unterthanen und die Bewunderung der Ausländer verdienen wird, ist die Kreditrettung des Papiergeldes. Der erste Anfang zur Tilgung ist, daß sein Werth eben so gut, oder besser als Münze sei: und daß selbst ein bedenklicher Mann sein baares Vermögen lieber in seinem Taschenbuche, als in seinem Koffer habe. Papiergeld ist überall eine Staatskrücke, bis der Patient wieder gesund wird, und auf eigenen Füßen gehen kann, oder endlich am Schaden stirbt. Hume hat schon in seinen Versuchen diesen Gegenstand mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn abgehandelt; weit ehrlicher, als den Urvertrag, weil er mit dem Papiergelde keinen Rousseau zu widerlegen, und keine Gunst des Ministers zu kaufen hatte. Man darf denjenigen Staat als Staat immer für einen der gesündesten und blühendsten halten, wo alle Bedürfnisse aus den festgesetzten Einkünften hinlänglich bestritten werden, und wo sich keine Staatspapiere finden; folglich ist in dieser Rücksicht Preußen einer der gesündesten. Krücken kann man immer machen, wenn der geschehene Schade es fordert; aber man lernt nicht so bald wieder ohne dieselben gehen. Der Werth des Papiers hängt durchaus von dem Kredit des Staats ab; und dieser beständig von seinen innern, und oft noch mehr von seinen äußern Verhältnissen. Als es im Jahre 94 in Warschau Schwierigkeiten wegen der Assignaten gab, schien es ein Herr von der Kommission sehr sonderbar zu finden, und sagte: „sind denn unsere Assignaten nicht eben so gut und sicher, wie die russischen?" „Weiß nicht," antwortete einer der Unsrigen; „wenn wir nur Brot und Fleisch dafür kaufen könnten." — „Es kommt nur auf eine Kleinigkeit an," setzte ein Anderer hinzu, „so sind sie so gültig, wie die besten Holländer." — „Und die wäre?" fragte der Pole. „Sie müssen nur tüchtig links und rechts die Russen und Preußen schlagen;" war die Antwort. „Das wollen wir, das wollen wir," sprach der Sarmate im Weggehen, und

strich lachend seinen Schnurrbart. An dem guten Willen war nicht zu zweifeln; aber das Vollbringen forderte bessere Sehnen, als damals der tödtlich fieberkranke Staat noch hatte.

Die Kaiserin, Katharina die Zweite, ließ Papier prägen in ihrem ersten Türkenkriege, um keine Kriegssteuer fordern zu dürfen. Nirgends sind wol Papiere eigentlich sicherer, als in Rußland; denn nirgends giebt der Staat mehr Werth zum Unterpfande. Nicht allein die öffentlichen Einkünfte, sondern vorzüglich die unermeßlichen Krongüter sind die Hypothek: und diese sind, nach den außerordentlichen Verschenkungen, immer noch der Werth von unbeschreiblichen Summen; zumal da die Preise der Grundstücke täglich steigen und in Rußland vorzüglich noch lange steigen müssen. Die Anzahl der Assignaten hat sich freilich sehr gemehrt, und ihr Totum, das man nicht sicher genug kennt, mag sich wol auf einige hundert Millionen Rubel belaufen. Noch eine Kleinigkeit gegen die englische Nationalschuld; indessen doch immer groß genug, bei kritischen Perioden den Besitzern viele Unruhe zu verursachen! Der Fürst Potemkin hatte nach den Berichten von Personen, die näher um ihn waren, allein mehrere Millionen eingekapselt. Die Kapseln sahen aus, wie Bücherbände und standen in Repositorien. Dieses pflegte er sehr fürstlich seine Bibliothek zu nennen, und hatte ein großes Vergnügen, zuweilen ein Stündchen darin zu studiren und sie zu mustern. Anfangs waren die Assignaten, wie überall gewöhnlich ist, eben so gut, oder noch besser, als Silber: aber sie verloren nach und nach bei ihrer Vermehrung und den gefährlichen Kriegen beträchtlich; und ihr Verlust stieg bis auf dreißig Prozent. Fünfundzwanzig verloren sie bei dem Tode der Kaiserin. Kupfer sollte man voll dafür in den Kaiserlichen Banken bekommen; aber auch dieses konnte man sehr selten erhalten. Die Kaufleute und Landbesitzer wußten sich wol zu helfen; denn bei beiden richteten sich Waaren und Produkte

im Preise nach dem Preise des Geldes. Aber Personen, die in öffentlichen Diensten standen, sowol Militäre als vom Civiletat, waren sehr übel daran, da sie ihren Gehalt in Papier erhielten. Die Besoldungen waren außerdem schon sehr mäßig; und nun mußten sie noch über fünfundzwanzig Prozent Verlust bei der Umsetzung leiden, oder wenn sie kauften, so war es schon auf die Waaren geschlagen. Stellen Sie Sich vor, daß ein Mann in einem Kollegio vierhundert Rubel Gage in Papier zog: die gaben ihm in Silber dreihundert. Davon sollte er mit seiner Familie leben, sollte, wie man es nennt, standesmäßig leben! Unbegreiflich ist es mir oft gewesen, wie Leute von dieser Summe noch so erträglich leben konnten. Die meisten suchten sich freilich durch das sogenannte Refas, oder feiner gesprochen, durch Accidenzen zu erholen: aber es gab doch auch ehrliche Männer, die sich durchaus in diese Art Krummholz nicht fügen konnten. Die nordische Hospitalität kommt nur ledigen einzelnen Personen zu Gute; denn ein Mann mit Familie kann davon nicht Gebrauch machen. Und doch mußten Männer mit Hofrathscharakter in Gouvernementsstädten von dreihundert Rubeln leben.

Für alle Leute in ähnlichen Verhältnissen ist der nun festgesetzte gleiche Preis des Papiergeldes mit der Münze eine wahre Wohlthat. Der kleine Officier hebt nun seinen vollen Gehalt, und zahlt zurück ohne Verlust: und ein Mann, dessen ganzer Reichthum seine Gage ist, muß eine Ersparniß von zehn Rubeln in seiner kleinen Oekonomie schon sehr vortheilhaft empfinden. Der Kaiser befahl, die Assignationen sollten wie Münze stehen, und sie standen. Freilich zahlten die öffentlichen Banken noch fast eben so wenig, als vorher. Die Verlegenheit war um desto größer, da der Kaiser wohl befehlen konnte, das Papier sollte in Zahlungen voll gehen, aber Niemand zu zwingen im Stande war, es auf demselben Fuß einzuwechseln. Die erste Erscheinung also war, daß man nun auf

einmal weder Gold noch Silber mehr sahe, und Alles ohne Ausnahme mit Papier und zur Auseinandersetzung mit Kupfer abgemacht wurde. Reisende, welche in dieser Periode aus Rußland kamen, haben mich versichert, daß man hundert Meilen fahren konnte, ohne ein Stück Silber zu sehen. Alles ist sehr natürlich: Jedem ist doch Werth des Silbers lieber, als der Werth des Papiers, da dieser doch immer nur auf sehr unsichern Etablissements, jener aber auf der uralten Uebereinstimmung aller kultivirten Nationen beruht, der die unkultivirten sogleich beitreten, so wie sie sich aus ihrer ersten Rohheit erheben. Der Kaiser soll schon, sagen die öffentlichen Nachrichten, gegen neun Millionen Assignationen verbrannt haben. Der Anfang ist gut. Wenn er im Stande ist, bei seiner Staatsökonomie jährlich nur einige Millionen zu vernichten und die Zahlung der Banken nur auf leidlichen Fuß gesetzt wird, so wird bald die Münze mit Sicherheit wieder aus den Koffern der Kapitalisten hervorströmen. Das Mißtrauen hat sie zurückgehalten, und das Zutrauen wird sie wieder ins Publikum bringen. Wenn der Monarch dieses Unternehmen glücklich beendigt, so hat er seinen Ländern mehr wesentliche Vortheile erwiesen, als ob er sie den Nachbarn noch einmal so furchtbar gemacht hätte.

Auch dem Handel hat der Kaiser bei dem Antritt seiner Regierung den Druck erleichtert, unter welchem er vorher arbeitete, und ihm so viel Freiheit gegeben, als die Umstände zu erlauben scheinen. Wenn man in den Zollhäusern an den Gränzen die Listen der Konterbande durchsah, gerieht man in Verlegenheit, was nun außer den verbotenen Artikeln noch eingeführt werden könnte; so enge waren die Linien gezogen! Fast alle ausländische Manufakturartikel aller Art waren untersagt; und seit dem Anfange der französischen Unruhen und dem Ausbruche des Krieges war alles noch weiter eingeschränkt worden. Wäre Rußland ein Reich, das verhältnißmäßig nur so stark bevölkert wäre, als die meisten übri-

gen Provinzen von Europa, und dessen Industrie und Manufaktu-
ren sich mit den übrigen nur etwas messen konnten, so könnte die
Einschränkung, vorzüglich des Importationshandels, aus den Grün-
den sehr weise seyn, aus welchen sie es bei den Engländern wirk-
lich ist. Aber so sehr sich auch einige Fabriken in Moskau, Pe-
tersburg, Tula und einigen andern Orten auszeichnen; so stehen sie
doch durchaus in keinem leidlichen Verhältnisse zu dem Ganzen.
Da Rußland noch mit seinen Naturprodukten so unerschöpflich reich
und in seinen Manufacturen so ausgezeichnet arm ist, darf es noch
lange nicht befürchten, daß auch bei der größten gegebenen Frei-
heit sein Handel passiv werde. Es können wol noch hundert Jahre
vergehen, ehe diese Periode, auch bei dem glücklichsten Frieden und
den besten Einrichtungen, wahrscheinlich eintreten dürfte. Wo der
Ackerbau in allen Provinzen noch so ausschließlich mehr Hände for-
dert, als man ihm geben kann, darf man auch noch nicht so ängst-
lich auf Fabriken denken, die billig nur den mehr müßigen Theil
der Nation beschäftigen. Die Engländer, trotz ihren Raffinements
in Manufakturen und dem Nonplusultra ihres Handelsgeistes und
trotz der Anglomanie der Russen, verlieren doch jährlich einige Mil-
lionen Rubel an Rußland. Man bezahlt zwar ihre Artikel des
Luxus mit schweren Summen: aber diese Summen gleichen bei
weitem nicht denen, die sie an Rußland nothwendig zurückzahlen
müssen. Ihre Flotten brauchen Flachs und Hanf, und Maste und
Eisen und Kupfer, das sie durchaus von Rußland nehmen müssen,
wenigstens von Rußland zu den billigsten Preisen bekommen können.
Sie suchen sich an andern Nationen über ihren Verlust von dieser
Seite zu erholen. So lange die Russen noch nicht selbst alle Früchte
des Landes verzehren können, — und innerhalb hundert Jahren
können sie dieses gewiß noch nicht, — werden sie bei voller Han-
delsfreiheit und bei nur mäßigem Fleiß im Arbeiten durchaus nicht
verlieren. Bis dahin werden nach dem gewöhnlichen Lauf ihre

Manufakturen und ihre Industrie aller Art wahrscheinlich steigen; und dann ist es Zeit genug, gegen den Passivhandel Maßregeln zu ergreifen. Bis dahin, glaube ich, ist jede Art von Handel, wenn nur die Nation zu ihrer eigenen Bildung etwas dadurch gewinnt, gesetzt auch, daß sie in diesem Artikel des Handels selbst verlöre, ohne allen Schaden, da das Resultat des Ganzen noch Gewinn ist. Die russischen Fabriken gewinnen durch die Freiheit des Handels in jeder Rücksicht mehr, als durch die Sperrung; denn die Eifersucht wird rege gehalten, und der Wetteifer für Qualität und Quantität der Produkte arbeitet mit allen Kräften um den Vorzug, oder wenigstens um gleichen Schritt. Die Stücke des Auslandes dienen zu Mustern, die man zu erreichen, oder zu übertreffen sucht. Wenn man bloß auf die Heimath eingeschränkt ist, bleibt die alte Trägheit bei der Weise der Großväter, und ist zufrieden, ihre Sachen nur fast so gut gemacht zu haben, wie die Großväter. Den Russen fehlen zur wahren Kultur noch die ersten nothwendigsten Handwerker, so viel auch der Russe natürliche Geschicklichkeit zu allem Möglichen hat. Es giebt zwar hier und da vortreffliche Leute in ihrer Art; aber ihre Anzahl ist für das Ganze noch so geringe, daß ihr Mangel nur desto mehr empfunden wird. Die nützlichste Anstalt würde vielleicht seyn, die zur ersten feineren Kultur nothwendigsten Menschen vorzüglich vermehren zu helfen, Ziegelbrennereien anzulegen, gute Mauerer und Zimmerleute zu schaffen, die durch ihre Existenz und Arbeit dem ganzen Lande sogleich ein humaneres Ansehen geben. In Deutschland ist es dem letzten Bauer unmöglich, sich ein Haus ohne Kamin, Schornstein und ordentliche Fenster zu denken: in den meisten Provinzen Rußlands erzählt man es als einen Beweis eines ungewöhnlichen Wohlstandes und eintretenden Luxus von einem Bauer, er habe sich ein Haus mit Schornstein und Fenstern bauen lassen. In Deutschland findet in jedem Dorfe ein marschirendes Korps ein Quartier, wo allenfalls ein General einige

Tage gemächlich ausruhen könnte: in Rußland ist es eine Seltenheit, die Edelhöfe ausgenommen, welche auch zuweilen elend genug sind, auf dem platten Lande ein Quartier zu sehen, wo nicht der eingesperrte Rauch die Augen wund peitzte.

Der Salzhandel ist in den meisten Ländern ein Monopol der Regierungen, und bei einer vernünftigen Einrichtung nicht zum Schaden der Länder, wenn die Regierungen nicht den unseligen Einfall haben, durch dieses Monopol großen Gewinn zu machen. In Rußland ist es doppelt nöthig, daß die Krone dafür sorgt, daß in allen Provinzen gehöriger Vorrath von Salz zu finden sei, da schwerlich ein Partikulier aus eigenen Kräften diesen so nothwendigen Artikel aus so großen Entfernungen immer sicher würde herbeiführen können, ohne daß man ihm wieder ein Monopol gäbe. Und wenn denn einmal ein Monopol seyn muß, so läßt man es doch sicherer in den Händen des Monarchen, dem schon so viel anvertraut ist. Meistens kommt das Salz von der sibirischen Gränze, wo es in großer Menge auf sehr leichte Weise gewonnen wird. Der Vortheil, den die Kommission in einigen Provinzen daraus zieht, wird vielleicht gänzlich wieder in andern entferntern verloren, denen man das Salz bei dem weiten Transport doch zu sehr billigen Preisen liefert; so daß wahrscheinlich der Gewinn im Ganzen sehr gering ist. Desto größer ist er aber von dem Monopol des Brantweinhandels. Man wird vielleicht dieses sonderbar finden, aber es ist desto weniger wahr: in Rußland ist der Kaiser allein in dem ausschließlichen Besitz Brantwein zu schenken. Esthland, Liefland und nun vielleicht Kurland sind ausgenommen, wo nur der Adel privilegirter Brantweinbrenner ist, der ihn dann verschenkt, oder an die Ausländer verkauft. Ob der Handel der Krone mehr einträgt, als in andern Ländern der Blasenzins, läßt sich leicht bestimmen: der Vortheil muß sehr groß seyn. Ueberall ist der gemeine Mann dem Trunke ergeben, aber nirgends stärker als in Ruß-

land; und vielleicht soll dieses ein Mittel seyn, daß die öffentlichen Häuser, wo das berauschende Getränk verkauft wird, unmittelbar unter der Aufsicht eines Kronbeamten stehen, der Trunkenheit einigermaßen zu wehren. In Liefland und Esthland ist das Adelsprivilegium, da nämlich bloß der Adel Branntwein brennen und verkaufen darf, ein Mittel, das letzte Mark des ärmlichen Lebens des Volks, wenn man so unglückliche ohne Gränzen, elende Geschöpfe Volk nennen kann, in die Kasse der Menschenbändiger zu ziehen. Der Kaiser scheint der Freiheit günstiger zu seyn; wenigstens zeigen die Einrichtungen, die er ehemals auf seinen Privatgütern traf, er sei überzeugt, daß nur durch sie Industrie gehoben, feste Gerechtigkeit geschafft und das Glück des Gesammten gesichert werden könne. Was er in dieser Absicht nun für das ganze Reich thun wird, muß die Zeit lehren. Es steht bloß bei ihm, auch ohne den Namen der Freiheit zu nennen, deren Begriff die Halbwilden noch nicht richtig fassen können, sie wirklich zu geben. Ein Mann mit seiner Vollmacht, mit allen Guten des Reichs und vielleicht den bravsten Truppen von Europa zu seiner Unterstützung, kann alles thun, was er konsequent findet. Die Sache der allgemeinen Personalfreiheit soll unter der Regierung seiner Mutter schon einmal im Senat bestimmt zur Sprache gekommen seyn. Der Kastengeist fand natürlich sein Interesse, sie zu unterdrücken, und brauchte den damals so eben eintretenden gleißenden Prätext der Revolte des Pugathsew, um die gefährlichen Folgen einer solchen Concession zu zeigen. Die Monarchin glaubte das Wagniß zu sehen und noch mehr das Mißvergnügen, das es mehreren angesehenen Hofleuten und inhumanen Landbesitzern in den Provinzen machen würde. Die Sache unterblieb. Aber es ist leicht deutlich zu beweisen, daß bei einem nur persönlich freien Volke eine Revolte, wie Pugathsews, nicht möglich gewesen wäre: wenigstens hätte sie sich nicht so ausgebreitet und die entsetzlichen Greuel hervorgebracht, welche diese wirklich hervor-

gebracht hat. Ein nur persönlich freies Volk ist noch weit von der wahren Freiheit entfernt. Nichts ist leichter, als die Wohlthätigkeit einer vernünftigen Freiheit zu beweisen; und jede Freiheit ist vernünftig, oder sie verdient nicht mehr diesen edeln Namen. Wo die Sklaverei nur an einem einzigen Menschen gesetzlich bleibt, ist der Staat auf einen Widerspruch gebauet, und muß früher oder später sich verbessern, oder zu Grunde gehen. Dieses war die Krankheit der alten Staaten, die so viel von Freiheit schwärmten. Die kommenden Jahrhunderte werden lehren, ob die neuern durch den Irrthum der ältern weiser geworden sind. Gemäßigte kirchliche und politische Freiheit ist die sicherste Stütze eines jeden Throns, und der sicherste Grund zum Wohlseyn des Volks. Man sehe rund umher in der Geschichte, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen! Der Druck eines großen allgewaltigen Despoten ist noch nicht so schwer, als der Druck von tausend kleinern, die unter die Fittige des Großen sich verbergen. Rußland hat nicht den vierten Theil der intensiven Kraft, die es haben könnte, wenn seine Einwohner freie Leute wären. Man nehme Deutschland unter Friedrich dem Dritten und jetzt — und man hat die Vergleichung. Es ist unmöglich, daß Gerechtigkeit wohne, unmöglich, daß Kunstfleiß gedeihe, unmöglich, daß allgemeine Wohlhabenheit ihren Sitz aufschlage, wo der größte Theil der Lebenden keine Person hat. Wer will mit Lust bloß für andere pflanzen, für Andere arbeiten, für Andere bauen? Kein Sklav thut mehr, als er muß; und er wäre ein Thor, wenn er mehr thäte. Denn wo ist Sicherheit, daß der Genuß seiner Arbeit für ihn sei? Man nehme ferner: wo die Freiheit Wurzel schlägt, breitet sie sich aus, wie jedes gute Gewächs der Natur, und die Sklaverei gedeihet, wie jedes Unkraut. Wo der Kern der Nation Sklav ist, kann und wird keiner für seine Freiheit Sicherheit haben, der nicht in die Kaste der Unterdrücker tritt. Hätte ich als alter deutscher Bauer ein halbes Dutzend

Söhne, ich würde sie alle lieber mit einem Schuße tödten, ehe ich sie unter gleißnerischen Versprechungen als sogenannte Pflanzer nach Rußland gehen ließe. Sie bleiben frei, sagt man laut. Richtig; man sehe weiter! Den Ankömmlingen macht niemand ihre Persönlichkeit streitig: nur daß man sie nicht sogleich nach Belieben wieder fortgehen läßt. Die Söhne sind, als Eingeborne, schon zweideutig. Bei den Enkeln ist keine Quästion mehr; der Edelmann, oder der Dekonomieinspektor der Krone behandelt sie in jeder Rücksicht, wie alle übrigen Leibeigenen. „Er ist hier im Gebiet geboren; sein Vater ist weder Edelmann noch Städter; folglich ist er Erbe;" so spricht man etwas humaner, wenn man nicht Sklav sagen will. Eine herrliche Aussicht, der Vater einer Sklavenrace zu seyn! Mir selbst sind Beispiele von solchen Processen bekannt. Ein Fremdling, der in Rußland nicht seine Zuflucht in eine Stadt nimmt, hat auf die Freiheit seiner Nachkommenschaft Verzicht gethan. Der Satz ist Unsinn; aber er ist doch wahr; denn es ist leider viel Unsinn unter den Menschen als Wahrheit gültig. Dieses ist eine von den triftigsten Ursachen, warum in Rußland auf dem platten Lande die Kultur noch nicht höher gestiegen ist. In einem despotischen Staat ist auch der Fürst als Staatsglied rechtlich eben so wenig etwas, als der letzte Sklav: aber desto schlimmer, daß eine Null die andere so sehr das Gewicht ihrer Nullität auf einer andern Seite fühlen läßt. Nirgends kann eine öffentliche Wohlfahrt auf einige Sicherheit rechnen, als wo Rechte und Pflichten in ein vernünftiges Verhältniß treten: und nirgends kann dieses Verhältniß Statt finden, wo der Begriff der Sklaverei noch am Throne geduldet wird. Katharina die Zweite hat zwar schon das Wort verbannt; aber der Adel hat sich die Sache nicht nehmen lassen: non missura cutem. —

In Deutschland ist der Adel, das Unwesen der Kanonikate ausgenommen, deren Entstehung Pfeffel allegorisch in der Fabel an-

giebt, so ziemlich unschädlich geworden, und kann, wenn er anders in den Gränzen der Mäßigung bleiben will, für den Staat noch leidlich unschuldig bestehen. Doch giebt es hier und da des alten Sauerteigs noch genug; und das Kapitel der ungemessenen Frohne erinnert noch oft an die Zeiten der goldenen Bulle, die zwar für den Adel, aber für Philosophie, Gerechtigkeit und Humanität gar nicht golden waren. Mit einem Federstriche könnte Paul der Erste viele Millionen glücklicher Menschen schaffen: und dieses wäre um desto leichter, da ihre kraftvollen Brüder für ihn und ihr Vaterland, an dem sie doch noch keinen Antheil haben, muthig ihr Schwert tragen. Niemand würde es wagen, ihm und ihnen zu widersprechen, und selbst die Verlierenden würden in der Folge bald mehr gewinnen, als sie jetzt verlieren. Nach meiner Ueberzeugung wäre dieses der vollkommenste Sieg, den er über alle seine Feinde, die ihm in seinen Verhältnissen nicht fehlen können, erhalten würde. Die äußerlichen Verhältnisse der Politik können eben so wenig immer dieselben bleiben, und es wäre im Falle einer Veränderung zu befürchten, daß der richtige Gebrauch einer einzigen Idee Rußland mehr Schaden thäte, als eine starke Armee.

Der Kaiser verlangt, sichern Nachrichten zufolge von allen Fremden, die sich eine beträchtliche Zeit in Rußland aufgehalten haben und ferner dort zu bleiben wünschen, ein eidliches Versprechen, daß sie für sich und ihre Nachkommen im Reiche bleiben und es nie wieder verlassen wollen. Die Nachricht ist mir, ungeachtet der Verbürgung, kaum glaublich. Er hat allerdings das Recht zu dieser Forderung, da er überhaupt das Recht hat, Fremde zu dulden, oder nicht: aber Liberalität liegt nicht darin, und ich zweifle, ob Gewinn für den Staat daraus entspringen werde. Ein solches Versprechen ist billig jedem abschreckend, dessen Lage noch nicht die verzweifelteste ist, und eine Menge Ausländer sollen sich entschlossen haben, das Reich zu verlassen. Für sich selbst kann zwar jeder

Verbindlichkeiten eingehen, so viel er will; aber über seine Nachkommen kann er durchaus nichts Gültiges beschliessen. Und welcher freie Mann wollte auch auf das erste heiligste Recht des Menschen Verzicht thun? Nur der hoffnungslose Schwächling kann seine Befugnisse so verkaufen! Der Gewinn an solchen Leuten wäre dann dem russischen Reiche nicht zu beneiden. Mancher würde freiwillig mit seinem ganzen Muth dort arbeiten wollen, den dieser Zwang zurückscheucht. Eine solche Verzichtleistung wäre der erste Schritt zur Sklaverei. Der Gedankenlose ist zu bedauern: aber wenn ein Mann von hellem Kopf ein Sklav ist, so verdient er es zu seyn. Es giebt keine Fessel, die der Muth nicht brechen könnte. Jeder rechtliche Mann, der den Antrag eines solchen Versprechens erhält, wird billig antworten: für mich will ich nichts versprechen, für meine Nachkommen kann ich nicht. Nur ein ganzes corpus mysticum kann mit Gültigkeit für seine Nachkommen versprechen; dazu sind andere Gründe.

Der Monarch zeigt, daß er den Frieden wünscht. Es ist ein Wunsch eines Regenten würdig. Rußland kann Frieden haben, wenn es will; denn es hängt bloß von sich selbst ab, und kein Nachbar wird es nunmehr wagen, es zu beeinträchtigen. Aufmerksamkeit auf das Militär ist die Bedingung. Der Löwe kann ruhen, aber er darf nicht sicher schlafen. Wer Frieden haben will, muß zum Kriege fertig seyn. Leider ist dieses eine Wahrheit, die kein gutherziger Philanthrop aus dem Codex der Völker wischen kann. Man kann sagen, Rußland hat in diesem Jahrhundert noch keinen Frieden gehabt, und seine glücklichen Kriege haben ihm vielleicht bis jetzt wenig wahren Vortheil gebracht. Wenn Paul der Erste die Früchte dieser Kriege zum Frieden sammelt, so thut er mehr, als wenn er Schlachten gewönne. Seine Provinzen sind von unermeßlicher Ausdehnung. Der Ehrgeiz würde wenig gewinnen, sie noch zu vergrößern: wenn er sie aber glücklich macht,

werden ihm funfzig Nationen den Namen Vater mit Segen zurufen. Schon Peter der Erste empfahl seinen Nachfolgern: es ist genug; arbeitet zu Hause! Man hat seinen Rath nicht befolgt, vielleicht nicht befolgen können. Jetzt dürfte man es nochmals mit neuem Nachdrucke rufen. Wir werden so viel verschlingen, sagte mir einst ein Russe von sehr gesunder Politik, daß wir zuletzt an der Unverdaulichkeit sterben. Eine herrliche Warnung für physische und moralische Schwelger! Die Geschichte hat ihre Wahrheit auch an Nationen bewährt. Kein Land hat den Frieden nöthiger, als Rußland; denn kein Land ist, trotz der starken Bevölkerung einiger Provinzen, im Ganzen ärmer an Volk: kein Land brauchte mehr die Künste des Friedens, und kann den Frieden leichter behaupten; aber in keinem Lande wird aus tief liegenden Ursachen von dem Frieden für das Ganze weniger Segen gezogen. Die einzige Besorgniß wäre vielleicht, daß bei langer Ruhe das Gros der Armee anfinge einen Glimmer von dem Begriffe der Menschenrechte zu bekommen, die man bis jetzt weder ihm, noch seinen Brüdern auf dem Lande zugestanden hat. Die Knechtschaft ist zwar im eigentlichen Rußland sehr mild: denn eine ganze so energische Nation läßt sich in die Länge nicht mit unerträglichen Ketten belasten. Aber alles lebt doch, oder vegetirt vielmehr nur noch in dumpfem Brüten: und das Erwachen würde um so fürchterlicher seyn, je weniger man noch die Ideen von Recht und Pflicht zu verbinden im Stande ist, da sie ihre Treiber bisher so wenig verbunden haben. Wenn die Könige auch nicht das Glück der Völker wollten, so erforderte doch ihre eigene Sache in der jetzigen Periode, daß sie dem Rechte und der Freiheit wenigstens schmeicheln. Nur durch die Aufrechthaltung beider können sie beide wieder einschläfern, welches die Schlangenköpfe der Kabinette nur zu gut einsehen werden. Wäre diese Wahrheit vor acht Jahren daselbst lebendig gewesen, welche Veränderungen würden nicht ungeschehen seyn, von denen jetzt

noch ungewiß ist, ob sie der Menschheit Fluch oder Segen bringen werden! Denn noch liegt alles in der Krise. Für Rußland wollen wir das Beste hoffen, da dort noch nichts verdorben, das heißt, noch gar nichts gethan ist. Der Himmel gebe, daß nie daselbst etwas gewaltsam geschehe: denn es würde der Orkan wie Aetna und Hekla zusammen brennen. Wenn der Monarch das Bedürfniß seiner Nation und die gerechten Forderungen der Menschennatur um Rath fragt und nicht die bunten Meinungen der großen und kleinen Höflinge, so sind die Gerechtsame gesichert, welche die Menschheit an ihm hat.

Daß der Kaiser den Dienstadel abgeschafft hat, ist die gleichgültigste Sache im Staate. Peter der Erste hielt die Einrichtung zur Aufmunterung im Dienst für nöthig, daß jeder Officier ipso facto durch seine Anstellung für seine Person Edelmann war, und als Staabsofficier den Adel auf seine Familie fortbrachte. Jetzt ist diese Aufmunterung nicht mehr nöthig; der Dienst ist auf alle Fälle versehen. Warum sollte der Adel in infinitum vermehrt werden? Freilich wäre dieses der beste Weg, am Ende gar keinen mehr zu haben; aber welche Verwirrung würde vor diesem Ende noch entstehen! Von dem Kaiser von Rußland, so wie von jedem andern Regenten ist es natürlich konsequent, daß er den Adel hält, um sich an den Adel zu halten. Vorurtheile scheinen zur Existenz des Menschen zum Einzelnen und Allgemeinen nöthig zu seyn: so wie wir uns von einem los machen, setzt sich ein anderes wieder fest. Das Vorurtheil des Adels ist also vielleicht bis auf einen gewissen Punkt allen Parteien ziemlich dienlich. Nur wenn das Vorurtheil es wagt, das Ansehen der Vernunft anzunehmen, und das Privilegium, die Gültigkeit des Rechts zu behaupten, so entstehen daraus die fürchterlichen Kollisionen, die wir so häufig in der Geschichte der meisten Nationen finden. Privilegien und Vorurtheile müssen immer das Licht scheuen, weil das Licht nothwendig

die Nullität der einen und das Phantasma der andern zeigen muß. So lange aber alle Menschen noch nicht hell sehen, und daran wird man sie mit Hülfe der Enthusiasten aller Art das nächste Jahrtausend wohl noch zu hindern wissen, so lange sind kleine Vorurtheile, so wie kleine Thorheiten, keine üble Ingredienz zu dem Wohlbefinden des Ganzen. Daß der Kaiser den Adel begünstiget, liegt in seinen Verhältnissen: er will aber, daß der Adel seyn soll, wozu allerdings etwas mehr, als das Machtwort des russischen Kaisers gehört. Ob ihm der Monarch die Schranken wird anweisen können, in welchen er auch für Rußland bleiben soll, muß die Zeit lehren: denn jedes Land hat leider seinen eigenen Maßstab für seine Begriffe im allgemeinen und besondern Staatsrecht. Es ist in Rußland ein ausschließliches Vorrecht des Adels, allein Güter besitzen zu können. Dieses Vorrecht allein hemmt Kultur und Industrie auf dem Lande mehr, als zwanzig stockbigotte Verfügungen des Dalai Lama thun könnten. Dadurch gewinnt allein der Adel Personalität; denn wer nicht Grundstücke gesetzlich besitzen kann, hat nur halbe Personalität im Staate. Und ich möchte nicht in einem Staate leben, wo ich nicht eben so rechtlich der Eigenthümer der größten Ländereien werden könnte, als der Hofmarschall, oder Kriegspräsident, und wenn ich auch im neunzigsten Jahr noch keinen Fuß breit hätte. Durch diese Freiheit wird der deutsche Adel noch am unschädlichsten gemacht. Die Provinzen, wo noch ein Zwitterding von Hierarchie und Aristokratismus lebt, zeichnen sich auch noch in Deutschland durch ihre Dunkelheit und den Mangel an Kultur aus.

Der Kaiser will künftig den Adel selbst ertheilen. Da in Rußland der Kaiser das Gesetz ist, so ist die Verfahrungsweise sehr schlußgerecht; weit mehr, als in andern Staaten, wo der Monarch nicht das Gesetz ist, und doch nach Gutdünken für eine Hand voll Gold den Stempel der Kaste giebt. Der Lateiner sagt sehr richtig,

nobilitirt; denn es wird nur der Name gegeben: um die Sache bekümmert sich keine Kanzlei. Es ist eine schwere Sache für einen Regenten, Volk und Adel im richtigen Gleichgewicht zu halten; denn auf diesem Gleichgewicht beruhet in den meisten Fällen seine eigene Sicherheit, und diese weise Abmessung kann nicht immer nach Lehnrecht und Pergamentrollen geschehen. Obgleich in Rußland eigentlich noch kein Volk ist, wird dadurch das Problem nicht leichter; denn eben desto eher ist zu befürchten, daß sich nicht einmal durch irgend einen Stoß ein Volk bilde mit allen seinen fürchterlichen Befugnissen und Forderungen. Immer besser, die Regierung kann dem Volke Freiheit ertheilen, — ein sehr uneigentlicher Ausdruck! — als das Volk steht auf, der Regierung Artikel vorzuschreiben. Gar keine neuen und widerrechtlichen Erscheinungen in der Geschichte, wenn sie gleich nicht in der Form der Diplomatik geschehen!

Bekanntlich waren die Todesstrafen unter der Regierung der Kaiserin Katharina der Zweiten abgeschafft, und Pugatschew, mit einiger seiner Rottenführer ausgenommen, ist niemand hingerichtet worden. An der Knute sterben nur Wenige. Diese Gelindigkeit war Menschlichkeit für die Verbrecher, aber ich fürchte, sie war Grausamkeit für den Staat. Peters des Ersten eiserne Strenge und diese Güte waren Extreme. Wir haben noch keine Nachricht, ob Paul der Erste die Todesstrafe herstellt, oder ihre Abschaffung bestätiget. Ich habe mich oft nicht enthalten können zu wünschen, daß in jedem Gouvernement Rußlands noch ein Galgen stehen möchte, um vorzüglich den großen Verächtern der Gesetze und der Menschlichkeit immer ihren gehörigen Gesichtspunkt zu geben. Jeder Schurke, der durch seine Niederträchtigkeit und Habsucht, durch seine Grausamkeit und Ungerechtigkeit aller Art das Glück ganzer Familien, oder ganzer Provinzen zerstört, gehört rechtlich an dieses Instrument: diese Wohlthat darf die Menschheit fordern. Wenn

man ehedem einen unbefugten Hirschjäger auf das Thier schmieden ließ, so war dieses die unsinnigste Barbarei, die je die Inkonsequenz des Lehnsystems ausgeheckt hat: wenn man aber jetzt die überwiesenen Mörder seiner Brüder und den gemästeten Betrüger, der die Früchte des bittern Schweißes einer Provinz verzehrte, der den Staat beraubte und den hülflosen Privatmann plünderte, nur mit aufgeschlitztem Nasenloche hinschickt, wo er nicht selten neue Verbrechen begeht, so ist dieses im Gegentheil die grausamste Schonung. Man hat Beispiele, daß russische Soldaten, die das Leben der Gefangenen als ihre Wächter kannten, bloß darum ein Verbrechen begingen, um in ihre Gesellschaft zu kommen, da sie das Schicksal weit besser fanden, als ihr eigenes. Dieses ist kein Beweis gegen Howards Meinung über die russischen Gefängnisse, aber wohl ein Beleg zu der elenden Lage der niedrigen Volksklasse, vorzüglich des gemeinen Soldaten wegen der ehemaligen willkürlichen Grausamkeit vieler großen und kleinen Officiere. Ich bin selbst sehr wohl überzeugt, daß die reine Gerechtigkeit der Todesstrafen sich nicht erweisen läßt: aber eben so wenig läßt sich die reine Gerechtigkeit irgend eines Kriegs erweisen; und wer wollte deßwegen die Befugniß zum Kriege läugnen? Der Staat verfährt mit jedem Verbrecher nach Kriegsrecht. Der Verbrecher ist Feind und die Sicherheit befiehlt seine Vernichtung, wenn jene nicht ohne diese bestehen kann. Der Staat hat keine Verpflichtung, seine verderblichen, räudigen, sich selbst trennenden Glieder weiter zu ernähren; ihre Schonung auf Kosten und Gefahr der gesunden ist nicht Menschlichkeit. Will man dem Wundarzt das wohlthätige Messer nehmen? Das vestigia terrent ist keine verächtliche Betrachtung bei Kriminalgesetzen. Ich rede damit eben nicht der blutigen Karolina das Wort, aber glaube doch, daß weise Ordnung der Lebensstrafen in einem Staate traurige Nothwendigkeit sei. Nirgends fühlt man dieses bitterer als in Rußland. Der Verbrecher sind durch Schonung

nicht weniger geworden. Man hört im Gegentheil Beispiele von Missethaten, vor denen jedes gesunde Menschengefühl zurückschaudert. „Der Himmel ist hoch, der Kaiser wohnt weit von hier, und es kann doch nichts Schlimmeres kommen, als die Knute!“ sagt wol dort der gemeine Mann, und mancher große gemeine Mann handelt so, wie seine Brüder sprechen. Gewöhnliche Verbrechen sind dort in angesehenen Posten Veruntreuung der öffentlichen Kassen und Bedrückung der Provinzen. Bei der Rüge wurde meistens bloß mit Absetzung bestraft. Die Plünderer waren mit ihrem Raub in Sicherheit, suchten ihr Verfahren in ein geheimnißvolles Dunkel zu verhüllen, und nicht selten war der Nachfolger, wie der Vorgänger; und hatte nur aus dessen Fehlern mehr Feinheit gelernt. Was verdienen solche Leute zum Wohl des Landes? Je mehr sie Bänder und Ansehen haben, je mehr verdienen sie ausgezeichneten Lohn für ihre Thaten. Der Monarch würde durch weise Strenge in dieser Rücksicht einigen Provinzen eine sehr große Wohlthat erzeigen, und seine gerechte Humanität würde von Vater Gleim ein eben so gutes Lob verdienen, als da er hunderttausend für das Schwert Bestimmte dem Pfluge wiedergab.

Den eigentlichen Charakter des Kaisers Paul scheint der Mann in den Anekdoten über Katharina die Zweite und ihre Familie, die neulich zu Hamburg gedruckt worden sind, sehr treffend geschildert zu haben; obgleich manche Anekdoten den Umständen nach, so wie er sie erzählt, nicht ganz wahr seyn können. Der Charakter des Monarchen ist gut; man hat nicht nöthig ihm zu schmeicheln und zu sagen, er habe nicht die Fehler seines Ahnherrn: er scheint sie allerdings zu haben. Wo ist Licht ohne Schatten? Er ist sehr heftig; und man erzählt sich schon von seiner Heftigkeit Beispiele, die der Procedur Peters des Ersten, als er den saumseligen Senat an der Thür des Saals auf seine eigene Manier bewillkommte, nicht viel nachgeben. Je mehr sich seit der Zeit das stumpfe Ehrgefühl

verfeinert hat, desto mehr muß ein solches Verfahren in die Periode der kaum anfangenden Kultur zurücksetzen. Wenn sich der Monarch in seinem Zorn aber irrt und wirklich Unrecht thut, so kann er auf keine Weise nachher völlig wieder gut machen; denn das feinere Publikum ist nicht mehr geneigt, in seinen Meinungen sich durchaus ohne Ausnahme nach den Meinungen des Monarchen zu richten, wenn er auch der unumschränkteste wäre. Wer kann dann Bürgschaft leisten, daß die wiederkehrende Gnade eines Königs nicht eben so ungerecht ist, als vorher sein Zorn war? Zorn ist eine vorübergehende Leidenschaft, Gunst eine bleibende; aber beide können gleich guten und gleich schlechten Grund haben. Kein Mensch sollte im Zorn handeln, am allerwenigsten ein König.

Paul der Erste fängt seine Regierung mit Experimenten an. Die Experimente einer Regierung brauchen etwas länger Zeit, ehe sie gedeihen oder verunglücken, als chemische, oder andere physische. In zehn Jahren werden wir also mehr von dem Resultat seiner Einrichtungen sehen: das Kriterion wird seyn, wenn er nicht nöthig hat, irgend eine Veränderung zu ändern, und alles sich dabei wohlbefindet. Dieses Wohlbefinden zu beweisen, muß er dann nicht die Paläste der Hauptstädte und die Landhäuser der privilegirten Kaste, sondern mehr den Wohlstand der Bürger und Hüttenbewohner aufstellen. Es ist niemals ein Beweis von dem Flor eines Landes, wenn es viele, ungewöhnlich reiche Particuliers hat — denn sonst müßte Polen seit einem Jahrhundert das blühendste Land gewesen seyn — sondern mehr, wenn der Kern der Nation im Gedeihen seiner Gewerbe den Reichthum der Wenigen entbehren kann.

Man hat den Kaiser bei uns wohl schon der Ungerechtigkeit beschuldiget; aber, lieber Freund, diese Beschuldigung finde ich ungegründet, so sehr ich auch glaube, daß er manchmal aus falschen Prämissen geschlossen und gehandelt hat. Wenn die Geschichte mit dem General Palen gewesen wäre, wie sie der Sykophant gemeldet

hat, so hatte der Monarch zu einer solchen Behandlung völliges Recht: nur hätte es förmlicher und nach Untersuchung geschehen sollen, wo es alsdann gewiß nicht geschehen wäre. Ein Befehl, in Petersburg zu erscheinen, und sich zu rechtfertigen, hätte den Schuldigen, oder Unschuldigen sogleich gezeigt. Daß er den Fürsten Subow freundschaftlich aufnahm, kann und wird ihm nicht zum Verbrechen angerechnet werden: hätte er aber für ihn, wie der Verleumder sagte, wirklich alle die Feierlichkeiten veranstaltet, so hätte er, so zu sagen, die Maßregeln des Monarchen auf dem Markte am hellen Mittage auf eine unerhörte Weise getadelt; und dieses hätte strenge Ahndung verdient. Es läßt sich dieses weder von der anerkannten Rechtschaffenheit, noch Klugheit des Generals denken.

Der Kaiser hat einen Unterofficier degradirt, den der General Apraxin in seinen eigenen Geschäften verschickt hatte: und in Deutschland hatte der arme Unterofficier viele Anhänger gefunden, und wird als ein unschuldiges Opfer der Willkür bedauert. Die Empfindung des deutschen Publikums ist gerecht und löblich: die Ungerechtigkeit ist desto schreiender, je kleiner und hülfloser der Mann ist, der sie duldet. Ich sage, die Empfindung ist gerecht; aber das Urtheil höchst wahrscheinlich falsch. Man sagt: mußte nicht der Unterofficier dem General gehorchen ohne Widerrede? Das fordert jede vernünftige Ordonnanz, und wird in der Ordonnanz Pauls des Ersten nicht anders seyn. Erst gehorcht der Untergebene, wenn er nicht einsieht, daß der Befehl geradezu Hochverrath ist; dann beklagt er sich auf dem Wege des Rechts. Was konnte der Unterofficier dafür, daß der General durch ihn nicht recht that? Das war die Sache des Generals; und die seinige war, sein Recht nachher zu suchen. Doch wurde er degradirt. Wenn die Sache sich wirklich so verhält, so ist das Urtheil des Publikums richtig. Aber ich habe gegründete Ursache zu glauben, sie verhält

sich nicht ganz so, und der Zeitungsschreiber hat aus Unkunde geradezu nur das Final gemeldet, ohne sich um den Prozeß zu bekümmern. Der General verschickte den Unterofficier nicht in Dienstsachen; dafür erhielt er den Verweis vom Monarchen. Der Unterofficier wurde degradirt; höchst wahrscheinlich nicht, weil er geschickt wurde, sondern vermuthlich, weil er auf seiner Versendung Excesse begangen hatte. Die Aufführung der Courriere ist leider zu bekannt: und nirgends war die Licenz dieser Leute größer, als in Rußland. Als Courriere konnten sie nicht angehalten werden, erlaubten sich also nicht selten eine Menge Ungebührlichkeiten auf ihrem Wege. Mißhandlung gegen Menschen und Vieh war etwas Gewöhnliches. Es war nichts Neues, daß ein General auf einer Reise, die nicht viel mehr, als eine gewöhnliche Lustreise war, mehrere Pferde zu Tode jagte. Wenn die Posten klagten, so wurden ihre Klagen angenommen und bei Seite gelegt. Die kleinen Officiere und Unterofficiere bedienten sich der nämlichen Freiheit: und wenn Klage über sie angebracht ward, waren sie vielleicht schon über dreihundert Meilen entfernt. Das Extrem der Grausamkeit gegen Vieh ist die Behandlung der Postpferde in Rußland von den Courrieren, oder auch wol Privatreisenden, die ihr Gewicht können fühlen lassen. Vermuthlich rechnete der Unterofficier auf das Ansehen seines Generals, und wirthschaftete auf irgend einer Post nach dem alten Fuße. Der Postmeister benutzte die neue Strenge, und brachte schleunig Klage; und General und Unterofficier hatten sogleich die Folge. Nichts ist natürlicher und gerechter, als dieses.

Das Degradiren der Officiere war sonst unter den Russen sehr gewöhnlich; jetzt wird es aber seltener, und ich glaube, mit gutem Grunde. Das Degradiren erstickt das Ehrgefühl und tödtet es fast ganz. Ein Officier, der eine solche Herabsetzung verdient hat, verdient überhaupt die Entfernung vom Korps. Man hat militäri-

sche Strafe genug, die das Pointd'honneur mehr schonen, und nicht weniger strenge sind. An guten Officieren kann es bei den Instituten in Rußland und der gewöhnlichen Aufmunterung nicht so leicht mehr fehlen: und ein guter Officier wird wahrlich nicht in den Fall kommen, daß man ihn degradiren müßte, weil man ihn auf keine andere Weise in seiner Pflicht halten kann. In dem preußischen Dienst, der in der wohlberechneten Disciplin ein Muster ist, hat man keine Idee von dieser Strafe. Geheime und öffentliche Verweise, kürzerer, oder längerer Arrest, Festung, gegebener Abschied, Fortschickung ohne Abschied, ehrlose Kassation sind, glaube ich, Mittel genug, die schlimmen Subjekte zu bessern, oder zu entfernen. In Rußland brauchte man bisher alle diese Mittel selten zweckmäßig: vielleicht werden sie künftig besser angewendet.

Der Kaiser läßt den ausländischen Adel in dem russischen Kataster nicht gelten. Dieses ist eigentlich ohne alle Folgen, da politisch in Rußland keine Stände und keine Reichsversammlungen sind, und der erste Fürst nicht mehr, als der letzte Edelmann ist. Es ist in sofern gut, daß man sich nicht mehr von außen her den Adel für Geld kaufen wird. Aber das bloße Verbot, sich nicht mehr fremden Adel zu kaufen, oder als Geschenk ohne Billigung des Monarchen anzunehmen, würde vielleicht den Zweck eben so gut erreicht haben, ohne Kollision mit den Nachbarn zu verursachen. Wenn nun die Nachbarn den russischen Adel eben so wenig in ihren Registern gelten lassen, so ist dieses zwar nach der Verfassung der meisten Staaten fast eben so wenig von Bedeutung! aber es wird doch dadurch ein, obgleich sehr weites Band des freundschaftlichen Vernehmens aufgelöset: und die Bande der Freundschaft sollten jetzt vorzüglich alle Regenten ohne Privatabsichten unter sich enger zusammenziehen.

Daß der Kaiser gleich bei dem Antritt seiner Regierung dem

General Kosciusko, dem Grafen Potocky und allen Anhängern der polnischen Revolution die Freiheit gab, zeigt von seinem tiefen Gefühl für Gerechtigkeit. Nur diejenigen Polen verdienten bei dem endlichen Sturz ihres Vaterlandes ausschließliche Achtung, die als brave Männer zu seiner noch möglichen Rettung die Waffen trugen. Die Politik konnte ihnen entgegenarbeiten, konnte sie festhalten, aber konnte sie nicht verdammen. Auch Katharina würde, sobald sie den Zeitpunkt für sicher gehalten hätte, dasselbe gethan haben. Für einen Schatten in Katharinens Charakter würde ich vielleicht zuletzt ihre übergroße Güte gegen Menschen halten, die ihrem Ministerio zu gefallen schlecht gewesen waren. Die meisten erhielten reichliche, sehr reichliche Pensionen, welche wol ehrliche Männer ihrer alten Unterthanen verdient hätten, und nicht erhielten. Friedrich würde nicht so gehandelt haben. Solche Leute braucht und bezahlt man, so lange sie nöthig sind; dann läßt man sie gehen. Wer seine Ehre verkauft, muß am Ende schlechte Bezahlung haben; denn er hat schlechte Waare gegeben. Vielleicht hielt die Kaiserin diese Leute noch für nöthig; ob es gleich schwer einzusehen ist, wozu sie weiter nützen konnten. Ihre Arbeit war gethan, und es mußte billig befürchtet werden, sie würden die folgende eben so schlecht machen. Aber die Kaiserin war gütig ohne Gränzen; und Güte der Könige gegen Einige ist nicht selten Grausamkeit gegen die Uebrigen.

So sehr der Monarch sich bemüht, alles selbst zu sehen, zu beurtheilen und nach seinem eigenen Urtheil zu handeln, so mögen doch mehrere Zehrer von dem Fette des Landes Mittel finden, ihn durch ihre Gläser schauen zu lassen. Es giebt der Sophisten überall genug, aber sie sind nirgends so zahlreich, nirgends ist ihr Gewebe größer, feiner, dichter und bestrickender, als an Höfen. Daß er gerecht seyn will, und in seinen Absichten immer gerecht ist, leidet nicht den geringsten Zweifel. Er ist so unparteiisch, daß er

den Vater befördert und den Sohn kassirt, weil beide haben sollten, was sie verdienten. Daß man den Kaiser die Sache nur einseitig schauen läßt, mag besonders der Fall mit der Veränderung der Justiz seyn, durch die nach meiner Ueberzeugung der ärmere Theil durchaus verlieren muß.

Hier haben Sie meine freimüthigen Gedanken, lieber Freund! Wägen Sie dieselben auf ihrer eigenen Wage, und untersuchen Selbst, wie viel Wahres, oder Ungegründetes darin ist! Die Sache ist für Humanität und Völkerglück des ganzen Welttheils nicht unwichtig. Daß ich sie für wahr halte, brauche ich Ihnen nicht zu versichern; denn sonst würden sie nicht meine Gedanken seyn. Heuchler bin ich nicht; ich spreche, was ich denke, oder schweige. Ich bin zu sehr entfernt von dem großen Wirbel dieser Geschäfte, daß ich kompetent darüber urtheilen könnte; ich bin es aber noch nicht genug, daß ich nicht mit gewöhnlicher Theilnahme für allgemeines Menschenwohl manches recht lebhaft beherzigen sollte. Wo wir selbst nichts thun können, Freund, wollen wir wenigstens mit Bescheidenheit unsere Meinungen und Wünsche laut werden lassen, damit Andere vielleicht handeln mögen, welche können, wenn sie wollen.

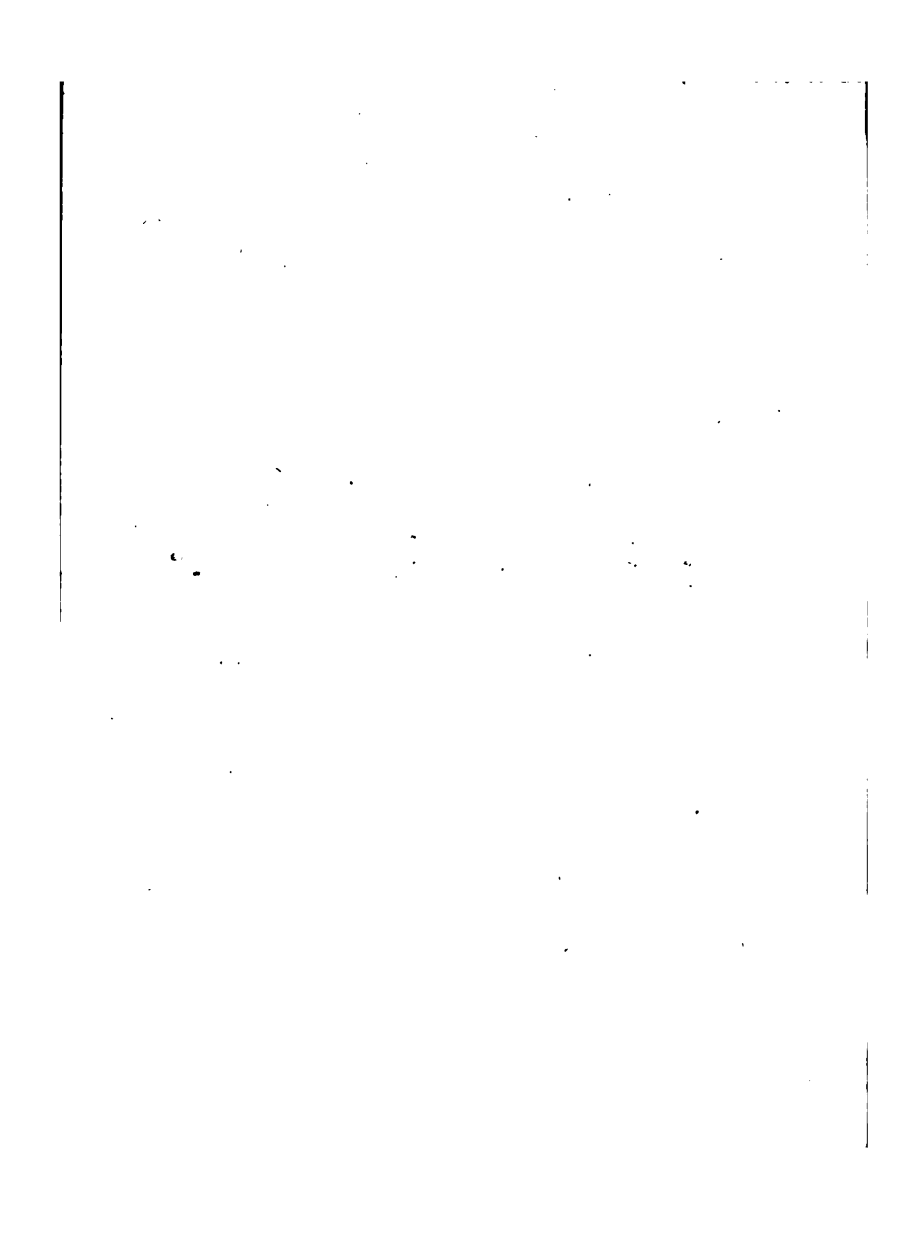
Sie wissen, daß ich weder den Zorn der Einen fürchte, noch auf den Beifall der Andern hoffe. Bei meiner Denkungsart und Handlungsweise werden mir die Einen wenig schaden, und die Andern wenig nützen. Was ich sage, ist meine reine individuelle Ueberzeugung: und ich sage sie deßwegen, weil ich glaube, daß sie doch wol hier und da einige Berichtigung schaffen, auch wol einigen Nutzen bewirken könnte. Freuen wird es mich, wenn sich am Ende auch das als etwas Gutes zeigt, was ich nicht dafür erkannte.

Leben Sie wohl!

Ueber das Leben und den Charakter der Kaiserin von Rußland Katharina II.

Mit Freimüthigkeit und Unparteilichkeit.

> Le premier soin, le premier devoir, quand on traite des matières importantes au bonheur dès hommes, ce doit être de purger son ame de toute crainte, de toute espérance.
>
> RAYNAL.



Wenn Könige sterben, jauchzen und trauern Millionen, und viele machen sich fertig zu reden und zu schreiben. Manche strömen daher als Enkomiasten, ihren Griffel in den Honig der Schmeichelei getaucht; manche brechen hervor zum bittern Tadel, ihre Feder in Schmähsucht und Galle gesenkt: nur wenige sprechen Wahrheit, weil nur wenige ohne Furcht und Hoffnung, ohne Vorurtheil und Parteigeist sind. Bei Lückenbüßern unter den Großen, die nur die Chronologen und Genealogen durch ihre Auftrittsperiode und ihren Sterbetag beschäftigen und der Geschichte den Zeitraum ihrer Vegetation hinterlassen, finden alle nur sehr wenig Stoff, und alles schlummert in guter Ordnung fort; aber das Ende außerordentlicher Personen ihres Zeitalters bringt gewöhnlich alle Meinungen über ihren Werth oder Unwerth in Gährung, und erzeugt die auffallendste, groteskeste Verschiedenheit.

Dem pragmatischen Menschenforscher ist bei einer solchen Gelegenheit nichts unwichtig. Er sieht, wie jeder der Männer des Publikums aus Grundsätzen, Neigung, Vorurtheilen, Parteilichkeit, oder irgend einem andern Grunde seinen eigenen Gesichtspunkt faßt und seinen Helden mit Lorbern, oder mit Dornen krönt. Aus der Zusammenstellung aller dieser Umstände und ihrer Vergleichung sucht er wo möglich die Wahrheit der Thatsachen aufzufinden, sie

auf der Wage der Vernunft kosmisch und moralisch zu würdigen, und für sich und seine Interessenten die praktischen Resultate daraus zu ziehen.

Die beiden nordischen Helden zum Anfange des Jahrhunderts ausgenommen, sind in Europa ohne Widerspruch in demselben in kosmischer Rücksicht ein deutscher Mann und eine deutsche Frau, Friedrich der Zweite von Preußen und Katharina die Zweite von Rußland, die wichtigsten. So merkwürdige Männer auch in den neuern Händeln der Franzosen aufgetreten sind, so ist doch keiner derselben so wichtig, daß er nur entfernt in eine Vergleichung mit diesen beiden gestellt werden könnte. Unser Vaterland darf stolz darauf sein, sie unter seine Kinder zu zählen. Mag ihnen die Welt die Beinamen Groß geben oder nicht, so sind sie doch in aller Rücksicht dem Kosmopoliten sowol, als jedem Parteigänger insbesondere äußerst wichtig und merkwürdig. Wir haben vor zehn Jahren bei Friedrichs Tode den Beweis von der Aeußerung der buntesten Meinungen gehabt; es wird dem Charakter Katharinens nicht anders und nicht besser ergehen. Friedrich wurde vergöttert und gelästert, und Katharina wird vergöttert und gelästert werden. So ging es Cäsar, Konstantin, Julian und allen übrigen, deren Namen berühmt, oder auch wol berüchtiget sind: alle haben ihre Kirchenväter und ihre Prokope; und nur der tiefere Wahrheitsforscher ist dann und wann so glücklich, die Staubwolke wegzublasen und den Parteigeist und den Enthusiasmus der Kirche und der Politik zu berichtigen. Selten sieht und beurtheilt der Mensch die Dinge, wie sie sind; fast immer setzt ihm irgend eine Leidenschaft ein optisches Glas vor die Augen. Dieses ist der Fall im Privatleben, wo selten der Nachbar den moralischen Werth seines Nachbars mit einigem Grunde kompetent bestimmen kann; und noch mehr ist er es in der höheren Sphäre der Menschen, wo die Verhältnisse noch dichtere Schleier ziehen, tiefere Verwickelungen legen und dickere Schminke auftra-

gen müssen. Es ist selten ein Mensch so gut oder so schlecht, als die öffentliche Meinung von ihm ist; und dieses gilt noch vorzüglich von den Königen. Nero war gewiß kein so scheußliches Ungeheuer und Titus kein so tadelloser wohlthätiger Genius, als uns die Geschichte sagt. Das major ex longinquo in utroque ist im vorzüglichen Grade im Gepräge der Monarchen. Mit mehr Freiheit und vielmehr Macht, als ihre übrigen Zeitgenossen genießen, werden sie mit gewöhnlichen Tugenden Wohlthäter und Schutzgeister, und mit gewöhnlichen Lastern Harpyien und Geißeln der Nationen. Durch ihren Einfluß auf alle wird an ihnen alles größer, das Gute wie das Böse: jenes hebt sie leicht zu Engeln, dieses brandmarkt sie leicht zu Teufeln; ein nothwendiger Lohn und eine nothwendige Strafe auf der Stufe, auf welcher sie stehen!

Der Verfasser wagt es, in dem folgenden Werkchen die Geschichte der Kaiserin Katharina der Zweiten mit philosophischem und kosmopolitischem Sinne kürzlich zu schildern. Da die Parteien überall gewöhnlich auf beiden Extremen stehen, und enthusiastische Verehrer, oder bittere Schmäher sind, so wird er mit aller Ruhe und Wahrheitsliebe, so viel in seinen Kräften steht, die Sachen, wie er sie unbefangen sieht und beurtheilt, vortragen, und sodann seinem Publikum die Entscheidung über seine Gründe überlassen. Die Schrift ist keine Lobschrift, als in so fern der Gegenstand es erzwingt, und enthält keinen Tadel, als in so fern der laute Beifall nicht sprechen kann. Sie ist keine geordnete vollständige pragmatische Biographie: denn dazu fehlt es dem Verfasser nicht allein an Materialien und ununterbrochenen, richtigen Urkunden, sondern auch an Kräften zur würdigen Behandlung. Er sagt vielleicht nur, was längst allgemein bekannt ist, und spricht darüber nach seinem Wahrheitsgefühl ohne Rücksicht, welche Zufriedenheit oder welches Mißvergnügen er bei den Parteien aller Art dadurch erregen wird. Der Aufsatz ist nichts als eine Flugschrift der Periode:

es würde aber dem Verfasser sehr leid thun, wenn wohlunterrichtete und wohldenkende Männer sie zu der Rubrike ganz gewöhnlicher seichter Gelegenheitsprodukte dieser Art zu zählen Ursache finden sollten.

Es ist in Rußland bekannt, daß ein Mann von bewährter Rechtschaffenheit, von gründlichen geläuterten Kenntnissen in alter und neuer Literatur, von dem feinsten Geschmack, und dessen literarischer Kredit schon unter seinen Landsleuten und unter den Ausländern feststeht, der überdieß in den wichtigsten Geschäften der Kaiserin oft ist gebraucht worden, entschlossen ist, die Geschichte seiner Monarchin ohne Schmeichelei der Nachwelt zu geben. Wenn dieses geschiehet, ist Katharina die Zweite noch nach ihrem Tode so glücklich, einen ihrer würdigen Geschichtschreiber zu finden, wie ihn Alexander im Arrianus, und Gustav Adolph in Oxenstierna hat, und wie ihn Friedrich der Zweite bis jetzt noch nicht gefunden. Denn wider seine eigenen Werke werden aus dem gewöhnlichen Rechtsgrunde seine Feinde appelliren, und die besten Beiträge Herzbergs und aller übrigen bleiben immer nur noch Beiträge. Die Kaiserin wußte es, daß dieser Mann von ihrem Hofe Dokumente und Papiere aller Art zu diesem Behufe sammelte und ordnete und sie zu seinem Endzwecke bearbeitete; seine Freimüthigkeit und Rechtschaffenheit sowol als seine Feinheit des Geschmacks waren ihr bekannt, und sie bat ihn um die Mittheilung seiner Schriften, welches der Mann verweigerte, mit der Aeußerung, daß nur Wahrheit allein, ohne alle Rücksicht, seine Führerin seyn müsse, und er wolle weder sich, noch seine Monarchin durch irgend einen Schein in den Verdacht des Gegentheils bringen. Die Kaiserin lächelte, sprach und handelte fort, wie sie gewohnt war, und ließ den Mann sammeln und schreiben. Gewiß werden diejenigen, welche durchaus despotische Willkür in Katharinens Charakter tragen, diesen Zug eben so wenig, als tausend andere, in ihr Gemälde setzen. Hoffent-

lich wird das ganze europäische Publikum nun bald die Frucht von dem kosmopolitischen Wahrheitseifer dieses Mannes erwarten dürfen; und wir dürfen glauben, daß sodann diese Schrift Aufschlüsse über Vorfälle enthalten wird, an welchen ganz Europa den lebhaften Antheil nahm und noch nimmt, da sie nicht allein auf Humanität und Aufklärung, sondern auf Menschenschicksale, Menschenwohl und Menschenelend überhaupt den entscheidendsten Einfluß hatten. Sie wird von einer Monarchin handeln, auf welche mehr als Ein Welttheil bei den wichtigsten Konjunkturen der gesammten Menschheit ihr Augenmerk richteten, und deren Entschlüsse und Maßregeln die Parteien aller Art nach ihren Stimmungen entweder verehrten, oder verwünschten; ihr Verfasser wird ein Mann seyn von der nämlichen Nation, deren Beherrscherin sie war, der, mit allen Eigenschaften zu dieser Unternehmung, Gelegenheit hatte, sie von ihrer ersten Erscheinung in der nordischen Welt bis an ihren Sterbetag in allen ihren Verhältnissen mit größter Freiheit zu beobachten.

Unterdessen will ich hier in diesen wenigen Bogen das Wesentlichste und Merkwürdigste von dem Leben dieser außerordentlichen Monarchin nach den öffentlichen Papieren wiederholen, mehr ihren Charakter zu schildern, als ihre Thaten zu beschreiben suchen, und deßwegen oft nur auf Thatsachen hindeuten, die fast Jedermann des lesenden Publikums schon im Gedächtnisse hat. Da man über ihren öffentlichen und häuslichen Charakter, zumal im Auslande, so verschieden und meistens mit Vorurtheil und Lieblosigkeit spricht und auch wohl schreibt, so kann ein Versuch einer unparteiischen Darstellung den deutschen Lesern nicht unwillkommen seyn. Ihre enthusiastischen Verehrer finden vielleicht in mir nicht den glühenden Panegyriker, den sie wünschen; aber ihre Tadler und Schmäher finden dagegen vielleicht einen Vertheidiger, den sie nicht wünschen. Schwerlich wird im russischen Reiche eine Seele leben, die den Namen Katharinens nicht mit Dankbarkeit und Liebe und Ehrfurcht nennte,

ausgenommen Bösewichter und kleine Tyrannen, welche ihre Gerechtigkeit zu Boden drückte: aber im Auslande ist man aus mancherlei Ursachen so bemüht, alle ihre Handlungen und Gesinnungen in ein nachtheiliges Licht zu stellen, daß unter dem Namen der nordischen Semiramis auch wol liberal denkende Menschen sich sogleich den Inbegriff der weiblichen Tyrannei mit ihrem ganzen schrecklichen Gefolge vorstellen. Wir wissen von der morgenländischen Königin fabelhaften Andenkens so wenig Bestimmtes, daß es kaum einem ernsthaften Manne einfallen kann, irgend eine Person aus der sichern Geschichte mit ihr zu vergleichen. Der Verfasser dieses kleinen Aufsatzes ist gewiß nichts weniger, als Anhänger der Despotie, oder des Aristokratismus; und er hat durchaus keine Aufforderung, weder von innen, noch von außen, etwas zu billigen, oder zu mißbilligen, als den Maßstab seiner vernünftigen Grundsätze, seiner Philanthropie und seines Wahrheitsgefühls. Nach diesen wird er sprechen ohne alle Bedenklichkeit und ruhig seyn.

Die Kaiserin Katharina Alexiewna die Zweite, ehemalige Prinzessin von Anhalt Zerbst, unter dem protestantischen Taufnamen Sophie Friedericke Auguste, geboren im Jahre 1729, kam mit ihrer Mutter auf Einladung der damaligen Kaiserin Elisabeth nach Moskau als erwählte Braut des Großfürsten Peter Fedrowitsch, den Elisabeth als ihren Neffen zum Thronfolger erklärt hatte. Alte Leute, welche sie noch als kleines Mädchen in Zerbst auf dem Schloßhofe mit den Kindern aus der Stadt bei dem Spiele gesehen haben, erinnern sich mit Vergnügen der Lebhaftigkeit, Artigkeit und Leutseligkeit der jungen liebenswürdigen Prinzessin, und manche Graubärte erzählen noch mit vieler Selbstgefälligkeit die kleinen Vorfälle, als sie damals zuweilen ihre Spielkameraden waren. Die Nachrichten sagen, daß die Kaiserin Elisabeth zur Gemahlin für ihren Neffen, den Großfürsten, die Prinzessin Amalie von Preußen, Schwester Friedrichs des Zweiten, wünschte: ob aber der König Bedenklichkeiten fand, seine Schwester, die er sehr liebte, in ein so kaltes, damals noch halb wildes Land so weit von sich zu lassen, oder ob die Prinzessin selbst nicht Neigung hatte, nach Moskau zu gehen, ist nicht ganz bekannt. Friedrich dankte für den ehrenvollen Antrag, und schlug die Prinzessin von Anhalt Zerbst vor. Man folgte zwar seinem Rathe: aber vielleicht wurde auch diese Wei-

gerung eine von den Ursachen zur Erbitterung der Kaiserin gegen den König von Preußen, welche die Oestreichischgesinnten in Petersburg zur Schließung der Allianz mit Wien und Dresden sehr künstlich benutzten. Die Kaiserin Katharina die Zweite dankt also ihre große politische Laufbahn vielleicht ganz zufälliger Weise irgend einer kleinen Bedenklichkeit Friedrichs; und der Himmel weiß, welche Katastrophen im Gegentheil sich ereignet hätten, wenn Friedrich diese Bedenklichkeit nicht gehabt hätte. Die Verbindung zwischen Petersburg, Wien und Dresden wäre wahrscheinlich nicht geschlossen worden, der siebenjährige Krieg wäre nicht erfolgt; aber was würde in Deutschland und im Norden an die Stelle getreten seyn? So gewiß ist es, daß die größten, wichtigsten Begebenheiten oft von sehr kleinen Ursachen abhängen, und daß nach mathematischer Berechnung ein Sandkorn hierher oder dorthin geworfen eine Welt zertrümmern kann!

Die junge Prinzessin von Zerbst traf im Juni 1744 in Moskau ein, nahm den Tag darauf die griechische Religion an, welches der russische Hof jederzeit zur nothwendigen Bedingung macht, wenn Prinzessinnen von andern christlichen Religionsparteien in die kaiserliche Familie verheirathet werden, erhielt den Namen Katharina Alexiewna, wurde den folgenden fünften Juli mit dem Großfürsten verlobt, zur Großfürstin mit dem Titel Kaiserliche Hoheit erklärt, und das folgende Jahr den ersten September wurde die Vermählung feierlich vollzogen. Seit dieser Zeit scheint es festere Gewohnheit des Hofs geworden zu seyn, für die kaiserlichen Prinzen jederzeit Prinzessin kleinerer deutscher Fürsten zu wählen; höchst wahrscheinlich, damit man desto weniger Parteien und Einfluß von außen zu befürchten habe, wie das wol der Fall seyn könnte, wenn ein mächtiger Hof dem regierenden Hause durch Blutverwandtschaft nahe träte.

Die junge Großfürstin erwarb sich durch ihre persönlichen Vor-

züge und durch die Talente ihres Geistes bald die allgemeine Liebe und Verehrung sowol der Einheimischen, als der Fremden. Die Leichtigkeit und Ungezwungenheit, mit welchem sie sich in ihren neuen glänzenden Verhältnissen betrug, die Schnelligkeit, mit welcher sie die ihr fremde Sprache der Nationen lernte, die Güte und Herablassung, mit welcher sie durchaus mit Jedermann aus allen Ständen sprach und umging, der Witz und die Anmuth, welche durchaus in Allem herrschten, was sie that und sprach, machten sie bald eben so sehr zum Liebling der Nation, als die zurückstoßende Härte des Großfürsten die Gemüther erbitterte und von sich entfernte. Während der ganzen Regierung der Kaiserin Elisabeth bis zu ihrem Tode hatte sie in die Geschäfte noch weniger Einfluß, als ihr Gemahl, der vielleicht aus guten Gründen, aber wol nicht mit reiflich überlegter Methode, ein seiner Tante ganz entgegengesetztes System angenommen hatte.

Es sei mir erlaubt, etwas Weniges über die damalige Lage der Dinge zu sagen. Vor Petern dem Ersten waren die Russen eine ungeheure Masse halber Barbaren, mit allen Fähigkeiten und allen außerordentlichen Kräften, welche sie seit der Zeit gezeigt und zu entwickeln angefangen haben. Jedermann weiß, was Peter zum Erstaunen seiner Zeitgenossen und zur Bewunderung der Nachwelt unternommen und ausgeführt hat. Er riß das alte Gebäude nieder, mit Gefahr sich unter den Trümmern zu begraben, und fing an zu bauen auf eine Weise, welche in kurzer Zeit seiner Nation ein entscheidendes Uebergewicht im Norden gab. Peter hatte den Riesengedanken, da seine schwedischen Kriege seine Gegenwart oben immer nothwendig machten, und Moskau ihm wegen der blutigen Scenen der Strelitzen nicht sehr angenehm war, sich selbst eine neue Residenz und zwar außer den Gränzen seines Reichs zu bauen: er führte ihn aus, wie ihn seine Seele gedacht hatte. Es ist kein ähnliches Phänomen in der ganzen Menschengeschichte. Wo vor

hundert Jahren nur noch einige Fischerhütten standen, wohnen jetzt zweimal hunderttausend Menschen mit ihrem ganzen furchtbaren Apparat; und alte Königshöfe horchen begierig auf das, was dort beschlossen wird. Das war Peters Werk. Freilich gehörte dazu ein Nachbar, wie Karl von Schweden war, der bei allem Muth und aller Tapferkeit der alten Chevalerie auch seine Entwürfe aus ihren Büchern genommen zu haben scheint. Wäre Karl von Narva nicht diktatorisch nach Polen und Sachsen gegangen, sondern hätte von dort aus seinen Vortheil nach Moskau verfolgt, oder hätte sich auf seine eigenen und die benachbarten Provinzen eingeschränkt, so würde Peter wahrscheinlich zwar immer sein gefährlichster Feind, aber wol nie sein Ueberwinder gewesen seyn. Das läßt sich sicher aus der damaligen Beschaffenheit der Kriegskunst bei beiden Nationen schließen. Seit Peters Tode hatte Schweden nichts Beträchtliches an Rußland verloren; dieses war ihm aber durch seine neuen Erwerbungen, und noch mehr durch seine neuen Etablissements in allen Zweigen der Kriegskunst, entscheidend furchtbar geworden. Rußland hatte vorher nur mit den Türken und Tartarn Händel gehabt; unter Petern fing es an, sich nachdrücklich in die polnischen Angelegenheiten zu mischen, und unter seinen Nachfolgern hatte es bald sein Interesse in Deutschland, und man sahe die Russen am Rhein. Die Kaiserin Elisabeth war durch einige Sarkasmen Friedrichs des Zweiten, ganz gegen das damalige anscheinende Staatsinteresse, so sehr gegen alle Preußen eingenommen, daß sie eifrig in alle Maßregeln einstimmte, welche man ihr von Wien und Dresden aus zum Nachtheil des Königs von Preußen vorzuschlagen wußte. Peter der Große hatte fast alle seine großen Reformen mit Hülfe der Ausländer angefangen, und dadurch hatte nothwendig Mancher derselben in Rußland Kredit gewonnen. Schon unter seiner, und noch mehr unter den folgenden Regierungen hatte der Troß der russischen Nation es mit scheelen Augen an-

gesehen, daß so viele Ausländer, vorzüglich Deutsche, Beförderungen im Civil und Militär erhielten. Kein rechtlicher Mann, welcher der Nation Ehre macht, hat an den barbarischen Entschlüssen Antheil genommen, die man einigemal gegen die Fremden gefaßt hatte. Unter Elisabeth, gleich nach dem Antritt ihrer Regierung in Moskau, wollte man alle Ausländer vertilgen; und bei der Armee in Finnland wollten unter der nämlichen Kaiserin die Grenadiere alle fremde Officiere auf das Bajonnett nehmen, und sodann nur ihren Nationalkommandeuren gehorchen, weil sie sich geschmeichelt hatten, die Kaiserin würde alle Ausländer fortschaffen. Der General Keith, nachheriger preußischer Feldmarschall, dessen Namen jeder Schulknabe kennt, welcher damals im russischen Dienst war und dort kommandirte, stillte durch seinen Muth und seine unerschütterliche feste Entschlossenheit den Aufruhr. Der Mensch ist gewöhnlich nur wüthend, wenn er blind ist; sobald er sehen lernt, wird er vernünftig, wenn er auch Barbar wäre. Die Soldaten bereueten bitter ihre Wildheit, und schämten sich ihrer Ausschweifungen. Es war aber bei dieser Stimmung ganz natürlich, daß ein Krieg wider Preußen, von welchem sie, aber freilich unter Zwang, bisher sehr viel gelernt hatten, der russischen Nation gar nicht unwillkommen war.

Der Großfürst, als Thronfolger, war mit den Maßregeln seiner Tante, der regierenden Kaiserin, gar nicht zufrieden, da er ein persönlicher Freund und Verehrer Friedrichs war; und meistens hatte er die Offenherzigkeit, sein Mißvergnügen gar nicht zu verbergen. Die Kriegsoperationen in Preußen sollen eben deßwegen von russischer Seite durch Anstiften des sogenannten kleinen Hofs, oder der Anhänger des Großfürsten ungewöhnlich saumselig gegangen seyn. Das Ende der Kaiserin konnte wahrscheinlich nicht mehr fern seyn; und es läßt sich leicht vermuthen, daß Mancher sich in die Gunst des neuen Monarchen jetzt schon dadurch zu setzen suchte, daß er Geschäfte nicht aus allen Kräften befördern half, von denen

er wußte, daß sie ihm nicht angenehm waren. Aber der Großfürst Peter Fedrowitsch verlor dadurch desto mehr in der Liebe der Nation, je mehr er ohne alle Schonung täglich seine entschiedene Parteilichkeit für die Ausländer zeigte, und die Nation, über welche er einst herrschen sollte, geflissentlich bei mancher Gelegenheit herabwürdigte. Es ist eine Eigenheit, vielleicht eine moralische Krankheit, in der Natur der Menschen, daß sie eher bittere Beleidigungen, als aufgebürdete Lächerlichkeiten ertragen. Indessen, die Kaiserin Elisabeth starb, und der Großfürst bestieg ruhig den ihm bestimmten Thron als Kaiser Peter der Dritte. Der Tod Elisabeths rettete wahrscheinlich Friedrich den Zweiten: hätte sie noch einige Jahre gelebt, und der Krieg wäre von ihrer Seite auch nur nach der alten Gewohnheit fortgesetzt worden, so weiß ich nicht, wie bei der verzweifelten Lage Friedrich selbst aus seinem unerschöpflichem Geiste die ferner nothwendigen Mittel und Kräfte hätte nehmen wollen. Peter der Dritte schloß sogleich Frieden, und gab Alles, was gewonnen war, nämlich ganz Preußen, großmüthig zurück. Nicht genug! er trat selbst in ein Bündniß mit Friedrich, und in einem Zeitraum von einem Monate schlugen Russen gegen und für Preußen: so sehr hängen oft Nationen von einer Vorstellungsart ihrer Regenten ab, von einem Widerwillen, oder einer Vorliebe, die sie eben gefaßt haben! Kein gesunder Politiker wird dieses Verfahren Peters tadeln, vielleicht das zu schnelle Geben der Hülfstruppen ausgenommen. Es konnte und durfte, nach den damaligen Aspekten, Rußland durchaus nichts daran gelegen seyn, zumal bei der damaligen Verfassung in Polen, den König von Preußen zum Vortheil Oestreichs unterdrükken zu helfen. Auch haben diese Maßregeln gewiß dem Kaiser Peter dem Dritten bei seiner Nation keinen Schaden gethan, ob es gleich nachher von den Mißvergnügten und Stiftern der Revolution mit unter den Beschwerden angeführt wurde. Diese Katastrophe ist zwar so bekannt, aber doch so dunkel, daß man davon mit Ge-

wißheit und Bestimmtheit unmöglich sprechen kann. Folgendes ist mir nach Vergleichung mancher Erzählungen von beiden Seiten das Wahrscheinlichste.

Zwischen dem Kaiser und seiner Gemahlin, der jetzt verstorbenen Kaiserin Katharina der Zweiten, waren schon früher bei Lebzeiten Elisabeths kleine häusliche Mißhelligkeiten entstanden, welche Elisabeth jedesmal gütlich wieder zu schlichten wußte. Wer kann über die Streitigkeiten zwischen Eheleuten entscheiden? Die Ursachen liegen meistens auf beiden Seiten. Katharina war gewiß nicht nach Rußland gekommen, um zu regieren, sondern um froh und glücklich zu leben; und dazu ist wol schwerlich das Tragen einer Krone der wahrscheinlich richtige Weg. Man stelle sich vor, eine junge, liebenswürdige geistreiche Frau, mit allen Reizen ihres Geschlechts, und allen Ansprüchen auf Glückseligkeit, die sie nicht findet, allen Hoffnungen auf Lebensgenuß, die sie getäuscht sieht, und man wird ihre damalige Lage wahrlich nicht beneiden. Der Kaiser vernachlässigte sie, wie er die ganze Nation vernachlässigte, und das machte sie der Nation theuerer: wer kann entscheiden ob sie diese Zurücksetzung verschuldet hatte? Der Kaiser machte durch jeden seiner Schritte die Lage für sich und seine Verhältnisse täglich kritischer. Der Krieg mit Preußen war geschlossen, welcher der Nation nicht zuwider war, und alle gewonnenen Vortheile waren zurückgegeben, mit beispielloser Großmuth zurückgegeben worden. Nun wollte er mit aller Anstrengung einen neuen aus persönlicher Feindschaft gegen Dänemark unternehmen, der der Nation verhaßt war. Die Kassen waren erschöpft, die Armeen hatten gelitten, das Volk war unzufrieden, und seine besten Minister hatten alle Mühe, ihm die Unternehmung abzurathen. Er vernachlässigte die alten braven russischen Soldaten, die unter seinem großen Ahnherrn Peter dem Ersten die russische Macht erst fest gegründet, sich Ruhm und Ehre erfochten hatten, und nun auf Achtung billigen Anspruch machten:

er hing dagegen an seinen Deutschen, welche weiter noch kein Verdienst hatten, als daß sie ziemlich nach der Schnur auf dem Platze manövrirten. Es muß durchaus eine Nation kränken, wenn ihr Herrscher ihre Treue und Anhänglichkeit nicht achtet, und sich sogar in Ansehung seiner Sicherheit auf Fremdlinge zu verlassen scheint. Nicht zu verwundern ist es also, wenn besonders das Militär es übel empfand, daß sich der Kaiser so wenig um sie bekümmerte, als ob ihm an ihrer guten Meinung sehr wenig gelegen wäre. Peter hatte ferner unterlassen, zur Krönung nach Moskau zu gehen, und sich durch eine dem Volke so wichtige Ceremonie der Treue und Anhänglichkeit des Kerns der Nation zu versichern. Auch ist es wahrlich keine leere Einbildung; denn das Volk kann mit Recht erwarten, daß es den Mann kennen lerne, dem es ohne Einschränkung gehorchen soll. Alle diese Hauptumstände, mit einer Menge sich täglich vermehrender kleinerer Unannehmlichkeiten, setzten die meisten Russen gegen den neuen Kaiser in die übelste Stimmung.

Der Verfasser hat nun hier eine sehr mißliche Periode, den Sturz Peters und die Thronbesteigung seiner Gemahlin Katharina der Zweiten zu erzählen. Die Feinde Katharinens brechen gewöhnlich bei dieser Gelegenheit in Verwünschungen und Lästerungen gegen sie aus, und bemühen sich, das ganze Gemälde mit den grellsten, schwärzesten Farben zu zeichnen, und ihren Charakter in das häßlichste Licht zu setzen. Andere, die durchaus ihre blinden Verehrer sind, gehen entweder mit Stillschweigen über die Kathastrophe hin, oder berühren sie wohl gar mit Enkomien. Mich däucht, daß weder die Einen, noch die Andern ihren wahren Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen. Freilich wäre wol das Sicherste, von dergleichen Sachen weder zu sprechen, noch zu schreiben. Aber wie sollte der wahrheitliebenden Menschheit gerathen werden, deren Wohl auf Freiheit und Freimüthigkeit beruhet, wenn Jeder nur seine eigene Gemächlichkeit und Sicherheit zum letzten

höchsten Gesichtspunkte machen wollte? Wenn sich die Großen nicht scheuen zu handeln, warum sollte sich der rechtschaffene Mann, sei er noch so klein, fürchten, über ihre Handlungen zu urtheilen? Wenn es jetzt Niemand wagt, mit Wahrheit hervorzutreten, so tritt vielleicht nach einem Jahrhundert ein entgegengesetzter Enthusiast auf, und spricht Schmähungen ohne Grund. So erbittert auch die große Menge der russischen Nation gegen Petern war, so wäre es doch ohne die entschlossenste Kabale, Parteisucht und den unbegränzten Ehrgeiz mehrerer Individuen schwerlich zum Ausbruch gekommen, und ohne den Muth und die größte Kühnheit der Anführer nicht durchgesetzt worden. Gesetzt auch, daß alle Fehler, welche man der persönlichen Aufführung Peters des Dritten Schuld giebt, wirklich wahr und nicht zur Hälfte übertrieben waren, und daß seine öffentlichen, oben erzählten Maßregeln in dieser gefährlichen Epoche die Krise sehr hoch getrieben, so gehört doch Zeit, oder eine ganz nahe Veranlassung dazu, die endliche Katastrophe herbeizuführen. Diese gab Peter durch seine Uebereilung selbst. Das allgemeine besondere Benehmen des Kaisers konnte ihm die Liebe und die Zärtlichkeit einer so gefühlvollen und ausgebildeten Dame, wie seine Gemahlin war, unmöglich ganz erhalten; und er selbst that alles Mögliche, seine eigene Abneigung recht sichtbar zu machen. Es wird versichert, daß er schon die Maßregeln genommen hatte, sich von ihr zu trennen; und Trennung und Verzicht auf allen künftigen Lebensgenuß ohne Freiheit, noch dazu unter der größten Gefahr, ist in solchen Verhältnissen Eins. Natürlich war es also, daß sich eine Menge Mißvergnügte nicht allein an die Kaiserin anschlossen und jede Handlung und Aeußerung ihres Gemahls in ein noch verhaßteres Licht setzten; und unter diesen waren wild entschlossene, unbändige, abenteuerliche Seelen, an denen es in allen Konjunkturen nirgends, und besonders in Rußland nicht fehlt. Friedrich der Zweite hatte seinem Freunde Peter verschiedene Mal

mit der innigsten Vertraulichkeit geschrieben, er möchte sich vor zu schnellen Schritten hüten, die Nation schonen, und vorzüglich gegen seine Gemahlin mit Güte und Klugheit handeln. Aber Peter schien nicht geneigt zu sein, auf eine glimpfliche Weise gut zu machen, was er vorher schlimm gemacht hatte. Sein Benehmen dauerte ohne Mäßigung in seinen Gesinnungen fort, und die Sache mußte schnell zu Extremen kommen. Vermuthlich hätte die Kaiserin gegen ihren Gemahl nie etwas unternommen, wenn die heftigsten, ausschweifendsten Parteigänger, deren ganze Rettung nun an einem großen Wagstücke hing, sie nicht zu ihrer eigenen Sicherheit gezwungen hätten. Die Nachrichten derjenigen, die sie in ihrer damaligen Lage können gesehen haben, sagen alle, daß sie mit sich in dem fürchterlichsten Kampfe gewesen. Man setze sich unbefangen an ihre Stelle! Eine Frau mit den entschiedensten Vorzügen und Talenten des Geistes und den gerechtesten Ansprüchen auf alle Glückseligkeit der Erde; auf dieser Seite die unüberwindliche Abneigung eines Gemahls, dessen Herz sie durch nichts wiederzugewinnen hoffen darf, und der entschlossen ist, sie auf eine Weise von der Welt zu entfernen, die ihr bitterer seyn mußte, als der Tod; und wer konnte ihr bürgen, daß nicht der Tod selbst im Hinterhalte lag? Jeder Menschenkenner weiß aus der Geschichte in solchen Verhältnissen das traurige Loos derer, welche das Schicksal auf eine solche Bahn geworfen hat. Auf der andern Seite sich und mehrere Andere zu retten, und eine Krone zu nehmen, wie der Erdball keine mehr hat; die Hoffnung, durch ihren großen Geist das Glück von Nationen zu machen, deren Namen sie vor zehn Jahren kaum wußte! Es blieb ihr keine Wahl übrig, als ihr Verderben, oder die Herrschaft. Nun tadle sie der Moralist der finstern Stube! Er wird vielleicht zeigen, wie groß seine Weisheit ist, und wie eisern gerecht seine Forderungen sind: aber er wird auch zeigen, daß er den Menschen und seine traurigsten, verwickeltsten Kollisionen nicht

kannt. Nach langem Kampfe mit sich selbst ward endlich Katharina mit einem Entschlusse Monarchin eines ungeheuern Reichs, und ihre Regierung hat sie bei ihren Völkern gerechtfertiget. Die Garderegimenter, welche der Kaiser vorzüglich seine gerechte, aber unzeitige Strenge hatte fühlen lassen, waren gewonnen; und diese übermüthigen Prätorianer hatten sich schon in vorigen Katastrophen, nach dem Exempel ihrer alten römischen Vorgänger, mit ähnlichen bekannt gemacht. Die Kaiserin mit ihrer Freundin, der Fürstin Daschkow, erschien mit aller ihrer herrscherischen Beredtsamkeit muthig an ihrer Spitze, und man gab ihr die Kronen, als ob sie das Eigenthum der Leibwächter wären. Der Kaiser war gezwungen, eine Resignationsakte auszustellen. Die Aechtheit wird nicht bezweifelt, und sobald die Aechtheit bewiesen ist, ist Jedermann geneigt, ihre Wahrheit anzuerkennen. Ein weiser Mann hätte sich nicht in die Katastrophe gestürzt; und ein muthiger, entschlossener Mann hätte sich glücklich herausgewunden, oder wäre ehrenvoll darin umgekommen. Wer nicht Muth zu sterben hat, ist zu keinem Volksbeherrscher geboren. Es blieben dem Kaiser noch manche Ausflüchte übrig, die er mit Gegenwart des Geistes hätte benutzen können. Das Volk in Moskau und die Gouvernements des tiefern Rußlands hätten ihn, trotz ihres Widerwillens, gewiß aufgenommen und beschützt; so fest ist immer die Treue und Anhänglichkeit dieser braven Nation an ihre Beherrscher. Die Armee in Deutschland würde mit Stolz für ihn geschlagen haben; denn das Gefühl des Rechts ist, trotz allen Beleidigungen, nicht aus den Herzen der Menschen zu tilgen. Beide Wege hätte Peter noch frühzeitig genug wählen können. Selbst in Petersburg hatte er bis zum letzten Augenblicke, wo Alles verloren war, treue, wackere, bis zum Tod entschlossene Männer um sich, und es wäre vielleicht durch einen einzigen Schritt alles wieder zu gewinnen gewesen. Der alte Feldmarschall Münch rieth dem unglücklichen Monarchen dringend, sich

den Soldaten und vorzüglich der Artillerie zu zeigen, und wagte es, zu versichern, daß kein Einziger sich unterstehen würde, gegen den Kaiser zu fechten: er selbst wollte vor seinem Herrn hergehen, und als Soldat und General und treuer Unterthan mit seinen alten Kameraden sprechen. Der Unentschlossene war zu nichts zu bewegen; die Periode verfloß und seine Feinde hatten sie benutzt. Er war Gefangener, und alle seine treuesten Anhänger sahen sich genöthiget, ihn zuletzt zu verlassen, da er sich selbst verlassen hatte. An den Gränzen bei Reval und Riga waren sogleich die thätigsten Maßregeln für die neue Monarchin genommen. Eine Partei hatte die Katastrophe gewünscht und befördert; die andere wagte keinen gefährlichen Widerstand, da sie dabei für sich nur sehr wenig Hoffnung hatte. Für die bloße kalte Gerechtigkeit schlagen, fordert die Seele eines Kato; gewöhnliche Menschen haben dafür keinen Sinn. Nur Eigennutz, oder irgend eine gewöhnliche Leidenschaft giebt gewöhnlichen Menschen Enthusiasmus. Einige Tage nachher starb der Kaiser in Ropscha, und sein Tod schlug jede Bewegung nieder, die man zu seinem Vortheil vielleicht noch gemacht hätte.

Daß es bei der Gefangennehmung Peters Gewaltthätigkeiten gegeben, ist wohl außer Zweifel: man nennt in Rußland noch die Männer die dabei Hülfe leisteten: daß aber der Tod des Kaisers gewaltsam gewesen, ist, wie ich glaube nicht wahrscheinlich, wenigstens nicht zu erweisen. Daß ihn die Männer am neuen Ruder wünschten, ist ganz begreiflich; und daß sie das Ihrige dazu würden beigetragen haben, leidet eben so wenig Widerspruch. Für Leute, die zu einem solchen Unternehmen die Hände nicht allein bieten, sondern aufdringen, ist keine Maßregel mehr zu gewaltsam. Alle Umstände zusammen genommen hat Peter zwar durch Gewaltthätigkeit die Regierung, aber nicht das Leben verloren. Die Natur mußte seinen Feinden vom Anfange bis zum Ende helfen, und seine moralischen und physischen Schwachheiten mußten ihnen den

glücklichen Ausgang sichern. Es ist sehr leicht zu begreifen, wie der Kaiser in dieser traurigen Lage bald das Opfer seiner Leiden ward. Sein Zorn, seine Heftigkeit, und nun seine Ohnmacht und seine Verzweiflung, mußten aus seiner Seele seinen Körper fürchterlich angreifen. Seine Diät war niemals sehr abgemessen gewesen, und er war dadurch manchen Uebeln der Natur mehr ausgesetzt, als gewöhnlich, so daß er oft schmerzlich an Kolik und Hämorrhoiden litt. Man nehme dazu den Kummer, die Angst, die Qual der Ungewißheit, die Unbequemlichkeit und für ihn üble Beschaffenheit der Zimmer, in welchen er sich befand; mußte seine Krankheit nicht mit doppelter Stärke zurückkehren? Und bei einem solchen Zufalle kann die unschuldigste Speise Verderben, die geringste Vernachlässigung Tod werden. Freilich kann nicht bewiesen werden, daß seinen Aerzten und Bedienten keine Vernachlässigung zur Last gelegt werden kann, und daß man in seiner Gefangenschaft eine sehr humane theilnehmende Sorgfalt für ihn getragen habe. Auch ist gewiß sein Ende seinen Feinden, und in diesen Verhältnissen einem großen Theile der Nation, nicht unwillkommen gewesen, wenn es gleich nicht gewaltthätig herbei geführt worden ist. Sei alles, wie es wolle, so lästert man den Charakter seiner Gemahlin, wenn man sie zur Urheberin, oder nur zur Mitwirkerin seines Todes macht. Es ist bekannt, mit welcher Angst und unter welchen Thränen die Monarchin während dieser ganzen Periode lebte, und wie viel Mühe man hatte, sie nur etwas aufzuheitern. Menschen, die sich eines überlegten Verbrechens bewußt sind, sind selten der Thränen fähig. Auch ohne die letzte Gewaltthätigkeit verlor der Monarch doch sein Leben in der Revolution; und die Kaiserin war durch die unglückliche Verbindung der Umstände, wenn gleich nicht Ursache und Veranlassung, doch wenigstens Gelegenheit des ganzen Unglücks. Den zärtlichen Gemahl durfte sie nicht beweinen; denn dieser war er nie gewesen: aber den Menschen und den ihr so nahen Unglücklichen beweinte sie. Es

würde ihr Herz entehrt haben, wenn sie nicht geweint hätte. Die Herrscher der Erde mögen noch so groß seyn; sobald sie die menschlichen Gefühle verloren haben, sind sie für unsere Menschheit von keinem Werth mehr. Der Kaiser wurde nach der gewöhnlichen öffentlichen Parade feierlich beigesetzt, und es war so ruhig, als ob Katharina gesetzmäßig den Thron ihrer Väter bestiegen hätte. Daß der Tod des Kaisers das Reich von innerlichen Unruhen und Zerrüttungen rettete, ist gewiß; denn man kann aus dem Aufstande des Betrügers Pugatschew sehen, wie viele Anhänger sich für ihn noch hätten erheben können.

Wenn kein rechtlicher Mann den Antritt der Regierung der Kaiserin Katharina loben kann, und zufrieden seyn muß, sie mit den traurigen Konjunkturen und der entsetzlichen Kollision, in welcher sie war, zu rechtfertigen, oder doch zu entschuldigen, so wird ihr nachher der Beifall eines jeden desto öfter und lauter folgen müssen: denn nie hat wohl ein Mann, und noch weniger ein Weib, in so großen, glänzenden, gefahrvollen Verhältnissen, mit so viel Muth, so viel Standhaftigkeit und Weisheit zur Wohlthat für so viele Völker gewirkt und gearbeitet, wie diese Monarchin.

Bisher war Katharina meistens nur erschienen, wie sie erscheinen mußte, wie die unglückliche Verwickelung der Staatshändel es verlangte; nunmehr erschien sie, wie sie war; denn niemand konnte ihr Gesetze geben, anders zu seyn; und viele Millionen segnen sie, daß sie so war. Der Verfasser hat schon oben erklärt, daß er mehr kosmisch, als historisch sprechen wird: man erwarte also von ihm keine ununterbrochene dokumentirte Erzählung aller Begebenheiten, die sich während ihrer so merkwürdigen Regierung zugetragen haben! Dieses kleine Buch soll nichts mehr seyn, als eine peripatetische Berührung der Geschichte; die Geschichte selbst mögen Männer liefern, die des Verfassers Wahrheitssinn, aber mehr als seine Kunde von der Sache besitzen.

Die erste öffentliche Verhandlung der Kaiserin Katharina der Zweiten nach ihrer Thronbesteigung war mit Preußen. Jedermann war aufmerksam, welche Rolle die neue Monarchin bei dem großen Trauerspiele des deutschen Kriegs übernehmen würde. Katharina durchsah mit schnellem, scharfen Blicke die Zusammenkettung der Politik, und wählte mit richtiger Bestimmung die heilsamsten Maßregeln für ihre Staaten. Sie rief zwar ihre Hülfstruppen von der preußischen Armee zurück, bestätigte aber den Frieden mit dem Könige Friedrich in allen Punkten, wie ihn der verstorbene Kaiser geschlossen hatte. Dadurch sagte sie sich weislich vor aller Theilnahme an Händeln los, die für sie vor der Hand kein näheres Interesse haben konnten, und ward mit entscheidendem Gewicht wohlthätige Friedensvermittlerin. Sie hatte sich von den guten Gesinnungen Friedrichs des Zweiten überzeugt; es war ihr aber eben so wenig daran gelegen, ihn noch mächtiger zu machen, als ihn unterdrücken zu helfen. Rußland hat unerschöpfliche Quellen und ungeheure Kräfte; es kann alle seine Fehden allein ausfechten, und in fremden befugten Geschäften mit Würde und Nachdruck sprechen. Katharina hat dieses gewußt und gezeigt. Ich will fortfahren ihre öffentlichen politischen Unternehmungen zu erzählen; und es wird ganz deutlich werden, daß in allen ihren Gesinnungen und Entschließungen Konsequenz, das heißt Gerechtigkeit, und zuweilen gar Billigkeit und Großmuth ist.

Diejenigen, welche gewöhnlich mit so vielem Feuereifer wider die Ungerechtigkeit der Könige und Regenten sprechen, und bei jedem Schritte ihnen hartherzigen Ehrgeiz und grausame Willkür vorrücken, bedenken nicht, daß Gerechtigkeit zwischen Völkern aus einem andern Gesichtspunkte und nach einem andern Maßstabe genommen werden muß, als zwischen Bürger und Bürger. Nationen leben gegen einander in dem Zustande der Natur, und können, vermöge des Vernunftbegriffs, nie anders leben: die Bürger befinden sich in

den Verhältnissen der gesetzlichen Geselligkeit; und die meisten Vergleichungen, die man aus den bürgerlichen Rechten gewöhnlich zur Erläuterung des Völkerrechts nimmt, sind eben deßwegen durchaus nicht richtig. Der Bürger wagt nach einer guten vernünftigen Verfassung nichts, wenn er die Gefahr abwartet: die Staaten wären oft verloren, wenn sie dieses thäten. Der Bürger hat zur Entscheidung seines Zwistes Gesetz und Tribunal zur Sicherheit; die Nation hat nichts, als ihre eigenen Kräfte und Klugheit zum Schutz und zur Wache für die ihrige. Der Bürger muß jeden voraus für seinen Freund halten, bis er das Gegentheil erfährt; die Nation hat gerechte Ursache, jeden Nachbar als Feind in Argwohn zu haben, und kann nur selten sich gewiß vom Gegentheil überzeugen. Gesetze können zwischen Völkern nicht bestehen, weil keine entscheidende Macht da ist, den Uebertreter zu bestrafen, oder überhaupt den Willen des Gesetzes mit Zwang zu vollziehen. Aus diesen traurigen, unsichern Verhältnissen entspringt die Politik; eine Kunst, die zwar für den moralischen Menschen keinen sonderlichen Werth hat, die aber doch bei weitem den schlimmen verhaßten Kredit nicht verdient, in dem sie bei den meisten kurzsüchtigen Wohldenkenden steht! Das sich kreuzende Interesse der Völker und ihre sich streitende Sicherheit erzeugt alle Augenblicke Kollisionen, über die kein anderer Richter aburtheilen kann, deren Entscheidungen aber ihnen zu ihrer Existenz doch höchst wichtig und oft wesentlich sind. Es muß hier nothwendig die ultima ratio regum eintreten. Kriege sind die Prozesse der Völker, wo leider die Gerechtigkeit nicht mehr bestimmen kann. Freilich würde die Menschheit dann sehr glücklich seyn, wenn unter den Menschen keine Prozesse und unter den Völkern wenig Kriege mehr wären: aber wann wird je diese goldne Zeit erscheinen können? Man beschuldige nicht die Monarchen, daß dieses entsetzliche Uebel vorzüglich durch ihren Ehrgeiz die Menschheit doppelt drückt! Die Geschichte zeigt, daß ohne Ausnahme in und zwischen den Re-

publiken die Kriege weit häufiger, blutiger, erbitterter und grausamer waren. Die unselige Nothwendigkeit derselben scheint in der menschlichen Natur zu liegen: die Philosophen, welche uns das Gegentheil beweisen wollen, widerlegen sich selbst durch die ewigen Streitigkeiten, welche von Trismegist bis auf Kant in ihrer Vernunftrepublik beständig geherrscht haben. Wie in dem bürgerlichen Leben die Händel oft schon so verwickelt sind, daß Ein Prozeß mehrere folgende veranlaßt, wo jede Partei bona fide Recht zu haben glaubt; eben so entstehen in Völkerverhältnissen nicht selten Kriege aus Kriegen, bei welchen selbst der unparteiische Beobachter nicht im Stande ist, zu bestimmen, auf welcher Seite mehr Gerechtigkeit, oder mehr Ungerechtigkeit liegt. Das sehen wir oft an den Parteien, die sich in ganz fremden Ländern für, oder wider auswärtige Händel formiren, die durchaus für die Disputirenden kein Interesse haben können, das Bezug auf ihren Eigennutz hat. Ein Monarch ist schon durch die Natur verbunden, es mag ein ausdrücklicher Staatsvertrag vorhanden seyn oder nicht, das ganze Wohl aller seiner Völker wahrzunehmen, ihre Sicherheit und ihre Ruhe zu begründen und zu schützen, und alles abzuwenden, was nur einem einzigen Individuum Eintrag in seine Gerechtsame innerhalb, oder außerhalb thun könnte. Das Zuvorkommen und Abwenden der Gefahr ist also keine Chimäre, kein Attentat auf das Völkerrecht, wenn es nicht über alle vernünftige Gränzen menschlicher Besorgnisse ausgedehnt wird. Die Zeitgenossen sind meistens zu leidenschaftlich, um ohne Parteilichkeit über alle Befugnisse der Parteien ganz richtig zu bestimmen; aber die Nachwelt, ohne alles Interesse, als das Interesse der Wahrheit, läßt gewöhnlich Gerechtigkeit widerfahren, rügt die Fehler ohne Bitterkeit, und lobt ohne Enthusiasmus und Schmeichelei. So sehr Friedrich der Zweite vor vierzig Jahren in den meisten Provinzen Deutschlands und in den benachbarten Reichen unter den schrecklichsten Verwünschungen

geschmäht wurde, so sehr ist nun, nachdem die Scene geschlossen und die ruhige Ueberlegung wieder an ihrer Stelle ist, jedermann mit ihm über den Anfang des siebenjährigen Krieges ausgesöhnt. Er war höchst wahrscheinlich verloren, wenn er die Unternehmungen seiner Feinde zur Reife gedeihen ließ. Durch diesen Satz allein ist er gerechtfertiget: bonum publicum suprema lex; und ohne Sicherheit ist keine feste Ruhe, keine Glückseligkeit. Wenn wir die ganze Geschichte der Völker durchgehen, und die Kriege mit ihren Ursachen und Folgen mit kalter Ueberlegung untersuchen, so werden wir zwar viel traurige Zerrüttungen und Verwüstungen und die Menschheit oft auf ihrer allerniedrigsten Stufe treffen, aber bei weitem nicht so viel allgemeine fast entschiedene Ungerechtigkeit finden, als die gutherzigen sentimentalen Moralisten der kleinen Sphäre in ihren Klagen aufstellen. Wenn es ausgemacht ist, daß die Schrecken und Gräuel des Krieges uns meistens den Auswurf der Menschheit zeigen, so ist es im Gegentheil nicht minder gewiß, daß große Männer in ihrer ganzen Kraft, durch Muth, Entschlossenheit und Menschlichkeit, zur Ehre unseres Geschlechts und zur Wohlthat ganzer Generationen oft nur auf dem Kriegstheater sehen lassen konnten, daß sie das waren, was sie waren. Die Menschen sind aus einem allgemeinem Gefühl ihres eigenen Unwerths immer geneigt mehr zu entstellen, als zu verschönern; und wenn also Hannibal, Scipio, Mark Aurel, Kastriot und andere nicht die Tugendmuster waren, für welche sie gelten, so waren auch Tarquin, Attila und Tilly nicht die Wüthriche, zu welchen man sie gestempelt hat. Alexander hat nicht dadurch den Haß aller Edlen verdient, daß er Asien eroberte, sondern durch seine übrigen schlechten persönlichen Eigenschaften, durch welche er eine Satire auf die Erziehung des Aristoteles machte. Sein Vater Philipp war ohne Zweifel ein feiner, obgleich ziemlich menschlicher Tyrann, der, trotz den atheniensischen Rednern, auf ihre Kosten seinen Vortheil sicher

berechnete; wenn man ihn nicht vielleicht damit rechtfertigen kann, daß seine Sicherheit neben den blühenden feindlich gesinnten griechischen Republiken auf keine Weise bestehen konnte. Er wurde bei Chäronea Meister aller unfreundlichen Nachbarn, und sein Sohn erbte von ihm das Oberkommando in den Feldzügen gegen den Erbfeind des griechischen Namens. Sollte Alexander der Macedonier als Grieche warten, bis wieder ein Xerxes eine Brücke über den Hellespont schlug, und seine Myriaden mit mehr Klugheit und also mit mehr Glück herüber führte, als zu den Zeiten des Treffens bei Salamis? Niemand darf ihn verdammen, daß er mit seiner Handvoll Macedonier die ungeheuern Armeen der Morgenländer besiegte, ihre Herrschaft vernichtete, und die Griechen als seine Blutsverwandten wenigstens vor dem Joche einer Nation sicherte, welche sie haßten und für Barbaren hielten. Man kann aus den griechischen Rednern sehen, was man selbst in Griechenland von der Unternehmung dachte. Die Expedition ist nach allen Begriffen des Völkerrechts leicht zu rechtfertigen, und der Ausgang erwarb dem Anführer billig den Beinamen des Großen. Aber seine Unmenschlichkeit gegen den Arzt eines verstorbenen Generals, der sich höchst wahrscheinlich durch seine Unmäßigkeit und Ausschweifung umgebracht hatte; seine Wuth gegen seinen Freund Klytus, der es wagte zur Zeit Wahrheit zu sprechen, und den er mit eigner Hand bei dem Feste tödtete; der Unsinn, mit welchem er auf Anstiften einer Hure Persepolis verbrannte, stempelt sein Andenken mit Tyrannei, so wie ihn seine Botschaft nach Jupiter Ammons Tempel zum Narren macht. Wir haben in der Menschenkunde wenige Kriege, die bloß Eroberungssucht zum Grunde gehabt hätten, obgleich aus manchem anfangs gerechten Kriege durch den glücklichen Fortgang endlich Eroberungssucht wurde. Man könnte immer noch zur Ehre der Menschheit ein Buch schreiben, um dieses zu beweisen. Einige Exempel vom Gegentheil:

werfen den philanthropischen Satz nicht um: die beiden auffallendsten Beispiele wurden größten Theils von religiösem Fanatismus erzeugt, die traurigen Kreuzzüge der ganzen Christenheit nach Palästina, und die schändlichen Kreuzzüge der Spanier nach Amerika. Wenig Kriege sind geführt worden, wo nicht der größte Theil beider Parteien wirklich überzeugt war, das Recht auf ihrer Seite zu haben; und in den meisten würde es den erleuchtetsten, billigsten Richtern schwer geworden seyn, endlich zu entscheiden, wenn sich auch alle Parteien ihrem Urtheile hätten unterziehen wollen. Das Recht ist selten ganz auf einer Seite, wie in Privatsachen, so in öffentlichen Streitigkeiten; und es ist dem Menschen allgemein nur zu verführerisch, zur Unterstützung seiner Einsichten von der moralischen Darstellung in der Hitze zu dem Versuch seiner physischen Kräfte überzugehen. Man verzeihe mir diese etwas weitläuftigen Aeußerungen; ich halte sie für nöthig, wenn man mit menschlicher Wahrheit über große Katastrophen des Menschengeschlechts urtheilen will. Ich kehre zu meinem Thema, Katharinens Leben, zurück.

Der Tod des Königs von Polen, Augusts des Dritten, veranlaßte, wie gewöhnlich, wieder neue Unruhen in der Republik, und jeder der Nachbarn suchte natürlich bei diesen Konjunkturen eines Vortheils wahrzunehmen. Man würde hier etwas sehr Ueberflüssiges thun, zu untersuchen, mit welchem Fug sich Fremde in die Wahl des Königes mischten, da es seit mehrern Jahrhunderten Gewohnheit war, daß benachbarte oder entfernte Fürsten entweder selbst Kandidaten waren, oder diesen oder jenen Bewerber durch ihr Interesse unterstützten. Die unglückliche Verfassung, welche ihre Auflösung in sich trug, gab nur allzuviel Gelegenheit zu Kabalen und selbst Gewaltthätigkeiten aller Art von innen und außen. Die benachbarten Höfe und selbst die Polen befürchteten, das Haus Sachsen möchte nach und nach Mittel finden, die Krone zum Erb-

theil zu machen. Peter der Erste und seine Nachfolger hatten bei der damaligen Lage der Dinge Ursache gehabt, den Fürsten aus diesem Hause in ihren Bewerbungen Hülfe zu leisten und ihre Wahl behaupten zu helfen. Jetzt war es den Höfen von Petersburg und Berlin gleich willkommen, daß man zu der Wahl eines Eingebornen schritt. In der Mitte der polnischen Nation selbst waren einige vorzügliche Kandidaten aus den angesehenen Häusern Czartorinsky und Potocky, auf welche das Publikum seine Aufmerksamkeit gerichtet hatte. Aber die Kaiserin Katharina unterstützte mit ihrem Interesse und ihren Armeen (gar kein neues Phänomen in Polen, wo die Parteien selbst gewöhnlich bewaffnet erschienen und oft sehr blutige Händel hatten!) den Grafen Stanislaus Poniatowsky, der seine Genealogie von dem Geschlechte der alten Piasten herleitete, und dadurch einem großen Theile der Nation sehr angenehm war.

Friedrich dem Zweiten war es einerlei, wer an der Spitze einer Nation stände, von deren Militär er nicht eben die vortheilhafteste Meinung hatte, wenn es nur kein sächsischer Prinz, und aus der Nation selbst kein Sobiesky war, den er in dem Grafen Poniatowsky zu vermuthen nicht Ursache hatte. Da sich Stanislaus Poniatowsky der Kaiserin Katharina der Zweiten bei seinem Aufenthalt in Petersburg während der Gesandtschaft zu empfehlen gewußt hatte, erreichte Friedrich dadurch, daß er seiner Wahl keine Schwierigkeiten in den Weg legte, noch den Vortheil, daß er einer wichtigen Nachbarin eine Gefälligkeit erzeigte, deren gute Gesinnungen gegen ihn ihm nicht anders, als sehr erwünscht seyn mußten. Stanislaus wurde gewählt, und seine Wahl behauptet, trotz den Widersprüchen, die sie bei den Gegenparteien, und selbst bei einigen seiner Verwandten fand. Wenn die Kaiserin auch nicht alle nachherigen Ereignisse in diesem unglücklichen Lande voraussah und beabsichtigte, so konnte sie doch als scharfsichtige Menschenken-

nerin wohl merken, daß der neue König ihr auf keine Weise ein gefährlicher Nachbar werden würde; und Niemand kann und darf sie tadeln, daß sie einen solchen Kandidaten unterstützte, von welchem sie für sich und ihre Staaten am wenigsten zu befürchten hatte. Was Poniatowsky nachher als Mann und Patriot hätte thun sollen, gehört nicht hierher. Friedrich der Zweite, der denn doch der Freundschaft und Klugheit auch zuweilen auf Kosten der Wahrheit etwas opferte, wie man aus seinen Urtheilen über Peter den Dritten und Stanislaus Poniatowsky sehen kann, bekümmerte sich weiter um die Händel nicht, als in so fern er wieder seinen Vortheil daraus ziehen konnte. Aber für die Kaiserin wurde diese Königswahl, die sie mit ihrem Ansehen durchgesetzt hatte, der Grund und die Veranlassung aller folgenden Händel, die sie während ihrer ganzen thatenvollen Regierung gehabt hat, und so war vielleicht ein vorübergehendes Wohlgefallen an der einnehmenden Miene des Grafen für Katharinen in der großen Kette der Dinge die Bedingung ihrer ganzen Größe in auswärtigen Händeln. Die Folge zeigt in allen Verwickelungen, daß wahrscheinlich von allem, was geschah, nichts geschehen seyn würde, wäre Stanislaus Poniatowsky nicht König von Polen geworden; und wie geringfügig waren die zusammentreffenden Umstände, die ihn zum König machten!

Die Mißvergnügten suchten, wie zu erwarten war, dem neuen König jeden Schritt zu erschweren; und Poniatowsky war nicht der große Mann, der durch seinen Geist, seinen Muth, seine Standhaftigkeit, seinen unerschütterlichen, uneigennützigen Patriotismus die Parteien für sich hätte vereinigen können. Er sorgte mehr für seine Familie, als für das Wohl und die Ehre des Reichs. Nepotismus verderbt sogar die Regierungen der Päpste; welche Folgen konnte er hier bei der Konkurrenz ehrgeiziger Magnaten haben! Es schien sodann, als ob er bei jedem wichtigen Schritte sich

ängstlich bedächte, ob man ihn in Petersburg und Berlin auch billigen würde; welches freilich bei keiner Maßregel der Fall seyn konnte, die der polnischen Nation wirklich ersprießlich war; so sehr kollidirten die Vortheile der damals noch mächtigen polnischen Nation mit den Vortheilen ihrer Nachbarn! Die Dankbarkeit des Königs Stanislaus Poniatowsky war Verbrechen: der König hat nur Pflichten gegen sein Volk; jedes Gefühl, das diesen widerspricht, ist Verrath. Ein Mann, wie Sobiesky, hätte gewiß die Nation bei ihrem alten Ruhm, in jeder Rücksicht erhalten, und ihr vielleicht neuen gegeben: so viel hatte die Republik damals Kräfte und Hülfsmittel! Poniatowsky hat sie dahin gebracht, wo sie jetzt steht. Mit Muth, Beharrlichkeit und wahren Patriotismus hätte er endlich alle Parteien der Nation vereiniget, und ihre Nachbarn hätten sie nicht angetastet: durch seine beispiellose Unentschlossenheit hat er, und nur er allein, sein Vaterland zur endlichen Auflösung gebracht. Jedermann weiß, zu welcher fürchterlichen Höhe die Unordnungen in den Jahren 1768 und 1769 in diesem unglücklichen Reiche gestiegen waren, wo Bruder gegen Bruder mit aller Erbitterung und Unversöhnlichkeit der Parteisucht focht, wo Einer den Andern plünderte, und die Heerstraßen mit Räubern besetzt waren, und wo nur die Hütte sicher war, in welcher man nichts mehr von Werth zu finden hoffte. Jedermann wußte, daß es so nicht recht war; aber Niemand konnte in der Angst sagen, wie es besser seyn sollte. Jeder kleine Parteigänger hatte seine hirnwüthigen Entwürfe; obgleich Religionsenthusiasmus nicht in dem Charakter der Nation liegt, so wurden doch die armen Dissidenten gelegentlich das Opfer der Parteien. Die Kaiserin war endlich genöthiget, zur Sicherheit des Königs und zur Rettung der Dissidenten, die bei den Unruhen am fürchterlichsten litten, ihre Truppen einrücken zu lassen, um wo möglich Ruhe zu schaffen. Die Schlägereien dauerten einige Zeit mit Hartnäckigkeit in dem ganzen Chaos von Reiche

fort; und von beiden Seiten haben wir Beispiele von Grausamkeit, von Raubgier und Niederträchtigkeit, die dem Jahrhunderte ein Brandmahl aufdrücken. Die Russen gewannen bald mit ihrem Anhang das Uebergewicht, und endlich wurde die Ruhe wieder hergestellt, indem man der Nation ein Stigma aufdrückte, und ihr von drei Seiten einen Theil ihrer besten Provinzen nahm. Die Geschichte hat viele sonderbare Phänomene; aber sie hat kein diesem ähnliches, von solchen unsinnigen Zerrüttungen eines ganzen großen Volks, und von solcher lethalen Einigkeit der Nachbarn, diese Zerrüttungen zu benutzen. Man war stumm vor Schrecken, und selbst auf zweihundert Meilen schlug man ein Kreuz. Indessen die Sache ist geschehen. Friedrich hat selbst darüber gesprochen, und man sieht aus seinen Papieren, daß der Vorschlag zur Theilung nicht von Katharinen kam. Kosmisch genommen, war es unstreitig zur Wohlthat für die Menschheit. Die Kaiserin hatte mehrere Jahre Unruhe, Aufwand, Gefahren gehabt; die Krise war so hoch gestiegen, daß der Unordnungen auf rechtlichen Wegen kein Ende zu sehen war. Sollte sie allein die gefährliche Großmuth auf Kosten ihrer Unterthanen haben, einer gewiß feindlichen Nation wieder die Mittel in die Hände zu geben, einst ihr furchtbar zu werden? Mögen selbst liberale Politiker entscheiden! Wer kann Konjunkturen verbürgen? Es sind noch nicht zwei Jahrhunderte, daß die Polen in Moskau eben so stolz und despotisch, aber weit grausamer und unmenschlicher sprachen und handelten, als je die Russen in Warschau. Alle Polen öffneten bei dem Schlage die Augen zu spät: es war keine Rettung. Gesetzlich wurde abgetreten, was man von allen Seiten mit den Waffen unter verschiedenem Vorwandte genommen hatte. In Wien und Berlin machte man lange, künstliche Deduktionen, um seine Ansprüche zu beweisen. In Petersburg hätte man wahrlich besser beweisen können; man hätte nicht nöthig gehabt, so weit zurückzugehen. Die

abgerissenen Stücke gehörten Rußland noch im vorigen Jahrhunderte, und die Nation selbst sieht ohne Befehle des Ministeriums Besitznehmung nur für eine Wiedererlangung an. Aber man spottete nicht der Unglücklichen durch einen Beweis, und ließ unterzeichnen. Die Polen sahen nun, was sie in Poniatowsky hatten, aber auch, was sie ihm dennoch hätten seyn sollen. Die Kaiserin hatte die Garantie ihrer Konstitution übernommen; denn es mußte ihr durchaus daran gelegen seyn, daß die Konstitution so fort bestand, wie sie war, mit allen ihren Fehlern und allem ihrem etwanigen Guten für Einzelne. Eine Nation ist schon halb unterjocht, wenn sie ihre Verfassung von einer fremden Macht garantiren läßt. Das hatten die stolzen Magnaten nicht erwogen, und es war zu spät, als sie es beherzigten. Diese Garantie, und nur allein diese Garantie, gab der Kaiserin nachher ein Recht, in den Händeln der ohnmächtigen Republik entscheidend zu sprechen.

Man wird mit gehöriger Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit finden, wie Alles auf einander folgt, und ganz natürlich folgte, ohne daß man den Charakter der Kaiserin mit Recht antasten könnte. Die Pforte konnte bei den Händeln in Polen und dem Gewinn Rußlands von dieser Seite allerdings nicht gleichgültig seyn: hätte sie aber politisch sprechen wollen, so mußte das wenigstens ein Jahr eher geschehen. Ein einziger Moment, gewonnen oder verloren, kann Reiche retten oder verderben, und kommt vielleicht in Jahrtausenden nicht zurück. Die Pforte nahm Gelegenheit zum Kriege, weil man in den polnischen Unruhen hinter Kaminiek die Gränze verletzt hatte, indem die Russen ein Korps von der Konföderation bis auf das türkische Gebiet verfolgten. Die Türken fühlten das Bedürfniß klug zu seyn, sind es aber nicht. In Polen waren die Händel abgethan. Friedrich und Maria Theresia waren zufrieden, und halfen sorgen, daß unter den verzweifelten Sarmaten kein neues Feuer ausbrechen konnte. Wir kom-

men nun auf Perioden, wo Katharina und der russische Adler in ihrer größten Glorie erscheinen, die zwei wichtigen türkischen Kriege. Wenn ich eine ausführlichere Kriegsgeschichte zu schreiben gesonnen wäre, hätte ich hier gewiß unerschöpfliche Materie in den Feldzügen der braven Armeen. Alle Begebenheiten aber sind neu genug, und ich habe nicht nöthig Thatsachen aufzuzählen, deren sich noch jeder Zeitungsleser erinnert. Wenn man auch das militärische Urtheil Friedrichs des Zweiten wollte gelten lassen, wenn er sagt: „la guerre des Russes contre les Turcs, c'est la guerre des borgnes contre les aveugles;“ so gilt es doch wohl nicht, wenn diese Einäugigen wider die hell sehenden Preußen selbst fochten; und das Andenken der kritischen Tage bei Frankfurt und Küstrin ist noch nicht verloschen. Die Armee behauptete und vermehrte den Ruhm, welchen sie sich vor der Zeit ihrer Entstehung an unter Peter dem Ersten bis dahin erworben hatte. Volney, ein Mann, von dem man gewiß nicht sagen wird, daß er aus Freundschaft den Russen geschmeichelt habe, spricht in seiner Parallele des türkischen und russischen Soldaten: Der größte Theil der Russen hat schon verschiedene Feldzüge gemacht, und ist an das Feuer gewöhnt. Die meisten Türken sind nie im Feuer gewesen. Das türkische Fußvolk kommt fast nicht in Betrachtung; die russische Infanterie ist die beste in Europa. Die Russen vertheidigen sich hartnäckig, und verlieren ihre Ordnung selbst in der Niederlage nicht. An der Spitze dieser Krieger fochten Gallizin und Panin; diese Armeen führte Romanzow, für welchen Friedrich selbst beständig die ausgezeichnetste Hochachtung äußerte und sich zu dessen persönlicher Bekanntschaft Glück wünschte, und den jetzt noch als ehrwürdigen väterlichen Greis die ganze Nation wie ihren allgemeinen Wohlthäter ehrt. Die Russen, welche vor achtzig Jahren noch kein Boot gehabt hatten, verbrannten jetzt mit der größten Geschicklichkeit und der entschlossensten Kühnheit in der Bucht

bei Tschesme die ganze Flotte der Herren des schwarzen Meeres, und sprachen den Thürmen Stambuls Hohn. Aller Widerstand, den die Feinde zu Lande thaten, war nicht hinreichend, den Sieger zurück zu halten. Die kleinen Vortheile, welche die Muselmänner hier und da erfochten, waren von keiner Bedeutung. Romanzow, der die ganze türkische Armee endlich bei Schumla förmlich eingeschlossen hatte, zwang den Großvezier alles zu unterschreiben, was er verlangte: und seine Forderungen waren so gemäßigt und billig, da er die ganze Macht des türkischen Reichs in seinen Händen hatte, daß man sich wundern muß, wie den Russen und der Kaiserin persönlich noch der geringste Vorwurf gemacht werden kann. „Da unsere Soldaten gegen die Russen nicht fechten wollen," schrieb der Mufti, „so muß man Frieden schließen;" und es war keine andere Rettung mehr übrig. Selbst der türkische Courier, welcher aus dem Lager des Großveziers nach Konstantinopel ging, reiste mit einem russischen Passe. Der Friede wurde zu Kainardge geschlossen, und die Bedingungen, obgleich nicht so hart, als man nach der verzweifelten Lage der Sachen erwarten durfte, setzten Europa in Erstaunen und die Galle der Neider in Bewegung. Die Russen erhielten ihren alten Wunsch, die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, nebst Assow und Kinburn mit den Distrikten. Die Krimm wurde von aller Abhängigkeit von der Pforte frei gesprochen. Einen so glorreichen Frieden hatte man den vorigen Feldzug in Petersburg selbst nicht gehofft: alles war Frohlocken. Die russische Flotte hatte in Morea gelandet, und schon hatte man Ursache zu hoffen, die Rettung für den alten Peloponnes könne von den ehemaligen Scythen und Geten kommen. Gleich nach geschlossenem Frieden legten sich, um ihre neuen Rechte zu üben, mehrere russische Fregatten, die aus dem Archipelagus kamen, auf der Rhede von Konstantinopel vor Anker, und eine Menge russischer Kauffahrteischiffe folgte ihnen. Diese Erniedrigung mußte allerdings der ho-

hen Pforte schmerzlich seyn: aber diese Völkerereignisse sind nicht ungewöhnlich; es ging selbst den stolzen Briten gleich nach dem Pariser Frieden nicht anders, wo mit der zurückkehrenden englischen Flotte mehrere amerikanische Fregatten mit der neuen Staatenflagge auf der Rhede von Deal zugleich ankerten.

Der Friede wurde geschlossen, wie alle Frieden, weil er geschlossen werden mußte. Die Türken wollten ihn sodann nicht halten. Die Russen bestanden natürlich pünktlich auf der Vollziehung aller Bedingungen; und diese immer höher steigenden Trakasserien wurden endlich die Ursache zu dem neuen Bruche im Jahre 1787. Die Sache ist so leicht und einfach, daß ich gar nicht einsehe, wie das Publikum es der Kaiserin nur im geringsten hat zum Tadel anrechnen können, daß sie auf Friedensbedingungen bestand, die ihre Truppen erfochten, und die man von der andern Seite bewilliget hatte. Der Friede hatte doch wol seine Gültigkeit, oder es hat sie keiner; denn kein einziger Friedensschluß ist ein reines freiwilliges Paktum. Rußland gewann freilich außerordentlich in jeder Rücksicht. Aber war die Ursache des Krieges, den die Pforte selbst angefangen hatte, von Seiten Rußlands denn wirklich ungerecht? Hätte nicht Rußland eben soviel verlieren können, als es gewann? Und hätten sodann die Türken mit Gerechtigkeit nicht eben so hartnäckig auf den Punkten bestanden? Der Khan von der Krimm wurde nun noch auf manche Weise von der Pforte in seiner Unabhängigkeit beeinträchtiget, und konnte eben so wenig seine wilden Landsleute abhalten, daß sie nicht immer fort von Zeit zu Zeit nach ihrer Gewohnheit die Russen beleidiget hätten. Es entstanden daraus beständig neue verdrießliche Händel, die meistens zum Vortheil der Russen ausschlugen, welche die Linie von Perekop umgingen, und sich bald in der ganzen Halbinsel festsetzten. Der Khan, aller Unruhen müde, übergab seine ganze Herrschaft der Kaiserin gegen eine Pension. Nun hatte die Pforte durch ihr Ungestüm die

Krimm aus einem freien unabhängigen Staat, wie er im Frieden abgeschlossen war, gar zu einer russischen Provinz gemacht. Ehemals hatten die Tartaren, als türkische Vasallen, nach ihrer wilden Lebensart ohne Völkerrecht, beständig die angränzenden russischen Gouvernements beunruhiget, und es war oft bloß wegen dieser unbändigen Leute zwischen Rußland und der Pforte ernsthafter Zwist gewesen: nunmehr spielten die Russen ein leichtes Spiel, da die Türken rechtlich sie auf keine Weise mehr unterstützen durften. Die Tartaren unterließen ihre Streifereien nicht, und die Russen hatten nunmehr die Freiheit, diese beschwerlichen Gäste zu bewirthen, wie sie es verdienten, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß sie die Territorialgerechtsame der Türken verletzten. Als der Khan die Regierung niedergelegt hatte, begab sich die größere Menge seiner kriegerischen Nation als russische Unterthanen in Ruhe; die übrigen suchten durch die Auswanderung ihr Heil tiefer in Asien. Obgleich die Russen eigentlich weiter nichts thaten, als wozu sie nach den Friedensartikeln zu Kainardge Fug und Recht hatten, so stieg doch bei den noch stolzen Türken die Erbitterung jeden Tag, und die russischen Schiffsleute, welche vermöge des Friedens an allen Orten dort frei ihr Wesen trieben, waren manchen Beleidigungen ausgesetzt. Man hatte in Konstantinopel zwar noch den Muth, aber nicht mehr die Energie, wie unter Mahomed dem Zweiten, oder Soliman dem Zweiten, und das Kriegssystem hatte sich seit der Zeit durchaus verändert. Es war vorauszusehen, daß es bald wieder zum Bruche kommen müßte. Die Türken konnten ihren Verlust, besonders die Krimm, nicht verschmerzen, die ihnen bisher ein reiches Magazin gewesen war; und die Russen gaben natürlich keinen einzigen von den Vortheilen zurück, die ihnen das Glück und ihre Tapferkeit gegeben hatten.

Die ganze Zeit von dem Frieden 1774 bis zu dem folgenden türkischen Kriege 1787 brachte die Kaiserin Katharina die zweite

meistens damit zu, etwas mehr Ordnung in ihrem großen unermeßlichen Reiche einzuführen. In diese Zeit fällt die Errichtung der Statthalterschaften, die Anordnungen der neuen Gerichte in denselben, die fernere Einrichtung und Verbesserung mehrerer wohlthätigen Etablissements in der Residenz und den Gouvernementsstädten des Reichs; wovon ich hernach mehreres anführen werde, wenn ich, so viel ich im Stande bin, das Gemälde ihrer auswärtigen großen politischen Verhandlungen und Kriege werde vollendet haben.

Die Engländer übten in dem letzten amerikanischen Kriege mit ungewöhnlicher Willkür auf dem Meere eine Despotie, die unerhört war, indem sie mit ihrer überlegenen Seemacht alle Schiffe als Prisen aufbrachten, von denen sie nur die entferntesten Muthmaßungen haben konnten, daß sie mit den Feinden handelten. Sie dehnten dabei den Begriff der Kriegsbedürfnisse so weit aus, daß man nach ihrer Bestimmung den Franzosen oder Spaniern durchaus gar nichts hätte zuführen dürfen, und nach dem Wohlgefallen der Briten allen Umgang mit diesen Nationen hätte abbrechen müssen. Die Kaiserin Katharina war die erste, welche diesen stolzen Insulanern die bewaffnete Neutralität zur See entgegensetzte, um den Handel so viel als möglich zu sichern, und den Krieg in vernünftige Gränzen einzuschränken. Schweden und Dänemark traten sogleich bei; und Friedrich der Zweite, ob er gleich keine bewaffnete Flotte, und nur eine Menge handelnder Fahrzeuge aller Art hatte, schloß sich mit vieler Klugheit und seiner gewöhnlichen Bestimmtheit an. Die Engländer durften es nicht wagen, einer so großen und so billigen Verbündung offene Gewaltthätigkeiten entgegen zu setzen, und der Handel der neutralen Nationen gewann dabei außerordentlich: freilich zum großen Verdruß der Engländer, die vorzüglich in ihren Kriegen dahin arbeiten, den Handel anderer Nationen, die sie als Nebenbuhlerinnen ansehen, zu verderben; und

jede Nation, die es wagt, durch den Handel selbst für sich Vortheil zu gewinnen, ist natürlich sogleich ihre Nebenbuhlerin. Die Russen, von welchen der Anfang der bewaffneten Neutralität herkam, hatten verhältnißmäßig den geringsten Vortheil davon, weil ihre Handelsschiffe verhältnißmäßig die wenigsten waren. Schweden und Dänemark, und noch mehr Preußen durch seine westphälischen Staaten wegen der Nähe des Kriegstheaters, gewannen unter derselben durch die Sicherheit ihrer Seegeschäfte den beträchtlichsten Nutzen. Rußland hatte bloß den Vortheil, daß man seine Exportaten von Riga und Reval besser abholen konnte. Es war allen Seenationen ein eigenes Phänomen, während der ganzen Periode die preußische Flagge so zahlreich auf allen Meeren zu sehen, indem, freilich nicht ganz nach dem Sinne der Neutralität, eine Menge fremder Schiffer, vorzüglich aus Holland, sich in Aurich Pässe holten. Die Engländer, welche dieses wohl merkten, wagten es doch nicht die preußische Flagge anzutasten, und sich dadurch in noch mehr Händel zu setzen, als sie leider damals schon hatten. Das ganze europäische Publikum, und vorzüglich das handelnde, ist also der Kaiserin Katharina der Zweiten für den wohlthätigen Gedanken und die Ausführung der bewaffneten Seeneutralität gewiß desto größern Dank schuldig, je weniger sie selbst unmittelbar ausgezeichnete Vortheile dadurch gewann. Ihre Handelsschiffe in der Ostsee, welche diese Anstalt hätten benutzen können, waren gar nicht zahlreich; und bis auf das schwarze Meer und die nordöstlichen Gewässer in Indien, wo die Russen selbst mit entscheidendem Nachdruck sprechen konnten, erstreckte sich der Einfluß des Krieges nicht. Die Idee und ihre Ausführung war gewiß so herrlich, hatte so sehr das Gepräge der Humanität und der allgemeinen Philanthropie, daß ich kaum begreife, warum man bloß dieses einzigen Gedankens wegen nicht Katharinens Namen mit wahrer Dankbarkeit nennt.

Die Händel der Russen in dieser Periode mit den tatarischen Nationen in Asien sind uns hier in Deutschland zu wenig bekannt, als daß wir sie alle in ihrem richtigen Gesichtspunkte fassen und gehörig vorstellen könnten. Da die Russen nunmehr von diesen kleinen, wilden, isolirten Horden gewiß keine ernstliche Gefahr zu befürchten haben, so dürfen wir nicht glauben, daß man, wenn sie nur die russischen Etablissements in Ruhe lassen, sie in der ihrigen stören werde. Aber wer den unbändigen, ungeordneten, schwärmerischen Freiheitssinn dieser Räubergesellschaft kennt, dem wird es nicht sonderbar vorkommen, wenn alle Augenblicke kleine Kriege von dieser Seite entstehen. Ein etwas größerer dieser Art war der letzte in der Krimm, der sich mit der völligen Besitznahme endigte, und wodurch die Russen ein Land gewannen, das in der alten und mittleren Zeit der Gegenstand großer Aufmerksamkeit gewesen war. Hier fingen sie nun wenigstens mit allen Kräften an, die schönen Zeiten der Griechen und Genueser zurückzuführen. Die Kirgisen, eine ziemlich starke, tapfere, noch halb wilde Nation, mongolischer Abkunft, machten durch ihre Widerspenstigkeit den dortigen Gouvernements viele Sorge, bis sie endlich, der Unruhen selbst überdrüssig, freiwillig sich manche heilsame Anordnung der Regierung nicht allein gefallen ließen, sondern sogar von der Monarchin ausbaten.

Die Ursache des letzten Türkenkriegs lag leider schon in dem Friedensschlusse zu Kainardge. Nicht als ob die Bedingungen, welche der Feldmarschall Romanzow forderte und der Großvezier bewilligen mußte, nach der Lage der Dinge nicht sehr billig und mäßig gewesen wären; sondern weil man in Konstantinopel vor Zorn und Unwillen knirschte, daß man sie hatte eingehen müssen. Die Tugend der Sieger ist sonst selten die Mäßigung; hier war sie es. Natürlich war bei der Pforte der Wunsch das Verlorene wieder zu gewinnen und dazu Gelegenheit zu suchen, so wie bei den Russen das Bestreben das Gewonnene fest zu halten. Vor-

züglich die Besitznehmung der Krimm, welche nun die freie Schifffahrt der Russen auf dem schwarzen Meere fast in die Herrschaft auf demselben verwandelte, schmerzte die Muselmänner empfindlicher, als Alles. Rechtlich konnte die Pforte wider das Verfahren der Kaiserin nichts haben. Die Krimm war frei. Die Tataren waren Feinde der Russen, und ihre Streifereien waren auf keine Weise weder zu dulden, noch abzuhalten, ohne die politische Aufhebung der Nation. Der Fürst ergab sich und resignirte, wozu er das Recht hatte. Es hoben sich unter den Händen der Russen täglich neue Etablissements empor, und gewannen an Festigkeit und Stärke. Bei den Türken war es beschlossen, noch einen Versuch zur Wiedereroberung zu wagen. Die Erbitterung beider Nationen gegen einander war ganz leicht zu erklären. Man klagt die Russen der Härte, des Uebermuths, der Eigenmacht überall an, wo sie mit den Türken zusammentrafen. Ich will nicht behaupten, daß das Betragen der Matrosen, und der kleinen Seeofficiere, oder des Militairs an den Gränzen beständig musterhaft, philosophisch, sanftmüthig gewesen sei: denn wer den Menschen und seine Leidenschaften in seinen verschiedenen Verhältnissen kennt, wird darüber in keiner Verlegenheit seyn. Die Türken mit ihrem alten Stolz in ihrer neuen Erniedrigung hatten kein besseres Benehmen. Aber die Russen forderten ja nichts, als die Friedensbedingungen, welche man jenerseits weder halten wollte, noch deutlich und geradezu zu brechen wagte. Bekanntlich erklärten endlich selbst die Türken im Jahre 1787 den Krieg wieder, weil sie sich täglich von allen Seiten mehr beeinträchtiget glaubten; eigentlich aber nur aus dem Grunde, weil ihnen die Bedingungen des vorigen Friedens unerträglich schienen. Das ganze europäische Publikum interessirte sich, wie ehemals und jetzt noch für die Polen, so auch mit vieler Wärme für die Türken, aus einer allgemeinen, sehr edlen Sympathie mit dem Schwachen und Unglücklichen,

ohne daß es vorher bestimmt untersuchte, wie und wodurch sich der Leidende sein Unglück zugezogen hat, und ob ihm wirklich auch Unrecht geschieht, oder nicht. Die Türken hatten nun ihre Armee von dem Hundsloch bei Schumla gerettet, und schämten sich, eben so wie ehemals die Römer, das Lösegeld zu bezahlen. Sie hatten schon in dem nämlichen Zeitpunkte ein ziemlich glückliches Gefecht in der Krimm unter Dowlet Gheray gegen den russischen General Dolgorucky gehabt, und dadurch wieder Muth gewonnen, mußten aber vermöge des Friedens alle Vortheile wieder fahren lassen. Jetzt brach das Feuer mit seiner ganzen Wuth wieder aus, und Alles stand in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, besonders da Alles aus Eifersucht auf dieser und jener Seite Partei zu nehmen drohte. Die beiden Kaiserhöfe waren durch ältere und neuere Traktaten verbunden, und beide brauchten ihre Kräfte gegen die Türken, so viel sie konnten, ohne sich von andern Seiten zu sehr in Gefahr zu stellen. In dem vorigen Türkenkriege hatte Schweden nicht Theil genommen, weil der König damals mit einheimischen Händeln, den Folgen der neuen Veränderung, zu sehr beschäftigt war. Jetzt glaubte er irrig, die innere Ruhe habe Konsistenz genug, und wollte also nachdrücklich in der Konjunktur des äußern Vortheils wahrnehmen. Die Ursachen des Bruchs mit Rußland waren von schwedischer Seite gewiß sehr künstlich herbeigezogen, indem man die Russen beschuldigte, sie suchten sich in die schwedische Regierung zu mischen und die Selbstständigkeit der Nation anzutasten. In dieser Lage war es der Kaiserin gewiß höchst wichtig, mit Schweden keinen Krieg zu haben, und ihre Minister hatten in Stockholm durchaus weiter nichts gethan, als eben dieses Unglück mit gehöriger Klugheit zu verhüten gesucht. Gustav der Dritte wollte, und es geschah: und vielleicht wäre sein Wille und seine kriegerische Thätigkeit das Glück der Nation geworden, wenn Alles von innen und

außen gewesen wäre, wie es seyn sollte. Dieser verwickelte Krieg ist, wenn man auch ganz als kalter Beobachter spricht, der hohe Punkt des Ruhms für die Kaiserin Katharina, wo sie mit aller Entschlossenheit und Standhaftigkeit ganz allein gegen alle Gefahren, die ihr von allen Seiten fern und nah droheten, sich gleich blieb, ihre Frieden allein schloß, so wie sie ihre Kriege allein geführt hatte. Man erlaube dem Verfasser, ohne allen Enthusiasmus, aber mit Wahrheit, von dieser so wichtigen Periode etwas ausführlicher zu sprechen!

Er ist der Meinung, daß in diesem Zeitpunkte der Berliner Hof eine der glänzendsten Rollen in der Menschengeschichte hätte spielen können, die er aber nicht gespielt hat, und versteht darunter den Punkt kurze Zeit vor dem reichenbacher Vertrage. Man nehme die Lage der Sachen wie sie damals war! Es kam darauf an, einen allgemeinen Frieden in ganz Europa auf sehr vernünftige Bedingungen zu schließen, und dadurch die Ruhe auf eine lange, lange Zeit zu sichern: denn vom ewigen Frieden kann wohl die nächst folgenden sechstausend Jahre noch nicht die Rede seyn. Die beiden Kaiserhöfe waren im Kriege gegen die Türken begriffen; alle übrigen Nachbarn glaubten, zu ihrer Sicherheit und zum Wohl der Menschheit, wie die Sprache gewöhnlich lautet, daran Antheil nehmen zu müssen, um der Pleonerie der Petersburger und Wiener Gränzen zu setzen. Dieses, als Wahrheit und Zweck angenommen, mußten nachdrückliche Mittel gebraucht werden; und von diesen Mitteln hatte Preußen allein die besten in den Händen. Die Stimmung der Schweden und Polen gegen Rußland kannte man, mußte man also damals als feindlich annehmen. Die Russen und Oestreicher waren in dem ersten Feldzuge gegen die Türken nicht sonderlich glücklich. Lascy mit seinem Kordonziehen konnte den wilden Streifereien der Muselmänner nicht Einhalt thun, und die Russen hatten von ihrer Seite noch sehr wenig Vortheile gewon-

nen. Hier kam es auf Entscheidung, auf schnelle, kurze und nachdrückliche Entscheidung an. Es war ein Punkt, wo man rasch mit Kanonen und nicht langsam mit Diplomatik sprechen mußte. Bestimmter, schneller Nachdruck der Preußen hätte den herrlichsten Frieden für ganz Europa schaffen können. Die Polen, so mittelmäßig auch ihre Armee war, hätten mit Unterstützung von nur zehntausend Preußen den Russen von ihrer Ukraine aus über den Dneper einen schlimmen Besuch gemacht. Wo hätte Rußland sogleich hinlängliche Truppen hernehmen sollen, den noch mächtigen und muthigen Türken an der Donau, den Schweden in Finnland, und den Polen und Preußen an dem Dneper zu begegnen? Die östreichischen Provinzen gegen Preußen, Böhmen, das übrige Schlesien und Mähren, lagen dem Könige fast offen. Mit einem schnellen Marsche war er in ihrem Herzen. Der König hätte sodann in dem schönen Amte des allgemeinen Friedensrichters sprechen können: und wenn er mit Billigkeit und Mäßigung gesprochen hätte, welchen herrlichen Lorbeer hätte er sich vielleicht ohne Schwertstreich erfochten! Fast glaube ich, daß dies die Meinung der alten Minister Friedrichs des Zweiten war. Aber man brauchte unzeitig Federn zu langen, gedehnten Unterhandlungen, wo man zum Wohl der Nachkommen Bajonette hätte brauchen sollen. Die Zeit verstrich, und man gewann nichts. Die Russen waren schnell glücklich, weil sie wieder mit ihrem gewöhnlichen alten Muthe fochten. Der Kaiser Joseph konnte unterdessen hinlängliche Truppenkorps von der türkischen Gränze hervorziehen: und plötzlich stand der alte ehrwürdige Antagonist Friedrichs, Laudon, an der Spitze eines Heeres, das der fast sinkenden Diplomatik zu Hülfe eilte. Daß wirklich Gefahr, und große Gefahr war, sieht man daraus, daß Oestreich wirklich mit den Türken Frieden schloß, und das wenige Gewonnene zurückgab. Die Nationen, mögen ihre Chefs Autokrators, oder Volksdeputirte seyn, geben selten etwas zurück,

wozu sie nicht gezwungen werden. Als der reichenbacher Vertrag geschlossen wurde, war die schöne Periode schon vorbei; und dann war freilich wohl nichts Besseres zu thun, als den Vertrag zu schliessen. Die Sachen hatten schon ein anderes Ansehen gewonnen. Die Oestreicher hatten respektable Armeen auf alle Fälle gegen den König bereit. Die Russen schlugen von ihrer Seite die Türken überall, und nahmen einen Ort nach dem andern weg. Die Schweden hatten durch Verrätherei unter ihren Truppen kaum noch soviel Kräfte, daß sie das Feld halten konnten. Katharina stand, obgleich mit Gefahren rund umgeben, doch groß und fest, und schaute und handelte nach allen Seiten. Die Preußen zogen hin, als ob sie noch nachdrücklich seyn wollten; aber nun war man von allen Seiten gefaßt, sie zu empfangen, und das große Spiel zu spielen. Die Periode kam nicht wieder. Die Kaiserin Katharina konnte trotzen, denn sie kannte ihre Kräfte und die Kräfte ihrer Feinde, und konnte zuletzt Alles nach ihrem Willen endigen, ohne sich die Vermittelung von Berlin und London aufdringen zu lassen. Hätte der König von Preußen durch bestimmte, nachdrückliche Maßregeln, wie man damals höchst wahrscheinlich hoffen konnte, den Frieden erzwungen, welch einen ganz andern Gang würden nicht die Ereignisse genommen haben! Vielleicht hätten die Russen die Friedensbedingungen von Kainardge bis auf wenige verloren; vielleicht hätten die Polen sich gegen Rußland wieder auf einen sehr ehrenvollen Fuß gesetzt, und dem Könige von Preußen wäre aus dem herrlichen Charakter eines Friedensmittlers doch wol seine Belohnung nicht verloren gegangen. Noch anderer Veränderungen nicht zu gedenken, welche höchst wahrscheinlich unterblieben wären: denn die Franzosen arbeiteten wol bloß deßwegen mit solcher Kühnheit, die ganze Basis des alten Gouvernements umzuwerfen, weil alle Höfe ohne Ausnahme von andern Seiten so sehr in ihre eigene Politik verwickelt waren, daß sie durchaus an keine

schnelle Unterstützung Ludwigs denken konnten. Als sie ihn unterstützen wollten, waren die Dinge schon zu solchen Extremen gediehen, und das neue Gouvernement hatte schon soviel Stärke und Festigkeit gewonnen, daß es nun Alles aufbieten mußte, sein neues Gebäude zu vollenden, oder sich unter dem Einsturz desselben zu begraben. Man weiß von jeher aus der Geschichte, was endlich die entschlossene Verzweiflung zu thun im Stande ist, und hat gesehen, was sie in unsern Tägen gethan hat. Hätte Friedrich Wilhelm mit der lakonischen Entschlossenheit seines großen Oheims, mit seinen Kräften und angemessenen Schritten, wie es sehr möglich war, anstatt des reichenbacher Vertrags einen andern Frieden vorher gestiftet, Polen wäre vielleicht noch Polen, Gustav der Dritte und Ludwig lebten vielleicht noch, und die gewaltsamen Katastrophen wären nicht eingetreten, die dem Menschensinn eine allgemeine neue Gährung gegeben haben. Unser Urheber allein, der die Erziehung des Menschengeschlechts besorgt, weiß, welchen Ausgang diese Gährung nehmen wird. Der Friede wurde also nicht so geschlossen, wie er geschlossen werden konnte und sollte. Die Preußen standen bei Straßburg in Preußen und droheten; und die Russen schlugen die Türken, und ließen sie drohen. Die Kaiserin machte endlich mit dem König von Schweden, der mehr fremde Mitwirkung erwartet hatte und erwarten konnte, und dessen innere Verhältnisse täglich kritischer zu werden anfingen, ohne alle Vermittelung Frieden. Igelström und Armfeld mit geheimen Befehlen von ihren Höfen versehen, schlossen ihn bei Wärela, ehe Jemand etwas ahndete. Ganz Europa staunte und zweifelte nun gar nicht mehr, daß die Kaiserin, da sie sich mit Ruhm aus dieser so gefährlichen Lage gerissen hatte, sich auch aus den übrigen Verlegenheiten ziehen würde. Der Krieg mit Schweden, als der nächste, war unstreitig der wichtigste, und drohete ihr gefährlich zu werden. Dei Garden aus Petersburg mußten mit zu Felde gehen, welches

nur in kritischen Lagen zu geschehen pflegt; und man transportirte aus der Gegend des Kaukasus in der Eile ein Korps von gegen zehntausend Mann auf Extrapost nach Finnland; eine Marschweise, die man in jedem andern Lande gewiß zu den seltensten Erscheinungen würde gerechnet haben, und von welcher man dort kaum spricht! Die Schweden sind gewiß noch eben die braven Soldaten, die sie unter Gustav Adolph und Karl den Zwölften waren; nur ihre Feinde sind nicht mehr die nämlichen, die sie bei Narva waren. Dieser Krieg hat unstreitig der Monarchin die größte Unruhe gemacht, da er so zu sagen vor den Thoren der Residenz geführt wurde, und sie in Petersburg die Kanonen der Flotte hören konnte, die sich bei Kronstadt mit der größten Hartnäckigkeit schlugen. „Sie hätten wohl nicht geglaubt,“ sagte sie mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit zu dem schwedischen General, der ihr als Gefangener vorgestellt wurde, „Sie hätten wohl nicht geglaubt, heute in Petersburg zu seyn.“ „Doch,“ erwiederte der Schwede, „Ihre Majestät; aber nicht als Ihr Gefangener!“ eine Replik, die mit der größten Freimüthigkeit den feinsten Lobspruch sagte, da er, trotz seinen schönen Hoffnungen, doch als ihr Gefangener da war.

Nach dem schwedischen Frieden konnten die Russen, welche nun ziemlich freie Hände hatten, da die Preußen gar nichts, und die Polen nichts wesentliches thaten, mit allem Nachdruck in der Moldau gegen die Türken schlagen: und daß sie so geschlagen haben, ist noch Jedermann im frischen Andenken. Unter den Waffen wachsen die Helden; und es ist kein Wunder, daß aus einer Armee, welche beständig schlägt, ein tüchtiger Heerführer nach dem andern hervorgeht. Die Nachfolger Romanzows ließen den Ruhm der russischen Fahnen nicht sinken. Der furchtbare Potemkin und sein lakonischer Freund Suworow führten ihre entschlossenen Heere von einer Unternehmung zur andern. Hat je eine Armee mit so eiserner Geduld und Beharrlichkeit gegen die Schwierigkeiten aller Art

gekämpft, wie die Belagerer Oczakows? Die Türken wußten eben sowohl, als die Russen, wie viel auf diese Festung ankam, und vorige Kriege hatten ihnen schon gezeigt, welche Vortheile sie durch ihre Lage an dem Strom und die Nachbarschaft des Meeres der Partei gewähren konnte, in deren Händen sie war. Potemkin hatte sehr gute Gründe, diesen Platz durchaus nehmen zu wollen, so viel Vorwürfe man ihm auch vielleicht, selbst unter den Russen, über seine wild scheinende Hartnäckigkeit macht. Mehrere Stürme wurden gewagt und abgeschlagen; der Verlust war fürchterlich. Die Türken waren eben so verzweifelt in der Vertheidigung, als die Russen im Angriff. Die strenge Kälte des damals ungewöhnlich harten Winters tödtete im Lager fast eben so viele, als die Feinde aus den Werken. Selbst der russische Soldat fing an, den Muth sinken zu lassen, und wünschte einen entscheidenden Tag zum Leben, oder zum Tode. Potemkin gab ihn: er war schrecklich; und der Ort gehörte den Russen. Man hat diesen und den Tag vor Ismail, so wie nachher den Tag vor Praga, aufgestellt, um die Russen von dem ersten Anführer an, bis zu dem letzten Soldaten der Grausamkeit, Unmenschlichkeit und Barbarei anzuklagen. Traurig ist es, daß selbst ihre angesehenen Officiere, Männer von Ehre und Humanität, es bekennen müssen, daß diese Tage, so sehr sie für die russischen Waffen glänzen, allerdings nicht zum Beweis für ihre Menschlichkeit können angeführt werden. Viele Entschuldigung liegt in der allgemeinen Erbitterung der Truppen beider Nationen, in der Hartnäckigkeit der Gefechte von beiden Seiten, der Wuth der Türken bis zum letzten Extrem, der Entschlossenheit der Russen, zu siegen oder zu sterben, und dem verzweifelnden Widerstande, den sie selbst nach Eroberung aller Vertheidigungsplätze in dem Orte überall noch fanden. Wo wurde je ein Ort mit Sturm genommen, wo die Einwohner nicht litten? Ismail mußte genommen werden; so lag es in dem nothwendigen Plane des Feld-

zugs. Suworow, dem der Streich aufgetragen wurde, hat das fürchterliche Talent, seine Energie allen seinen Kriegen einzuhauchen, und es wurde genommen. Die Scene war eben so schrecklich, wie bei Oczakow; der Unordnungen und Grausamkeiten waren an beiden Orten bei weitem nicht so viele, als das auswärtige Publikum glaubt und sich noch täglich erzählt. Diejenigen, welche in diesen Kriegen noch immer die strengste, menschlichste Disciplin verlangen, kennen die Gefechte mit den Muselmännern nicht, bei denen es oft noch gebräuchlich ist, den Kopf des erlegten Feindes an den Sattelknopf als Trophäe zu hängen. Man kann davon nach der Analogie auf ihre übrigen Kriegssitten schließen. Die Meisten, welche umkamen, waren Kriegsleute, die in ihrem Beruf bis auf den letzten Athem fechtend starben. Daß dieses wirklich der Fall war, zeigt der Verlust der Russen: denn in dem letzten Hauptsturme kamen bei Oczacow gegen 11000 Russen um, und die ganze Belagerung mit allen Angriffen und den Krankheiten während der schlimmen Jahreszeit kostete gegen 40000. Ismail kostete den Russen gegen 7000. Ungeheure Zahlen! und Katharina weinte bei der Nachricht der blutigen Siege; denn sie hatte nicht den Krieg zu ihrem Vergnügen angefangen, und Menschenköpfe waren ihr keine Rechenpfennige. Von türkischer Seite ist wahrscheinlich der Verlust nicht so groß gewesen, als ihn die Russen in ihren Papieren machten, um ihre Tapferkeit in noch größern Werth zu setzen, da man sie leider fast noch überall nach der Anzahl der Erschlagenen mißt.

Potemkins weit aussehender Ehrgeiz hätte mit seinem Anhange vielleicht den Krieg noch sehr in die Länge gezogen, und es war sicher eine Wohlthat für die Menschheit, daß dieser große Mann die Bühne verließ und starb. Groß waren seine Tugenden und seine Fehler; und nur seine Freunde oder Feinde werden ihm beide nehmen wollen. Unbeschränkte Herrschsucht, unbiegsamer Stolz

gegen Große, und einnehmende gewinnende Popularität gegen Kleinere, ein umfassender, richtiger Blick, eine feste, trotzige Beharrlichkeit, und eine sonderbar kontrastirende Prachtliebe und nachlässige Einfachheit, waren Hauptzüge seines Charakters: daher ihn gewöhnlich die Großen haßten, und die Kleinen liebten. Seine Eigenmächtigkeiten, unter denen auch wol zuweilen leidenschaftliche Ungerechtigkeiten sich befinden mochten, können nicht in Zweifel gezogen werden. Unter Allen, welche die vorzügliche Gunst der Monarchin genoßen haben, ist er wohl der Einzige, der sich durch seinen persönlichen Werth und die Talente seines Geistes vorzüglich ausgezeichnet hat. Ueber seine Moralität läßt sich wenig bestimmen; denn selten ist sie bei Männern seiner Art aus den Untiefen ihrer Seele aufzufinden. Das Publikum hat seinen Tod seinen Feinden beigemessen, und sich höchst wahrscheinlich geirrt; denn er war ein Schwelger ohne alle Ordnung und Mäßigkeit, und seine Aerzte hatten ihm ein solches Ende seiner Unenthaltsamkeit längst vorhergesagt. Es ist wieder ein sehr lehrreicher Beitrag zur Menschenkunde, wenn man einen Mann, vor welchem noch einige Tage vorher Nationen zitterten, auf freiem Felde in den Armen einiger Freunde, bloß in seinem Mantel, als Opfer seiner Unmäßigkeit sterben sieht.

Der Fürst Repnin, sein Nachfolger in dem Kommando bei der Armee, war bald so glücklich, dem Reiche den Frieden zu geben, den die Russen bei allem ihrem Glück in den Waffen eben so sehr zu wünschen Ursache hatten, als ihre Feinde, die Muselmänner. Man kann sich leicht vorstellen, daß solche ungeheure Anstrengungen, wie diese Kriege erforderten, die Kräfte des Reichs, wo nicht erschöpfen, doch sehr ermatten mußten. Eine förmliche Kriegssteuer hat in Rußland, mancher Ursachen wegen, mehr Schwierigkeit, als in andern Reichen: alle Provinzen hatten nur beträchtliche freiwillige Geschenke und Lieferungen gegeben. Manche Korps lebten auf

Kosten der Feinde. Aber der weitläuftige Transport aller Bedürfnisse, und der Mangel an Ordnung in Hebung und Verwaltung der öffentlichen Einkünfte hatte oft Verlegenheit erzeugt, die leicht hätte Mangel werden können, ob man sie gleich bei Hofe sowohl, als bei der Armee in großen glänzenden Festen zu verbergen suchte. Die Bälle sind noch bekannt, die der Fürst Potemkin in Jassy gab, und wo er einige hunderttausend Rubel mit asiatischem Pomp an Einem Abend für Aufwand bezahlte. Die Türken waren froh, den Frieden durch Abtretung der Festung Oczakow mit ihrem Distrikte zu erkaufen; so traurig waren sie von ihrem Irrthume zurückgekommen. Katharina sah sich nun mit Ruhm und Ehre durch ihren Muth und ihre Klugheit, und die Tapferkeit ihrer braven Truppen mit Gewinn aus einer Gefahr errettet, in welche sie die künstliche Machination ihrer Feinde zu stürzen, gehofft hatte, und vielleicht hätte stürzen können. Sie war größer, als vorher, und genoß nun seit langer Zeit das erstemal wieder das Vergnügen, ihr ganzes Reich in Frieden und Ruhe zu wissen. Aber es dauerte nicht lange, als sie schon wieder in Polen die letzten Händel bekam, welche leider der Republik endlich tödtlich wurden.

Diese letzten Geschichten in Polen sind, wenn man die allerneuesten Persischen Händel ausnimmt, die letzten öffentlichen Verhandlungen Katharinens; und zwar sind sie von der Art, daß man ihr darüber die allermehrsten Vorwürfe gemacht hat. Auch hier wird man, ehe man das schließliche Urtheil spricht, dem Verfasser erlauben, etwas näher und weitläuftiger sich über dieselben zu erklären. Daß die Polen triftige Ursachen hatten, gegen Rußland aufgebracht zu seyn, daß ihnen die Russen in diesem ganzen Säkulo, und besonders die letzten dreißig Jahre, beständig Gelegenheit zur Erbitterung gegeben hatten, will ich gar nicht läugnen. Dieses liegt leider schon in den gegenseitigen Verhältnissen beider Nationen, die seit langer Zeit Nebenbuhlerinnen des politi-

schen Glücks, Unterdrücker und Unterdrückte gewesen waren. Ich habe schon oben behauptet, und die Ursachen der Behauptung angegeben, daß man Völkersachen nicht nach den festgesetzten Regeln eines philosophischen bürgerlichen Moralsystems beurtheilen kann. Bloß von der letzten Epoche der endlichen Auflösung der polnischen Republik will ich sprechen. Daß die Polen die Theilung vom Jahre 1771 noch schmerzlich fühlten, war ganz natürlich, und ihre Maßregeln nach dem Ereigniß zeigten, daß sie über ihr wahres Nationalinteresse etwas heller nachzudenken angefangen hatten. Hätte nur noch in den letzten drei Jahren ein anderer Mann, als Stanislaus Poniatowsky, an der Spitze der Nation gestanden, so hätte er, wenn auch nicht den ganzen Schaden wieder heilen, doch einen großen Theil desselben von innen und außen wieder verbessern können. Die Polen unternahmen während der kritischen Periode des letzten Türkenkriegs, mit und ohne Zustimmung der benachbarten Höfe, in ihrem Staatssystem eine Generalreform, und wollten die Krone gesetzlich erblich machen, welches sie damals billig für das einzige Mittel ansahen, ihrer Nation Ordnung und Konsistenz zu geben. Niemand wird den Satz streitig machen, daß keine Macht ein Recht hat, sich in die Regierung einer andern nachbarlichen Nation zu mischen, als in so fern ihre eigene Sicherheit augenscheinlich in Gefahr kommt, oder in so fern sie durch alte Verträge dieses Recht sich erworben hat. Daß bei der Kaiserin beides der Fall war, ist ganz deutlich: denn die Polen zeigten nur zu sehr ihre feindlichen Absichten, und die Kaiserin hatte bei der alten Constitution die Garantie geleistet, wo man nicht annehmen kann, daß sie es bloß der Polen wegen gethan habe. Die Polen hätten das nicht thun sollen; aber sie hatten es gethan. Die Kaiserin mußte in den gefährlichen Konjunkturen schweigen, weil sie von allen Seiten mit noch weit wichtigeren Dingen beschäftiget war; aber sie hat sich nie erklärt, daß sie die Veränderungen in Polen nur im Geringsten bil-

ligte. Als sie mit den Türken Frieden geschlossen hatte, trat sie mit ihren Gesinnungen und Truppen auf einmal näher. Dieses hätten die Polen voraussehen und andere Maßregeln nehmen sollen. Man sagt: Sie hatten das gesehen und waren bereit, die Russen zu empfangen, aber sie konnten ihre Verfassung und die Verfassung der Russen kennen, und mußten den Zeitpunkt besser fassen. Sie verfuhren mit der Garantie der Kaiserin ganz eigenmächtig, und kassirten sie geradezu, wozu sie für das Erste als ein Theil allein, und dazu nicht einmal der ganze Theil, kein Recht hatten. Aber dabei ließen sie es nicht bewenden; sie zwangen die Russen, sogleich alle ihre Magazine aus der Ukraine zu entfernen, wo sie laut der Verträge zum Behuf des Türkenkriegs Magazine zu halten das Recht hatten. Die Russen mußten in dieser Lage es leiden, und ihren Vorrath eilig wegschaffen. Die Polen erlaubten keinem russischen Courier, über polnischen Boden zu gehen. Mehrere wurden unsichtbar, ohne daß man wußte, wohin sie gekommen waren; aber es war sichtbar, daß man in Warschau ihre Depeschen wußte, die man von der Armee nach Petersburg hatte schicken wollen. Die Couriere mußten einen langen Umweg nehmen, und Potemkin kochte vor Zorn gegen die Polen. Neutrale Mächte pflegen nie den Courierwechsel zu wehren. Krieg war zwischen beiden Nationen nicht. Die Russen thaten alles Mögliche, um die Polen zu schonen, mußten es in dieser Lage thun. Aber war von polnischer Seite nicht Alles feindselig? Zum Frieden war es zu viel, und zum Kriege zu wenig. Warum wählten sie nicht eins bestimmt? Warum wählten sie nicht zum Kriege die kleine Periode, wo die Russen nicht freie Hände hatten, da sie doch entscheiden wollten? denn das konnten sie doch denken, daß die Kaiserin alle diese öffentlichen und Privatbeleidigungen nicht ungeahndet lassen würde. Hätten sie geschlagen, als es Zeit war, so war vernünftige Hoffnung, mit den übrigen billige und vielleicht ehrenvolle Bedingungen zu erhalten. Nun war es

nicht anders zu erwarten, als daß der russische Koloß sie niederdrük-ken mußte. Es war gar nicht wahrscheinlich, daß Preußen sich für sie, ohne Aussicht eines Gewinnes, mit Rußland in einen gefährlichen Krieg einlassen würde, da es selbst in der vortheilhaftesten Epoche still und ruhig gewesen war. Die Russen rückten in Einem Feldzuge von ihrer Gränze bis hinter Warschau, und machten Miene bis nach Posen zu gehen. Alles was man gebauet hatte, war nun auf einmal wieder gestürzt. Das war höchst wahrscheinlich die ganze Absicht der Kaiserin, die sie zu ihrer Ehre und Sicherheit nehmen durfte. Denn, wenn die Polen eine andere ähnliche Konjunktur mit ihren entschieden feindseligen Gesinnungen besser benutzten, als die eben vorbeigelassene, wer konnte alsdann alles Unheil berechnen, das sie den Russen würden zufügen können?

Höchst wahrscheinlich ist es, daß das neue Theilungsprojekt von Süden und nicht von Norden kam, ob es gleich in Petersburg einigen Köpfen am Ruder sehr willkommen gewesen seyn mag. Die Befugniß der Kaiserin, sich in die polnischen Geschäfte zu mischen, habe ich oben aus der Garantie der alten Konstitution, und der Gefahr, die ihr aus der neuen Reform entstand, erwiesen, zumal da sich die polnische Nation durchaus in allen Stücken feindselig gegen die Russen betrug. Die Kaiserin gewann dadurch noch einen Grund, weil mehrere Polen in Petersburg ihre Garantie reklamirten. Ob diese die Besten, oder die Schlechtsten der Nation waren, ist keine Rechtsfrage: sie waren Polen, die also ihre Garantie reklamiren durften, welche die Kaiserin übernommen hatte. Die Theilung selbst kann nur mit einer Staatskollision in der jetzigen Periode entschuldiget werden. Wenigstens haben die Russen mehr für sich, als die übrigen Nachbarn. Für Rußland ist Vergrösserung wol schwerlich Gewinn; und selbst im Reiche ist man überall dieser Meinung, welche schon Peter der Erste aufgestellt und bei seinem Tode seinen Nachfolgern dringend empfohlen hat. Die Kai-

serin verlangte immer nur Sicherung ihrer Gränzen. Ihre Erweiterungen in Polen waren nur zufällig. Preußen erwarb durch die letzte polnische Theilung freilich weit mehr, als es durch die allgemeine Friedensvermittelung vorher hätte erwerben können; es ist aber politisch eine große Frage, ob Erwerbung immer Gewinn ist. Die Manifeste, welche man damals von Petersburg und Berlin zur Rechtfertigung des Verfahrens ausgehen ließ, tragen allerdings einen ganz eigenen Stempel, und in London hatte man nicht ganz Unrecht, sie zu Dokumenten gegen die Könige zu zählen. Es erhellt aber aus dem oben Gesagten, daß wenigstens das russische, dem übrigens der londoner Kritiker schon noch einige Vorzüge zugestehet, besser hätte seyn können und sollen, wenn man andere wahrere Gründe mit besserm Nachdruck aufgestellt hätte. Daß der preußische Hof vorzüglich, während der ganzen letzten Periode, auf eine ganz eigene Weise mit den Polen umgegangen ist, wird Niemand läugnen, der die Publicität nicht scheut; und mit welchem Maßstabe man sein Verfahren messen will, bleibt den Interessenten überlassen. Von den Polen selbst wird das ganze Publikum, und selbst philosophisch rechtliche Leute in Preußen und Rußland, diejenigen für die ehrenvollsten halten, die in der traurigen Krise für die letzte Selbstständigkeit ihres Vaterlandes fielen, oder fochten, bis sie endlich nicht mehr konnten und Alles verloren war. Bei der endlichen Aufhebung der politischen Existenz der Polen nach dem unglücklichen Tage bei Praga fragte man nach keiner Diplomatik des alten Reichs mehr, und die Höfe machten es unter sich nach ihrer neuen Konvenienz ab. Katharina wird darüber entschuldiget; ihre enthusiastischen Verehrer, denen Glanz, Größe und Macht die Augen blendet, mögen sie loben. Wenn eine mißliche Sache mit ihrem kosmischen Zwecke gerechtfertiget werden könnte, so dürfte man vielleicht auch hier sagen, der Zustand Polens habe gewonnen, und unter allen drei neuen Gouvernements werde nun

nicht mehr so eigenmächtige Bedrückung, mehr Ordnung und Gerechtigkeit, und im Allgemeinen mehr Wohlstand herrschen. Daß dieses Alles werde, dafür mögen die Regierungen sorgen, damit sie nicht an ein schlimmes Diplom ein schlechtes Siegel hängen! Der Vorwand des Jakobinismus in Polen, den man in den Manifesten las, und den Manche so sehr als aus der Luft gegriffen fanden, ist genau betrachtet so seicht nicht, als er vielleicht beim ersten Anblick scheinen möchte. Es ist hier nicht der Ort, politische Beichte zu thun, und eben so wenig, Regierungsformen zu untersuchen. Aber das Recht wird man doch keiner einzigen Regierung absprechen, Mittel zu ergreifen, daß ihre eigene Basis nicht untergraben, und die Ruhe in ihrem Schooße nicht gestört werde; und sie behandelt mit Fug die benachbarte Nation feindlich, welche darauf hinarbeitet. Ich wage es nicht zu bestimmen, ob dieses der Fall in Polen war: aber den Schluß wird folgerecht selbst ein Jakobiner für sein eigenes System fordern, warum soll er nicht für jedes andere eben sowohl gültig seyn? Es ist freilich wieder gefährlich die Gränzen zu bestimmen: aber in welchem menschlichen Begriffe liegt durch die Uebertreibung nicht Gefahr?

Die allerletzten, ganz neuen, noch bestehenden Streitigkeiten der Kaiserin Katharina mit Persien, sind veranlasset durch die innerlichen Kriege des Landes, wo ein Prinz, der über Unrecht und Unterdrückungen klagt, bei der Kaiserin um Schutz und Unterstützung gebeten hat. Das Ende dieser Unternehmungen hat die Monarchin nicht erlebt, aber doch noch den Fortgang ihrer Waffen an den jenseitigen Ufern der kaspischen See erfahren. Wie der Krieg jetzt in jenen entfernten Gegenden steht, ist hier noch unbekannt. Vielleicht suchen die Russen bei dieser Gelegenheit einige Vortheile für ihren morgenländischen Handel zu gewinnen, durch die Behauptung von Derbent, oder Errichtung eines andern Etablissements tiefer an der kaspischen See. Auf alle Fälle scheinen sie vor aller Gefahr

gesichert zu seyn; denn die Krimm sowohl als die Gouvernements der dortigen Gegenden sind in dem besten Zustande der Ordnung und Vertheidigung.

So weit meine Kenntnisse und Kräfte reichen, habe ich hiermit einen kurzen Umriß von der großen auswärtigen Politik gegeben, in welcher die Kaiserin fast immer eine Hauptrolle spielte. Der aufmerksame Leser wird mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich wenigstens nichts mit Absicht in ein schiefes Licht gesetzt habe. Ich habe ihr keine Trophäen errichtet: denn sie war nicht Eroberin, und wollte es auch nicht seyn. Man hat gesehen, wie alle ihre Kriege nothwendig einer aus dem andern entsprangen, und wie eigentlich die polnische Königswahl die Grundlage zu allen ihren auswärtigen Streitigkeiten war. Den Gewinn, den sie dadurch, noch glücklich genug, für ihre Völker gemacht hatte, erkaufte sie nicht wohlfeil, und es gehörten die unerschöpflichen Kräfte Rußlands und der weise Muth der Monarchin dazu, daß Alles noch so ein Ende nahm. Die Schicksale der Monarchen und ihrer Nationen hängen eben sowohl wie die Schicksale kleinerer Familien, oft nur von einem einzigen Vorfalle ab, an welchen sich alle übrige anketten. Daß Katharina diese Vorfälle sah und benutzte, ihnen begegnete, ihnen zuvorkam, mit Klugheit die Männer wählte, die an der Spitze ihrer Heere und ihrer Geschäfte im Kabinette mit Muth, Entschlossenheit und Scharfblick mit ihr und für sie arbeiteten, daß sie jedes rechtliche Mittel brauchte, wo es wirken konnte, mäßig und großmüthig im Glück, und unerschütterlich standhaft im Unglück war: dieses war ihr Verdienst; ein Verdienst, auf das manche Männer ihrer Zeit in den nämlichen Verhältnissen nicht Anspruch machen dürfen! Die zwei Friedensschlüsse mit den Türken sind wirklich Monumente ihrer Mäßigung. Man weiß, daß sie in Polen nicht allein, sondern mit Mehreren zugleich handelte. Vor ihr allein wäre unstreitig, trotz allen ihren Zwistigkeiten mit der Na-

tion, die Existenz der polnischen Republik gesichert geblieben. Daß sie sich bei den nothwendig eintretenden Katastrophen das Beste zueignete, oder vielmehr ganz eigentlich das Beste behielt, findet wol, da die Sachen einmal so waren, Niemand sonderbar, da sie während der Unruhen das Meiste, oder ausschließlich fast Alles gethan und allein gelitten hatte. Mit Schweden blieben es die alten Bedingungen von Abo und Nystadt: denn es war ihr nie in den Sinn gekommen, andere zu wünschen; und selbst Gustav der Dritte erklärte den Frieden für Schweden für einen ehrenvollen Frieden.

Jedermann weiß noch, daß die Kaiserin Katharina die Zweite bei dem teschner Frieden die vornehmste Mitwirkerin war, indem ihr Gesandter daselbst so bestimmt ihre Meinung erklärte, daß die Parteien lieber auf jeden Fall sich einander näherten, als es wagen wollten, Rußland mit sechzigtausend Mann auf der Seite derjenigen zu sehen, welche Katharina in Petersburg für die billige halten würde. Daß die Kaiserin den Krieg gegen die Franzosen nicht thätiger unterstützte, als sie gethan hat, darüber wird sie Jedermann rechtfertigen, der die Verkettung der Nationalhändel in Europa das Interesse der Völker, die individuelle Lage Rußlands zu allen seinen Nachbarn, und den Gang der menschlichen Ideen und Leidenschaften überhaupt etwas genauer erwogen hat. Große Armeen konnte sie durchaus nicht senden; und sehr leicht hätten kleinere in mancher Rücksicht der ganzen Sache mehr schaden, als helfen können. Sie zeigte dadurch, daß sie einen Theil ihrer Flotte zu der englischen stoßen ließ, daß sie nur durch ihre Verhältnisse gehindert wurde, mehr Antheil zu nehmen. Wir sind nunmehr auf dem Punkte, wo Jedermann sich überzeugen wird, daß die Feinde des französischen Systems vom Anfange durch glimpflichere, aber doch nachdrückliche Mittel, für sich mehr gewonnen haben würden, als durch stürmische Gewalt von allen Seiten.

Eben so kurz, wie ich von ihrer auswärtigen thätigen Politik

gesprochen habe, will ich nun noch von ihren Einrichtungen im Reiche selbst zu sprechen suchen, von dem, was sie zur Festsetzung der Ordnung, zur Verbesserung der Justiz, zum Nutzen der Nationalaufklärung und Erziehung, zum Vortheil des Handels, zur Wohlthat des ärmern Theils des Publikums, zur Verschönerung der Residenz, zur Beförderung der Wissenschaften, und überhaupt zum Wohl der Nation im Innern ihres grossen unermeßlichen Reichs gethan hat. Hier kann man sich kaum enthalten, mit in den Enthusiasmus und die Verehrung aller Völker, die unter ihrem Zepter lebten, einzustimmen. Wohin man in ihrem Reiche blickt, sieht man überall die Spuren ihrer weisen, mütterlichen Sorgfalt. In Provinzen, welche vielleicht ihr Fuß nie betrat, erheben sich Anstalten, die ihrer Regierung Ehre und den künftigen Generationen erst den vollen bezweckten Vortheil bringen werden. Vor ihr war das Reich fast nur noch ein Chaos, das eben erst aus seinem alten Schlummer erwachte. Peter der Erste war der Schöpfer der Nation; seine Nachfolger haben sie am Gängelbande geleitet; Katharina die Zweite unternahm es, ihre Erzieherin zu werden. Peter baute seinen Staat militärisch, und ging militärisch zu Werke mit seiner ganzen Schöpfung. Sein Zeitalter und seine Lage rechtfertigte ihn. „Il travailloit sur sa nation, comme l'eau forte sur le fer," sagte von ihm Friedrich der Zweite, der seinen Charakter durchdacht hatte. Katharina ohne Peters System zu verlassen, weil eine Nation ohne einen festen Kriegsfuß immer sehr unsicher steht, suchte ihm Humanität zu geben. Man könnte Bücher schreiben, um alles zu schildern und aus einander zu setzen, was sie zum Besten ihrer Unterthanen in dieser Rücksicht entworfen, unternommen und theils ausgeführt hat. Es ist aber nicht das Werk Eines Menschenalters, noch halb wilde Nationen zur Kultur heraufzuführen. Peter der Erste hatte den Anfang gemacht; aber er bildete nur Soldaten, und legte zum Grunde der übrigen National-

bildung die Akademie in Petersburg an, aus welcher nach und nach gute und nützliche Anlagen für das Reich hervorgehen sollten. Seit seinem Tode, bis auf die Regierung Katharina der Zweiten, war für die innere bessere Ordnung des Reichs sehr wenig gethan worden. Die Regierungen waren theils zu kurz, theils zu unruhig, oder man beschäftigte sich zu sehr mit dem wichtigen asiatischen Pomp, um an die Kleinigkeit der Nationalerziehung weiter zu denken. Katharina fing an, die Plane Peters des Ersten, so viel ihr möglich war, fortzusetzen. Peter der Erste erbaute die Häuser, sagt ein Minister Katharinens, dessen Charakter nicht Schmeichelei zu seyn scheint, Katharina setzte die Menschen hinein.

Die Kaiserin Katharina die Zweite scheint völlig überzeugt gewesen zu seyn, daß nur Freiheit den Flor eines Staats gründen und befestigen könne, daß nur Freiheit und gesetzliche unumstößliche Gewißheit der Besitzungen für Alle allgemeine Industrie schaffen, heben und erhalten kann; und mit diesen Gedanken des Wohlwollens für alle ihre Unterthanen und das ganze Menschengeschlecht trat sie ihre Regierung an und nahm ihre ersten Maßregeln. Es ist in der Geschichte ein sonderbares Phänomen, da das Palladium der Freiheit vorzüglich unter den nordischen Völkern gesucht werden mußte, daß die Russen, als eins der angesehensten derselben, bei ihrem großen politischen Gewicht, seit so langer Zeit in der tiefsten Personalsklaverei lebten. Wenn es von jeher so gewesen wäre, würde man nicht wissen, wie man es nur erklären sollte. Aber das war es nicht; auch die Russen waren frei, wie ihre übrigen nordischen Brüder. Erst unter Iwan Wasilewitsch, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, verloren die russischen Bauern das große heilige Recht der Personalfreiheit nur nach und nach; und unstreitig sah der große Monarch nicht, welches Unheil durch Mißbrauch mit der Zeit aus seinem Gesetze erwachsen würde. Um den Auswanderungen zuvorzukommen, welche während der kasanischen

und astrachanischen Kriege und einer daraus entstehenden Hungersnoth außerordentlich stark wurden, verbot dieser Zar, daß kein Bauer sich von seinem Hofe und Heerde entfernen sollte. Eine temporäre Vorsicht machte bald der Kastengeist zum eisernen Gesetz. Mit der Zeit machte die Raubgier und die Gewinnsucht daraus Glebäadskripten und zuletzt gar Leibeigene und Sklaven; obgleich das Letztere die russischen Bauern nie gesetzlich gewesen sind. Unter Peter dem Ersten fing man an, das unrecht aufgeworfene Joch etwas zu erleichtern. Unter seinen Nachfolgern fragte man weniger, als jemals, nach dem Schicksal der niedern Volksklassen, und es war also härter, als jemals: denn wo die Regierung nicht streng auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit sieht, ist man gewiß, daß die kleine Tyrannei mit allen Arten der Unterdrückung geißelt. Die Geschichte der esthländischen, liefländischen und kurländischen Bauern liegt in der Geschichte des deutschen Ordens; einer Geschichte, die der deutschen Nation auch nicht sehr zur Ehre gereicht. Katharina die Zweite fing wieder an, sich der armen unterdrückten Menschenklasse anzunehmen, wovon so viele Stellen in ihren Verordnungen und ganze Gesetze zu ihrem Vortheil Zeugen sind. Daß die Regierungsgrundsätze auf Freiheit und Liberalität beruhten, beweiset dieses, daß sie im Anfange gänzliche Preßfreiheit gab, und daß bloß Verfasser und Drucker für die etwanige Uebertretung der Landesgesetze verantwortlich seyn sollten. Der Mißbrauch zog die Einschränkung nach sich, und das Polizeiamt erhielt die Censur, so daß dann freilich das Schicksal der Papiere von der größern oder geringern Liberalität der Polizei abhing, von deren Officieren man sich nicht immer viel Gutes in dieser Rücksicht versprechen durfte. Man versichert, daß die Monarchin mehrere Jahre ernstlich damit beschäftiget gewesen sei, in ihrem ganzen Reiche, zum Vortheil aller Arten von Industrie, eine allgemeine Personalfreiheit einzuführen. Konnte irgend ein Regent so etwas durchsetzen, so war es

die Kaiserin Katharina die Zweite, an welcher schon seit dem ersten Türkenkriege die ganze Nation mit Enthusiasmus und uneingeschränktem Zutrauen zu hängen anfing. Sie sah gewiß alle Vortheile einer solchen Wohlthat, vorzüglich für die Betriebsamkeit des gemeinen Lebens; und am Ende bleibt denn doch immer der Landmann eigentlich die Seele des Staats. So lange keine feste gesetzliche Gewißheit der Besitzung für ihn ist, gewinnet sein Fleiß nie einen festen, sichern Punkt. Welcher Bauer wird sich ein gutes bequemes Haus bauen, wenn er nicht ganz sicher ist, daß er und seine Kinder darin wohnen werden, und daß sie keine Gewalt, kein Gutdünken, keine Chikane irgend eines großen oder kleinen Tyrannen daraus vertreiben kann? Wie wird er einen Baum pflanzen unter dessen Schatten er nicht seine Enkel zu schaukeln, oder dessen Früchte er und seine Söhne nicht sicher zu pflücken hoffen dürfen? Recht und Gesetz war es niemals; aber irgend ein Vorwand, den sein Gewaltiger bald fand, versetzte ihn aus seinem Tempe in die Wüste Berseba, die er zu einem zweiten Tempe schuf, um sodann in ein zweites Berseba versetzt zu werden. Man gebe dem Menschen alle prekären Vortheile, die man ersinnen kann, man giebt ihm nicht so viel Muth zu Unternehmungen, als wenn man ihm ein einziges Recht sichert. Ich rede von ganzen Volksklassen und nicht von Individuen. Die Kaiserin, welche dieses und die Geschichte des Menschengeschlechts und ihres Reichs sehr wohl wußte, wollte dem Menschen geben, was ihm gehört, als die schreckliche Revolte Pugatschews dazwischen trat. Der Schritt wäre an und für sich selbst in ihrer Lage etwas gewagt gewesen. Man kann sich vorstellen, daß, wenn sie ihr Ministerium fragte, manche Herren manche Bedenklichkeiten mancher Art hatten, von denen sie gewiß nicht immer den wahren Grund angaben. Der Aufruf des Pugatschew gab den feineren Widersachern Gelegenheit, ihr vorzustellen, welche Folgen wahrscheinlich aus ihrem Schritte entspringen wür-

den. Hunderttausende kamen in dem Aufruhr um, und die schaudervolle Scene schreckte die Kaiserin von ihren menschenfreundlichen, wohlgemeinten Maßregeln zurück. Raynal, der verehrungswürdige Advokat der Freiheit und des Menschengeschlechts, sah, wenn er von Rußland sprach, doch wol Manches durch das Vergrößerungsglas seines philanthropischen Zorns. Er setzt die Klasse der Freien in Rußland auf sehr wenige herab, da doch bekanntlich von jeher alle Bürger in allen kaiserlichen Städten freie Leute waren, die unter Leitung des Gouvernements mit ihrer Personalität anfangen konnten was sie wollten. Da Katharina die Zweite ihr Projekt der allgemeinen Personalfreiheit nicht durchsetzen konnte, so suchte sie wenigstens diese Klasse so sehr als möglich zu erweitern. Sie vermehrte die Anzahl der kaiserlichen Städte, um allen Menschen vielen Spielraum zur Industrie zu geben. Alle verabschiedete Soldaten mit ihrer Descendenz sind freie Leute, und können im ganzen Reiche sodann vornehmen was sie wollen. Es wird in Personalprozessen nach der römischen Rechtsregel immer auch in favorem libertatis gesprochen. Freilich wird nie der Kern der Nation, die Bauern, sich zu wahren Menschen erheben, so lange man sie noch in so eisernen Schranken hält. Daß manche Kronbauern unter guter Verwaltung, und die Bauern mehrerer reichen und humanen Privatleute durch zufällige Vortheile, sich sehr vortheilhaft auszeichnen, und ungewöhnlich wohlhabend sind, daraus folgt nichts gegen den Satz; sondern er wird vielmehr dadurch bewiesen, indem daraus erhellet, wie herrlich alles seyn würde, wenn Alle das als Recht genössen, was man einem Theil aus Gnade giebt. Der Edelmann würde durch diese Veränderung nichts verlieren, oder vielleicht nur in den ersten Jahren nur etwas, und in den folgenden desto mehr gewinnen. Und gesetzt, er verlöre dadurch, so ist das, was er verlieren würde, dasjenige, was er mit Unrecht, selbst gegen die Gesetze des Staats, in Beschlag genommen hat. Die deutschen Bauern

leisten mehr, wenn man alle ihre Obliegenheiten nimmt, als die russischen gesetzlich leisten sollen. Der Deutsche hat nicht mehr Kraft, sondern nur mehr Muth und Betriebsamkeit, weil er mehr Sicherheit hat: und sodann finden die russischen Edelleute in allen Gouvernements nur zu viel Mittel, die Gränzen ihrer Forderungen widerrechtlich auszudehnen.

Durch Errichtung der Gouvernements und der darin bestehenden Gerichte hat zwar die Monarchin diese Willkür zu beschränken gesucht, aber ihren Zweck nur halb erreicht. Allerdings ist es schon besser, als unter den vorigen Regierungen, und in so fern ist doch etwas gewonnen. Die Justiz war ein Chaos vor ihrer Regierung, indem die Provinzen von zu ungeheuerm Umfange waren, als daß Ein Mann mit seinen untergeordneten Dikasterien sie allein hätte übersehen können. Die Errichtung einer großen Anzahl Gouvernements, ob sie gleich mit außerordentlichen Kosten verbunden war, hatte doch sogleich den Vortheil, daß die Gerichte den ganzen Umfang der Behörde weit besser übersehen konnten, und daß man überdieß nicht einem einzigen Manne eine exorbitante Macht anvertrauen durfte, die er leicht mißbrauchen konnte. Die Generalgouverneure, unter deren Aufsicht einige Gouvernements vereint stehen, haben indeß immer noch mehr Gewalt, als irgend eine Civil- oder Militärperson in irgend einem andern Staate. Die Absicht der Kaiserin war gewiß wohlthätig, und ganz hat sie dieselbe nicht verfehlt. „Die Pflicht des kaiserlichen Statthalters," schreibt die Monarchin in der Verordnung, „ist darauf zu sehen, daß Tribunäle und Einwohner Gesetz und Pflicht erfüllen. Daher liefert er alle Uebertreter an die gehörigen Gerichte ab, nimmt sich desjenigen an, der über Verzögerung seiner Sache klagt, und hält das saumselige Tribunal zur Entscheidung an, ohne sich doch selbst in den Lauf der Sache zu mischen, oder zu strafen. Denn er ist kein Richter, sondern ein Beobachter der Gesetze, ein Mittler des kaiser-

lichen und allgemeinen Besten, ein Schutz der Unterdrückten und Betreiber solcher Sachen, wozu sich kein Kläger findet. Kurz, der Name eines Statthalters verbindet ihn, Wohlwollen, Liebe und Mitleid für das Volk in allen seinen Handlungen zu beweisen. Daß gute Ordnung, Erfüllung der Gesetze und Erleichterung der Mittel, jeden gesetzmäßig zu befriedigen, in seiner Statthalterschaft gefunden, und darinnen dem Luxus, dem Uebermuth, der Liederlichkeit, Verschwendung und Härte gewehrt werde, liegt ihm ob."

Alle Dikasterien stehen also unter dem Generalgouverneur, in so fern er sie anhalten soll, ihre Pflicht zu thun. Wie viel Mittel ihm dieses in die Hände giebt, Gutes und Böses zu wirken, ist leicht zu errathen: auch hat man von beidem Exempel genug. Manche Statthalter werden verehrt wie Schutzgeister der Provinzen. Nicht jede Verehrung ist ein sicheres Merkzeichen wirklich getreu erfüllter Pflichten. Kommt sie vom Bürger und dem Landmann, so kann man sicher schließen, daß sie eine Belohnung des Verdienstes ist. Der Adel belohnt oft auch nur diejenigen Generalgouverneure mit Beifall und Ehrenbezeigungen, die ihm in ihren Bedrückungen und unbefugten Anmaßungen keinen Einhalt thun. Manche Machthaber wissen sich mit Klugheit über alles Gewissen hinweg zu setzen; daher das russische Sprichwort entstanden ist: Der Himmel ist hoch und die Kaiserin wohnt weit. Ein Gebrechen der russischen Dikasterien, so wie der Tribunäle in den meisten übrigen Ländern, ist, daß ihre Vorsitzer und Beisitzer meistens Edelleute sind, die nur auf Beibehaltung und Erweiterung ihrer Prärogativen, und sonst auf weiter nichts denken. Wo diese nicht in Kollision kommen, sind sie von Natur ziemlich gerecht: aber ein Bauer gegen seinen Gutsherrn hat selten Hoffnung zu rechtlicher Genugthuung, nach dem alten Sprichwort, und wird sodann als ein temere litigans immer mit Ruthen bestraft. So fehlerhaft indessen auch die russische Justiz seyn mag, ist sie doch besser, als gar

keine, wie das vor Katharinens Zeit der Fall war, wo die Willkür überall, oft mit blindem Wohlgefallen entschied.

Die wohlthätigste Erscheinung ist das Gewissensgericht. Den Fremden, welcher vielleicht keinen Begriff davon hat, könnte der Name erschrecken, indem er sich eine Art der schlimmsten Inquisition darunter vorstellt. Es ist aber ganz das Gegentheil, und nichts anders als ein Kollegium von tadellosen Männern mit gerichtlichem Ansehen, welche bei allen Prozessen, die man an sie bringen will, zuerst den gütlichen Vergleich versuchen, und nach Recht, Gesetz und Billigkeit den Ausgang des Prozesses vorher sagen. Viele Parteien lassen sich den Ausspruch dieses Gerichts ohne alle Appellation gefallen, und mancher rechtliche Mann rechnet es sich zur Ehre, nie vor einem andern Tribunale gewesen zu seyn; so daß mancher ernsthafte, langwierige, den Parteien gefährliche Prozeß dadurch verhindert, oder in der Kürze abgethan wird. Das Gewissensrecht soll ferner für die Sicherheit der Person wachen. Seine Pflicht ist, nach der kaiserlichen Verordnung, die Freiheit eines jeden Gefangenen von jedem Gericht gegen geleistete Kaution, daß er sich wieder stellen wolle, zu verlangen und zu bewirken, wenn er nicht wegen Majestätverbrechen, Verrätherei, Mord, Diebstahl oder Raub, gefangen sitzt. Es soll sogleich die Anzeigung der Ursache verlangen, warum der Arrestant gehalten wird, warum er nicht verhört wird; und wenn oben besagte Fälle nicht statt finden, soll seine Loslassung gegen Kaution ohne Verzug geschehen, damit er sodann seinen Prozeß vor der Behörde gesetzlich führen könne. Wenn ein Tribunal den Ausspruch dieses Gewissensgerichts binnen vier und zwanzig Stunden nach empfangener Notiz nicht befolgt, so soll der Vorsitzer 500 und jeder Beisitzer 100 Rubel Strafe bezahlen. Manchem Lande, in welchem man viel von Freiheit und Gerechtigkeit schreibt und spricht, würde eine solche Anordnung sehr heilsam seyn.

Es ist bekannt, daß die Kaiserin die Instruktion zu dem Gesetzbuche, von ihrer eigenen Hand geschrieben, der Kommission übergab, und daß man das Exemplar zum Andenken in der Akademie als Heiligthum verwahret. Deputirte von allen Nationen des russischen Zepters wurden eingeladen, ihr Gutachten und ihre Meinung zu den Gesetzen zu geben, nach welchen sie leben und glücklich seyn sollten Wie nothwendig und wohlthätig jeder Nation helle, kurze, deutlich bestimmte Gesetze sind, um sie in ihren Händeln vor den Harpyien der Justiz zu sichern, weiß Jedermann, der auch nicht die Geschichte genauer studirt hat: aber daß überall der Geist der Kabale und der feinen und groben Gewinnsucht sich dieser heilsamen Ordnung entgegensetzt, lehrt das Beispiel aller Nationen deutlich genug. Auch in Rußland schiffen, trotz der Gesetzgebung Katharinens, die Rabulisten mit ihren Parteien in dem ungeheuern Ocean alter Ukasen herum, ohne oft die ersten Regeln der Jurisprudenz zu wissen, oder wissen zu wollen. Denn die Ukasen der russischen Kaiser von unserer Zeit zurück bis Iwan Wasiliewitsch, sind noch weit mehr, als das justinianische Rechtsbuch, ein wahres Farrago, je weniger gesammelt und geordnet sie sind. Auch müssen noch in den verschiedenen Provinzen die verschiedenen Privilegien gelten, an welche man täglich appelliret, so daß die Justizverwaltung nicht so leicht auf eine allgemeine Form gebracht werden kann. Die Kaiserin hat gethan, was sie thun konnte. Es gelingt vielleicht einem ihrer Nachfolger, wenn mehr Licht in der Nation ist, mehr Ordnung in den Gang der Justiz zu bringen.

Daß die Residenz so außerordentlich an Volksmenge unter der Regierung Katharinens gewonnen hat, wäre in jedem andern, als in dem russischen Reiche, vielleicht mehr ein Vorwurf, als ein Lob, wenn man überlegt, wie wenig Vortheil einem Lande große Städte bringen. Aber in einem so ungeheuern Reiche, in einer solchen Lage, bei einer so neuen Residenz, wie Petersburg, darf man in hun-

dert Jahren noch nicht befürchten, daß ihre Volksmenge übergroß werde. Petersburg hat seit dreißig Jahren mehr als 50000 Einwohner gewonnen; und die meisten darunter sind Ausländer, die für den Gewinn, den sie daselbst suchen, wenigstens einen Theil ihrer Kenntnisse und Industrie nothwendig den Eingebornen mittheilen müssen. Da Riga und Petersburg die wichtigsten Plätze des russischen Handels für Europa sind, so läßt sich aus der Vermehrung der Bevölkerung, welche meistens durch den Handel und des Handels wegen so gestiegen ist, leicht einsehen, wie viel der Handel selbst müsse gewonnen haben: und wirklich wird aus den öffentlichen Zollregistern versichert, daß beide genannte Städte jetzt einen stärkern Handel treiben, als vorher ganz Rußland zusammengenommen.

Ich würde die Gränzen des Gemäldes überschreiten und meine Kräfte übersteigen, wenn ich weitläuftig erzählen wollte, was die Monarchin für Petersburg insbesondere während ihrer vier und dreißigjährigen Regierung gethan hat. Manche Anstalten sind von der Art, daß sie von sicherm großem Einfluß auf die große Oekonomie des ganzen Reichs sind: nämlich die neue Einrichtung der Akademie, und vorzüglich der russischen; die neue Einrichtung und Verbesserung des Kadettenkorps; die völlige neue Errichtung des Seekadettenkorps und des Kadettenkorps der jungen Griechen. Hierher sind auch zu rechnen die Erziehungsanstalt des Fräuleinsstift, das Lombard, das Waisenhaus, und andere Anstalten mehr. Zu allen diesen Etablissements sind die Fonds mit weiser Fürsorge berechnet und, als für die nothwendigsten Bedürfnisse des Staats, ganz sicher angewiesen. Alle Verordnungen zu diesen zahlreichen Anstalten, meistens von der Monarchin selbst entworfen, athmen durchaus eine Milde, eine theilnehmende, rührende Sorgfalt, eine helle, kühne, vorurtheilsfreie Vernunft in dem edelsten Vortrage, die gegen das steife, unverständliche Kanzleimäßige in den übrigen

Ländern sehr vortheilhaft abstechen. Die Tugend ist die Tochter der Sanftmuth, der Liebe und Ehrfurcht; strenge Strafen bewirken sie nie. Der Herr von Storch, ein Mann von hellem Geiste und tadellosem Charakter, dessen Buch nicht das Gepräge der Schmeichelei trägt, sagt in seiner Beschreibung von Petersburg: „Die öffentlichen Anstalten für Nationalbildung, die jetzt in der Residenz blühen, sind ihre Entstehung zum größten Theil, ihre Erweiterung und zweckmäßige Veränderung aber alle ohne Ausnahme der jetzigen Kaiserin schuldig. In den Vorschriften zur Behandlung der jungen Leute in dem Kadettenhause, die sie meistens selbst angegeben, oder wenigstens durchgesehen und verbessert hatte, herrscht durchaus so viel reine philosophische Pädagogik, so viel feine, freimüthige Bemerkung von Rom und Griechenland, daß man glauben sollte, einen Entwurf für die Erziehung und Bildung atheniensischer Jünglinge zu sehen. Und es ist nicht bloß Parade; man befolgt sie und handelt darnach. Das System der physischen Erziehung ist Strenge, das der moralischen Gelindigkeit. Keine Nation hat ein so zahlreiches, wohlgeordnetes Institut aufzuweisen; und junge Leute, welche dort gebildet worden sind, kommen wenigstens nie ganz ohne nöthige Vorkenntnisse und Geschicklichkeit an militärische Posten, und viele zeichnen sich in mancher Rücksicht aus."

Unter andern gemeinnützigen Anstalten bei der Errichtung der Statthalterschaften und der Einrichtung der neuen Dikasterien in denselben, schenkte die Monarchin jeder Statthalterschaft die Summe von 15000 Rubeln, als den Anfang zu einem Fonds, aus welchem gelegentliche Ausgaben zur Unterstützung der Schulen, oder der Armuth, unter der Aufsicht des Gouverneurs bestritten werden sollten. Der Stadt Petersburg, als dem größten Publikum des Reichs nächst Moskau, gab sie zu eben diesem Behufe die besondere Summe von 52000 Rubeln, welche der Adel und die Bürgerschaft

der Residenz ihr zu Errichtung eines Monuments bestimmt hatte. Das beste Monument errichten sich die Könige durch Wohlthaten und weise Regierung in den Herzen ihrer Unterthanen. Das Beispiel der Monarchin befeuerte alle edel denkende Privatleute von Vermögen, deren Rußland mehr, als irgend ein anderes Reich eine große Menge hat. Man beeiferte sich um die Wette, das neue wohlthätige Institut zu unterstützen, und es kamen bloß in der Residenz 305000 Rubel an Beiträgen ein, indem mehrere Reiche zu 10 bis 20000 Rubel beitrugen. In den Gouvernements bemühte man sich ebenfalls so viel als möglich mit zu wirken, so daß fast überall bald die allgemeine Fürsorge zu einem beträchtlichen Fonds stieg, und man bald ihren wohlthätigen Einfluß spüren konnte. Es ist jetzt im Reiche, wenn begüterte Personen sterben, eine sehr löbliche Gewohnheit, dieses Institut der allgemeinen Fürsorge im Testamente, oder sonst durch Schenkungen zu bedenken: und diese Anstalt hat gewiß den Vorzug in jeder Rücksicht vor allen übrigen Arten der piarum causarum in andern Ländern, da ihre Absicht nicht die Unterstützung der faulen Möncherei, sondern die der leidenden Menschheit überhaupt, und besonders die Erziehung des ärmern Theils der Jugend ist. So philanthropisch der Name lautet, so menschlich wohlthätig ist die Sache: und es werden zur Aufsicht und Besorgung derselben Männer bestimmt, deren moralischer Charakter der Würde des Geschäfts entspricht, die durchaus nicht nöthig haben, auf Gewinn zu sehen, und die oft aus eigenen Mitteln menschenfreundlich den Mangel der öffentlichen, dem Zwecke gewidmeten Kasse ersetzen.

Die Monarchin legte, da viele Güterbesitzer damals oft auf die sichersten Hypotheken bei manchen drückenden Verlegenheiten kein Geld erhalten konnten, und deßwegen ihre häuslichen Geschäfte in Unordnung gerathen lassen, oder mit großem Schaden heimlichen, künstlichen Wucherern in die Hände fallen mußten, 22 Millionen

Rubel zu Darlehnen für den Adel nieder, für die Bedürfnisse der Städte 11 Millionen, und 3 Millionen insbesondere zur Beförderung des Ackerbaues in der neuen Provinz Taurien. Durch diese menschenfreundliche, wohlthätige Sorgfalt wurden eine Menge Familien aus den Händen gieriger Gläubiger gerettet, manche Stadt konnte nützliche, die Industrie und den Wohlstand befördernde Unternehmungen machen, und die neuen Erwerbungen in der Krimm und in ihren Gegenden veränderten bald ihr altes Ansehen von Wüsteneien in blühende Pflanzungen aller Art. Daß diese großen vernachlässigten Distrikte sich nicht auf einmal zu dem hohen Grade der Kultur alter, lange bearbeiteter Länder erheben können, ist begreiflich; aber doch that die Regierung unter der Kaiserin Katharina alles Mögliche, die Naturgaben der Gegenden zu benutzen. Schon wählen sich viele russische und deutsche Familien, nicht allein mit ökonomischen Absichten, sondern aus wahrem Geschmack an der schönen Natur, zum Wohnsitz den alten Chersones, wo die Natur an Fruchtbarkeit, Schönheit, Mannichfaltigkeit und Größe mit den besten Ländern des Erdbodens wetteifert.

Der russische Kalender zeigt, wie vielen, fast gänzlich verfallenen Städten die Monarchin durch ihre Unterstützung wieder aufzuhelfen gesucht hat, und wie viele neue an bequemen, vortheilhaften Lagen von ihr errichtet worden sind. Wenn gleich viele derselben nur noch in ihrer Entstehung sind, und vielleicht kaum das Ansehen kleiner Flecken haben, so befinden sich doch auch darunter Orte, die sich schon jetzt durch den Flor ihres Handels, die Wichtigkeit ihrer Geschäfte und die Wohlhabenheit ihrer neuen Einwohner auszeichnen. Jedermann weiß, wie viel Cherson, Zarizin und Saratow in kurzer Zeit gewonnen haben, und welchen Kredit sie schon durch ihre Manufakturen und Industrie in den Handelsgeschäften, nicht allein der dortigen Gegend, sondern in großer Entfernung besitzen, so daß ihre Geschäfte sich jetzt schon bis nach Deutschland und Eng-

land erstrecken. Daß die Kolonisten um Zarizin und Saratow nicht alle ihre Rechnung gefunden haben, daß manche theils durch ihre eigene Ungeschicklichkeit, theils durch nachlässige Besorgung der kaiserlichen Befehle durch die Direktoren, wol gar ins Elend gerathen, wol gar darin gestorben sind, ist nicht zu läugnen. Aber wer wollte deßwegen so ungerecht seyn, die wohlthätige Absicht der Monarchin und ihre thätige Theilnahme zu mißkennen, wenn die Nachlässigkeit, oder wol gar die Habsucht der Unterdirektoren den Zweck vereitelt? Wahr ist es, daß mancher Ausländer traurig aus der angewiesenen Gegend nach Petersburg zurückgekehrt ist, und den Zustand der Kolonisten mit melancholischen Zügen ausmalt; aber es ist auch wahr, daß man dort ganze neue Städte wohlhabender und glücklicher Menschen trifft, unter denen man sich mitten in der blühendsten Provinz von Deutschland glaubt, und aus jedem Munde, wenn auch knirschende Flüche über diesen und jenen Bedrücker, doch immer Segen über die Monarchin hört. Wenn also auch ein Theil wirklich unglücklich ist, oder nicht so glücklich, als es der Enthusiasmus der Menschen gewöhnlich wünscht und hofft, so ist doch der andere, größere Theil zufrieden mit der Unterstützung, die er erhielt, und arbeitete sich durch eigenen Fleiß und Muth bald gegen alle Unglücksfälle der Natur in Sicherheit. Wenn Raynal hier mit seiner feurigen Philanthropie mahlt und übertreibt, so bedenkt der rechtschaffene Mann nicht, welchen fürchterlichen Schwierigkeiten, die wir hier nicht alle kennen, man dort bei einem neuen Etablissement entgegen zu arbeiten hat. Wer nicht eisernen Muth und unermüdete Unverdrossenheit hat, darf nie daran denken, in einer ganz jungen Kolonie glücklich empor zu kommen. Die Natur der Sache ist so; und in den dortigen Gegenden und Verhältnissen sind allerdings die Hindernisse noch größer. Auch die Kolonisten in Amerika klagten im Anfange über Elend, und klagen vielleicht an manchen Orten noch. In Rußland sind die Schwie-

rigkeiten ohne Widerspruch größer; aber ihr Zustand ist im Allgemeinen nicht so traurig, als ihn der philanthropische Enthusiast schildert. Wenn wirklich Einige umkamen, so starben nicht Tausende. Raynal verdient jedoch den wärmsten Dank: denn er wollte auf Elend aufmerksam machen, wenn er es auch vergrößerte.

Wie viel die Wissenschaften unter der Regierung Katharina der Zweiten, und vorzüglich durch ihre Aufmunterung und Unterstützung gewonnen haben, ist aus den Bemühungen der petersburger Akademie für mehrere Zweige derselben jedem auswärtigen Gelehrten hinlänglich bekannt. Es sind nicht mehr blos Fremde, die durch ihre Verdienste in diesem Fache glänzen: obgleich auch diese, wenn der Geist wahrer Wissenschaft auf ihnen ruht, in Rußland noch immer Pflege und Achtung finden. Wer kennt nicht Pallas, Nikolai's, Klingers und mehrerer andern Werth, die nahe am Pole zu einer Vollkommenheit gediehen, wie man sie jenseits der Alpen selten findet? Die Nation fängt jetzt selbst an, sich mit ihren Nachbarn auf gleichen wissenschaftlichen Fuß zu setzen. Man begnügt sich nicht mehr mit den Uebersetzungen kleiner Arbeiten der Deutschen und Franzosen, ob man gleich noch immer fortfährt, jedes wissenschaftliche Werk, oder vorzügliche Produkt des Geistes und Geschmacks beider Nationen den Russen in ihrer Sprache zu geben. Die Meisterwerke der alten Literatur werden glücklich bearbeitet. Unter Cheraskows und Petrows Feder sind Homer und Virgil der Nation selbst klassisch geworden; und wahre Kenner, die nicht Ursache haben, den Hyperboreern zu schmeicheln, versichern, daß Cheraskows Arbeit der popeschen an Dichterwerth nichts nachgiebt und sie an Richtigkeit übertrifft. Die Deutschen, welche seit der letzten Hälfte des Jahrhunderts stolz auf geschmackvolle Philologie sind, haben vielleicht noch kein Werk dieser Art, das sie Petrows Aeneide sicher entgegen stellen können. Beide Männer sind Nationaldichter

in eben so hohem Grade, wie unser Voß und Stollberg. Lomonossow hatte die Bahn gebrochen, und hat schon Nachfolger gehabt, die an Dichtergeist nicht unter ihm stehen, und durch Korrektheit und Grazie der Sprache sich über ihn erheben. Vielleicht lächelt mancher Leser, wenn er von der Grazie der russischen Sprache hört. Der Verfasser, der nicht ganz Fremdling in dem Studium der alten und neuen Sprache ist, kann auf Gewissen versichern, daß er nach der griechischen keine Sprache kennt, die mehr Bestimmtheit und sonorischen Wohllaut hätte, als die russische. Die mit ihr verwandten slavonischen Dialekte sind für sie eine unerschöpfliche Quelle. Sumorokow, dessen glänzendste Periode noch in die Regierung Katharinens fiel, lebte und starb allgemein hochgeachtet, in Ansehen und von der Kaiserin belohnt, in Moskau. Derschawin ist ein Mann, dessen Kredit als Staatsmann eben so gegründet ist, als sein literarischer Ruf. Ob er gleich ein tatarischer Mursa von Geburt ist, darf man ihn doch billig unter die Nationalrussen zählen, da er seine ganze Bildung von Jugend auf in Rußland erhalten hat. Knjäschnins Theaterstücke haben alle den Stempel des wahren kaustischen Genies, und liefern die Nationalsitten mit aller gutmüthigen Jovialität des gemeinen Lebens und aller lächerlichen Karikatur der nachgeäfften großen Welt der Halbgebildeten, deren es in der Nation keine geringe Anzahl giebt. Als ein Beispiel des Charakteristischen in der russischen Sprache führe ich nur den Titel seines Großprahlers an. Er heißt im Russischen Chwastuhn. Dieses Wort, gewöhnlich recht stark durch den hohlen Gaumen ausgesprochen, giebt fast schon allein den ganzen Begriff eines gewaltigen Gaskonadenschneiders. Cheraskows Rossiade ist ein Heldengedicht, dessen Gegenstand vornehmlich der erste türkische Krieg von 1770 bis 1774 ist; und die Thaten Romanzows Sadunaisky mit seinen braven Kriegern sind in dem würdigsten Styl, ohne Schwulst, mit wahrem Dichtergeist besungen. Auch seine Schlacht

bei Tschesme, wo Orlow die türkische Flotte verbrannte, bleibt in jeder Rücksicht ein Monument für den Dichter und den Nationalruhm. Wo haben die Deutschen, Gleims Kriegslieder abgerechnet, wo doch oft der Grenadier noch die Sprache eines Soldaten des Hyder Ali spricht, wo haben wir etwas in unserer Geschichte diesem entgegenzustellen? Aber wir haben noch keine Nationalthaten, wie der Russe seit Peter dem Ersten. Kein Deutscher wird besingen sollen und wollen, wie muthig und tapfer sich Deutsche mit Deutschen schlugen. Stcherebatow in seiner Geschichte darf sich vielleicht mit Robertson messen; und dürfen wir nicht bei diesen Fortschritten bald einen Gibbon und Hume erwarten?

Die freie ökonomische Gesellschaft in Petersburg, deren Präsident zuletzt mehrere Jahre der General Graf zu Anhalt war, hat in ihren Annalen manche wichtige Bemerkung und Entdeckung über Oekonomie und Landverbesserung, die auch noch den Wirthen anderer Länder höherer Kultur nützlich werden könnten. Oekonomen von wahrem Kredit sprechen davon mit entscheidender Achtung. Es ist gewiß, daß der Ackerbau in den meisten Gegenden Rußlands auf einem hohen Grad der Vollkommenheit steht, und den wenigsten übrigen Ländern etwas nachgiebt: aber Agrikultur ist nicht Kultur überhaupt, und diese fehlt in Rußland vorzüglich noch den Menschen. Die Ursachen liegen tiefer und sind zu sehr mit der politischen Existenz zusammengewebt, als daß der Sache mit einigen gewöhnlichen Maßregeln der Regierung abgeholfen werden könnte.

Selbst die Proletarier der Literatur wissen, welche Vortheile Pallas durch seine Reisen in die asiatischen Provinzen des russischen Reichs der ganzen Naturgeschichte gebracht hat. Die Kaiserin hat nicht bloß die Kosten des weitläufigen Unternehmens bestritten und durch ihre gemessenen Befehle in den entferntesten Gouvernements den Eifer des würdigen Mannes unterstützt, sondern sie läßt auch

das Resultat aller seiner Nachforschungen, besonders für die Botanik in der russischen Flora, mit allem Fleiß der Wissenschaft und der Kunst dem Publikum geben; ein Unternehmen, welches schwerlich ein Privatmann mit eigenem Aufwand würde unternommen haben! Die Bibliothek, die Kunst- und Naturaliensammlung der Akademie, die man als einen großen Nationalvorrath der Kultur betrachten kann, sind durch den Ankauf verschiedener ansehnlicher Büchersammlungen aus Frankreich und England zu einem Reichthum angewachsen, den man kaum bei einer andern Nation antreffen wird. Die Entdeckungen in den asiatischen Gouvernements liefern täglich neue Merkwürdigkeiten. Storch spricht von den Denkmälern aus den sibirischen Gräbern, die er das Herkulanum der Russen nennt, enthusiastisch in seiner Beschreibung der Residenz. Diese Ueberbleibsel eines der mächtigsten Völker sind größtentheils von gediegenem Golde, und bestehen in Bechern, Gefäßen, Diademen, militärischen Ehrenzeichen, Panzern und Schilden, Geschmeiden, Götzenbildern und Abbildungen verschiedener Thiere. Der Geschmack und die Schönheit lassen vermuthen, daß sie unter Ghenkischans Nachfolgern von ausländischen Künstlern mögen verfertiget worden seyn. Der Zuwachs, den die Bibliothek durch die zaluskische Büchersammlung von Warschau erhalten hat, ist den Gelehrten bekannt und nach ihrer Meinung von unschätzbarem Werth.

Die Kunst hat unter Katharina der Zweiten in Rußland verhältnißmäßig beträchtlichere Fortschritte gemacht, als in irgend einem andern Reiche. So wie mehrere junge Leute ihre Zeit nach dem Urtheil ihrer Lehrer in der russischen Akademie mit Vortheil angewendet hatten, und ausgezeichnete Talente blicken ließen, erhielten einige von ihnen Reisekosten, um nach dem Rath verständiger Männer sich in fremden Ländern, besonders in Italien, der Pflanzschule der Künste, weiter auszubilden. Dieses hat Rußland Männer gegeben, die auch bei den Ausländern als

Künstler von gründlicher Wissenschaft, ächtem feinem Geschmacke, und überhaupt von wahrem Kredit aufgeführt werden können. Unter diesen sind die Maler Koßlow und Iwanow in der Geschichte, und Lewitzky in Porträten; der Kupferstecher Skorodumow, Maschalowin, ein Metallarbeiter, und der Mechaniker Kulibin; lauter Nationalrussen, und Männer, die ihrem Metier Ehre machen. Der Letzte, ein Bauer von Geburt, arbeitete sich, trotz allen Schwierigkeiten seiner Lage, ganz allein zu einem Grade der Vollkommenheit empor, daß er die Aufmerksamkeit der Akademie auf sich zog und die Aufmunterung und Unterstützung der Monarchin erhielt. Unter andern Kunstsachen von seiner Hand ist besonders das Modell zu einer hölzernen Brücke von einem einzigen Bogen über die Newa, das alle Sachkundige bewundern, das man aber bis jetzt noch nicht ausgeführt hat. Von Maschalowin sind ein farnesischer Herkules und eine Flora in Zarsko Selo; von Koßlow vorzüglich mit die vortreffliche Kopie der raphaelschen Gallerie aus dem Vatikan in der Eremitage, von welcher alle Kenner sagen, daß der Geist des großen Meisters gefaßt und übergetragen ist. Tiez, jetzt anerkannt einer der größten Violinspieler, obgleich aus Petersburg von Herkunft ein Deutscher, hat sich ganz auf Kosten der Kaiserin auf seinen Reisen gebildet. Wenn nach diesem Anfange fortgearbeitet wird, darf die Nation hoffen, daß sie vielleicht nach einem Jahrhundert die Griechen und Römer auch in Künsten und Wissenschaften erreichen werde, die sie in dem Kriegswesen schon erreicht hat.

Eine der wohlthätigsten Anstalten der Kaiserin durch das ganze Reich sind noch die Normalschulen in jeder Gouvernementsstadt, wo Aermere ganz frei, und Begüterte für eine sehr mäßige Bezahlung ihren Kindern einen sehr mäßigen Unterricht verschaffen können. In allen diesen Schulen sind sehr wohl besol-

dete Lehrer angestellt, und man lehrt in denselben nach gründlichen Regeln die russische, lateinische und deutsche Sprache, in einigen auch die griechische, nebst Mathematik und Geschichte. Diese Normalschulen sind vielleicht die ersten nützlichen Pflegetöchter der Akademie, und versprechen der Nationalerziehung in Zukunft wenigstens eben so viel Vortheil, als unsere Gymnasien und Stadtschulen in Deutschland gewähren. So mangelhaft die Erziehungsmethode bei beiden seyn mag, so ist sie doch immer besser und sicherer, als gänzliche Vernachlässigung, oder die schnellen, nicht reiflich überlegten, gefährlichen Experimente der Neulinge. Daß man in Rußland Mathematik und Geschichte durchaus mit jeder nur etwas feineren Erziehung verbindet, ist sehr weiser Plan. Denn nichts leitet den Verstand des jungen Menschen mehr zum Denken, und bereitet ihn besser zu aller Philosophie vor, als Mathematik, nach der richtigen Meinung jenes alten Griechen; und für den Menschen ist keine bessere Schule zum praktischen Leben, als die Geschichte der Menschen. Denn hier sieht er meistens den Menschen ohne den Nimbus, den ihm seine Zeitgenossen geben, wie er ist, den Verbrecher als Verbrecher, und den Tugendhaften als Tugendhaften. Der junge Mann macht sich bekannt mit den Gesinnungen und Grundsätzen großer Männer aller Zeiten und aller Nationen, und sucht von ihnen für sich so viel aufzufassen, als er kann; er dringt in den Geist ihrer Charaktere, und steigt in der Geschichte und durch die Geschichte zu einer Seelengröße, zu welcher ihn schwerlich die demonstrative Moral würde erhoben haben. „Ohne Enthusiasmus wird nichts Großes," sagen Plato und Cicero; und der vernünftige Enthusiasmus wird fast immer aus der Geschichte geschöpft. Die Absicht und Verordnung der Monarchin war auch, daß auf diese Art die Geschichte für das Leben studirt werden sollte, und nicht kalte Zahlenreihen von Antrittsjahren und Sterbetagen, von Schlachten und Friedensschlüssen aus-

wendig zu lernen. Durch die Stiftung der Akademie in Moskau wollte die Monarchin, bei der weiten Ausdehnung ihrer Provinzen, der wissenschaftlichen Erziehung der alten Hauptstadt helfen. Die Einrichtung der Akademie daselbst hat zwar noch etwas Klostermäßiges, wie die Universitäten in England, und fast eine zu geringe Anzahl Studirender, als daß ihr Einfluß sogleich ausgebreiteter für das Reich seyn könnte. Aber mit dem Wachsthum der heilsamen Institute steigt gewiß die Theilnahme an denselben; und man hat Ursache zu hoffen, daß die literarischen Etablissements in Petersburg, Moskau und Astrakan einst zu dem Ansehen steigen werden, um mit den ersten Anstalten ähnlicher Art unter den aufgeklärtesten Nationen zu ringen.

Daß Petersburg in jeder Rücksicht durch die unermüdete mütterliche Fürsorge der Kaiserin für das ganze Reich am meisten gewinnen mußte, folgt aus der Natur der Sache, da die Residenz unmittelbar selbst unter den Augen und der Aufsicht der Monarchin lag, da sich meistens das Interesse des ganzen Reichs in der Residenz zusammen koncentrirt, und da man von dort aus gewöhnlich für alle übrigen Provinzen zu sorgen gedenkt. So gewann unter Friedrich dem Zweiten Berlin, so gewann unter August Rom am meisten: denn so ein feiger heuchlerischer Schwächling auch Oktavius war, so hatte doch zufällig die Kleinheit seiner Seele für den römischen Staatskoloß eine bessere Wirkung, als vielleicht die Größe Cäsars gehabt haben würde. Alle Fremde, welche Petersburg jetzt besuchen und ehemals besucht haben, versichern, daß es seit 1762 eine ganz andere Gestalt gewonnen hat. Es steigen Paläste neben Palästen empor, und sein Umkreis ist mit Villen besäet, wie in der goldenen Zeit des Geschmacks eine der schönsten Städte Italiens. Man vergißt über die Größe des Plans und der Ausführung den sechzigsten Grad und die niedrige Nebelgegend an der letzten Spitze des baltischen Meeres. Die Newa wird zur Tiber, Kronstadt zu

Ostium und man glaubt in Rom zu seyn, als Agrippa seinen Tempel baute. Könnte Peter zurückblicken, er würde über das Gedeihen seiner Schöpfung erstaunen. Nie ist in der Weltgeschichte in so kurzer Zeit eine Stadt so groß gewachsen! Ein Engländer kam mit britischer Hitze von London nach Petersburg, bloß um das prächtige Steingeländer an der Newa zu sehen, von welchem ihm seine Landsleute so viel erzählt hatten. Er kam, stieg aus, besah, machte einige Spaziergänge auf und ab, setzte sich wieder in den Wagen und fuhr zurück, wie ein anderer seiner grilligen Mitbrüder, der nach Aegypten fuhr, die große Pyramide maß, und nach Hause ging. Alle sprechen indessen mit Enthusiasmus von dieser schönen, kostbaren Einfassung des Flusses, ohne die übrigen Sehenswürdigkeiten zu verachten. Es kann nicht meine Absicht seyn, Petersburg zu beschreiben; ich will nur noch einige Vorzüglichkeiten nennen, die der verstorbenen Kaiserin ihren Ursprung verdanken.

Die Statüe Peters des Ersten zeigt von dem Gefühl der Monarchin, das sie für den Werth dieses großen Mannes hatte. Die Welt hat vielleicht kein ähnliches Piedestal zu einer Statue. Es besteht aus einer ungeheuern Felsenmasse, bei der man sich wundert, wie sie dort habe wachsen, oder wie sie von Menschenhänden dahin habe gebracht werden können. Die Statüe des Helden, großen Staatsmannes und unsterblichen Fürsten, welche ihn zu Pferde nach der genauesten Aehnlichkeit vorstellt, übertrifft nach dem Urtheile gründlicher und geschmackvoller Männer, an Schönheit und Majestät die meisten Arbeiten neuerer Künstler und die Statüen zu Dresden und Berlin, nebst den nun zertrümmerten Stücken zu Paris.

Die Eremitage, der Lieblingsaufenthalt der verstorbenen Monarchin, enthält an Kunstwerken unermeßliche Summen. Junge Künstler könnten hier gebildet werden, ohne nach klassischem Boden zu reisen. Hierher hat die Kaiserin die meisten Seltenheiten bringen lassen, die sie während ihrer langen Regierung mit großer Aus-

wahl und großem Aufwand aus mehrern Ländern, besonders aus Italien zusammengekauft hat, und was zuweilen auch ihre eigenen Provinzen Kostbares lieferten. Was die Kunst der Menschen Prächtiges und Glänzendes aufstellen kann, ist hier mit Geschmack zusammengebracht; und Personen, welche viel in der Welt gewesen sind und gesehen haben, gestehen, daß sie nie etwas Reizenderes, Feenähnlicheres gefunden. Es war Katharinens Sanssouci: aber es war desto herrlicher und kostbarer, je mehr in dem Charakter der Frauen feiner Geschmack und versteckte, wohlgeordnete Prachtliebe herrscht. Hier hat die Kaiserin ihre auserlesensten Stücke der Kunst, ihre gewählteste Bibliothek und ihr eigenes bestes Theater. Hier besuchten sie nur diejenigen Minister und Generale, denen sie ihr näheres Vertrauen geschenkt hatte, und denen deßwegen der Zutritt jederzeit freistand. Es war gewöhnlich das Nonplusultra der kaiserlichen Gnade, oft mit der Monarchin in der Eremitage zu essen; und man berechnete gewöhnlich den Kredit der fremden Höfe darnach, nachdem ihre Gesandten mehr oder weniger oft diese Auszeichnung genossen. Die Feste, welche sie dort gab, wären nicht die größten, aber die feinsten und geschmackvollsten, und die Stücke, welche dort auf dem Theater aufgeführt wurden, immer von ihrer eigenen Wahl und ihre Lieblingsstücke, sowohl in russischer, als französischer Sprache. Wer bei Friedrich in Sanssouci war, hatte gewiß die ganze Achtung des Königs; und wer von Katharinen in die Eremitage geladen wurde, dessen Kredit wurde bei Hofe als unwandelbar angenommen.

Zarsko Selo, den ehemaligen Aufenthalt der Kaiserin Elisabeth, hat die Monarchin vorzüglich zu Monumenten der Nation bestimmt. Dort hat Romanzow ein Denkmal der Dankbarkeit bekommen und Orlow — nicht Orlow, der Liebling, sondern der Vernichter der türkischen Flotte bei Tschesme. Es ist ein Heiligthum, in welches nur große Verdienste um das Vaterland führen sollen,

Dort sollen Suworow und Fersen ihre Belohnung erhalten. Künstler, welche der Nation Ehre bringen, sollen selbst die Ehre haben, ihre Arbeiten dort aufgestellt zu sehen, wie schon einige russische Nationalwerke der Kunst dort stehen. Welchen Enthusiasmus muß dieses in der ganzen Nation erzeugen, in dem Helden, dem Staatsmann und dem Künstler, wenn jeder hoffen darf, daß einst sein Verdienst seinen Mitbrüdern und seinen und ihren Nachkommen dort öffentlich verewiget werden kann! Wie der Athenienser erwarten konnte, daß sein Patriotismus mit einem Gemälde in der Akropolis belohnt werden würde, der Römer auf ein Monument pro rostris, und der Brite auf eine Ehrenbüste unter den Königen in Westminster hoffen durfte, so darf der Russe erwarten, daß ihm ein bleibendes Ehrengedächtniß bei seiner Nation nicht fehlen werde. Wenige Nationen Europas sind gegen ihre großen Männer so gerecht: eine kalte, gnädige Zufriedenheit ihrer Monarchen ist Alles, worauf der Bürger rechnen darf. Wer den Menschen kennt, wird gestehen, daß dieses dem Menschen nicht genug, daß es ihm sehr wenig ist. Alle Monarchen arbeiteten, wie die Geschichte lehrt, für ihren Vortheil am besten, die den Menschen studirten, und sich durchaus in seiner Sphäre hielten.

Eines der prächtigsten Werke, das die Rußen zu Nebenbuhlern der Italiener in der großen Kunst macht, dessen Vollendung aber Katharina nicht erlebt hat, ist die Isaakskirche in der Residenz. Dieses herrliche Gebäude, nach dem Plan der Peterskirche in Rom angelegt, und wozu aller Marmor aus Italien herbeigeschafft wird, ist jetzt erst bis auf die Kuppel vollendet, und wird gewiß eines der ersten Kunstwerke dieser Art in der Welt werden.

Das Nationaltheater, das die Kaiserin dem Publikum gegeben hat, behauptet durch Größe und Ansehen und an gut durchdachter Ordnung den ersten Rang unter den Anstalten dieser Klasse. Fremde von der feinsten Bildung in jeder Rücksicht bezeugen, daß

die russische Bühne keiner andern an Kunst und Geschmack in Aktion, Gesang und Kleidung nachsteht, und an Pracht und Aufwand alle übrigen übertrifft. Es ist bekannt, daß die Kaiserin zuweilen funfzig bis hunderttausend Rubel zur Aufführung eines Stücks oder Ballets gab, und ihre Elephanten den ganzen alten Kriegspomp zu vollenden abrichten ließ. Selbst diejenigen, welche die große Tour mit Aufwand und Anspruch auf Geschmack gemacht haben, gestehen, man müsse nach Petersburg gehen, wenn man ein Ballet sehen wolle. Die ganze Kunst und vorzüglich der Charakter erscheinen daselbst in einer Vollkommenheit, die selbst die ersten Kenner bewundern, und von welcher Laien kaum eine Vorstellung haben.

Die Einwohner der verschiedenen Provinzen, und besonders die Bürger der Seestädte wissen und erzählen, welche große Summen die Monarchin hier und da, und besonders zu Hafenverbesserungen und Wasserbau, theils mit mehr, theils mit weniger Glück angewendet hat. Wenn zuweilen durch üble Berechnung und fehlerhafte Anlage der Unternehmer und Aufseher der beabsichtigte Zweck fehlschlug, oder anstatt Nutzen wol gar Schade gestiftet wurde, wie das nach dem Urtheile sachverständiger Männer mit dem Dünadämmen bei Riga der Fall ist, so darf davon die Schuld nicht der Kaiserin beigemessen werden, indem es das allgemeine Schicksal, vorzüglich der Könige ist, zu irren, und noch öfter hintergangen zu werden. Daß die Kaiserin es mit allen Nationen, die ihrem Zepter huldigten, jederzeit mütterlich meinte, bekennet jede Seele von Jakuzk bis nach Dünamünde. Durch ihre Bemühungen verschönerte sich Twer zu einem Grade, der in den nördlichen Gegenden bisher ein seltenes Phänomen ist: unter ihr stiegen die Stahlfabriken von Tula zu einer Vollkommenheit, daß sie mit den englischen wetteifern, und oft den feinsten Kenner den Unterschied nicht mehr finden lassen. Die Manufakturen aller Art waren in einen Zustand gekommen, daß der nunmehr an den Luxus und die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnte Russe das Verbot der Einfuhr der meisten fremden Artikel

gar nicht mehr empfand, indem sie ihm seine Landsleute viel wohlfeiler von nicht minderer Güte lieferten. Die Tücher, welche in und um Moskau gemacht werden, geben den besten englischen an Feinheit und Dauer wenig nach, so daß die üppigen Reichen oft nur für den Namen bezahlen, um in englischem Tuch gekleidet zu gehen. Wie sehr die asiatischen Provinzen, und besonders das südliche Sibirien, gewonnen haben, können die Personen nicht genug erheben, welche einige Zeit in Amtsgeschäften dort gewesen sind. Die Gegenden sind nicht mehr der Pönitenzraum für Verbrecher, oder Mißvergnügte, die jedes Gouvernement so leicht für Verbrecher ansieht; sie sind blühende, fruchtbare, herrliche Distrikte, wo sich vergnügte und glückliche Familien bei Tausenden angesiedelt haben, und unter der milden Regierung, die das Ausland als despotisch ausschreiet, sich wohl befinden. Die Regierung scheint das Mißliche der Maßregel nach und nach einzusehen, alle Verdächtige dahin zu verweisen, wo sich endlich eine Menschenklasse sammeln müßte, die, gut oder schlimm, dem Mutterlande auf keine Weise gleichgültig seyn könnte. Es werden verhältnißmäßig jetzt sehr wenige dahin geschickt; und auch diese bleiben mehr in den tiefern Gouvernements des alten Rußlands selbst. Es wäre im Gegentheile mit Grund zu befürchten, daß bei irgend einer Konjunktur die Provinzen die Rolle der amerikanischen englischen Kolonisten spielten. Die wenigen Staatsgefangenen in den höheren Gegenden bis hinauf nach Kamtschatka sind von einer großen Anzahl. Die Geschichte Benjowsky's hat durch Uebertreibung und Abenteuerlichkeit zwei Drittheile an Wichtigkeit gewonnen, war aber immer dem Gouvernement eine Lektion zur Aufmerksamkeit.

Die Unglücksfälle, welche unter der Regierung der Kaiserin Katharina der Zweiten das russische Reich getroffen haben, sind vorzüglich und fast einzig die Pest in Moskau, der Aufruhr des Kosaken Jemelian Pugatschew, und die plötzliche Auswanderung des ganzen Stammes der torgutischen Kalmucken.

Die tödtliche Krankheit wüthete in der alten Hauptstadt fürchterlich, und der Pöbel, voll religiöser Schwärmerei ermordete den vernünftigen Erzbischof, der zur Unterstützung des Gouvernements und der Aerzte die häufigen Pilgerschaften zu den Heiligenbildern einzustellen suchte, wo sich natürlich, da sie von Patienten fast beständig belagert waren, auch jeder Gesunde in seiner Andacht die Krankheit holen mußte. Der Tumult der Bigotterie ward unter der ganzen Populace allgemein, und Bataillone mußten die Vernunft unterstützen helfen, die aus dem weisen Munde des guten Erzbischofs nicht wirken wollte. Fast hunderttausend Menschen kamen um; die meisten durch die Krankheit, die, wie man sagt, ein Roskolnik in seinem Barte mit aus der Türkei gebracht hatte, und nur wenige im Aufruhr. Alle, welche die Kaiserin bei diesem traurigen Geschäfte brauchte, erwarben sich ihre Zufriedenheit und den Anspruch auf die Dankbarkeit der Nation, vorzüglich der menschenfreundliche, unerschrockene petersburger Arzt, der den Grafen Orlow, welcher als bevollmächtigter kaiserlicher Kommissar nach Moskau ging, begleitete. Das Militär zeigte hier durch seine muthige Bereitwilligkeit, die wohlthätigen Maßregeln der Regierung zu unterstützen, was Ordnung und Pflicht und vernünftige Aufklärung gegen wilden, enthusiastischen, bigotten Taumel der Menge vermag.

Der Kosak Pugatschew, ein feuriger, wilder, unbändiger, tapferer Mann, ganz in dem alten Geiste seiner Nation, verführt durch einige Aehnlichkeit, die einige seiner Bekannten zwischen ihm und dem verstorbenen Kaiser, Peter dem Dritten, gefunden hatten, faßte den ungeheuern Einfall, nach zehn Jahren seine Person vorzustellen, und sein Reich für sich zu erwerben. Mit vieler Geschicklichkeit hatte er sich einige Zeit unter der Hülle des Geheimnisses in den Gränzprovinzen von Asien herumgetrieben, und trat plötzlich mit einem starken Anhang hervor, von welchem wenigstens ein großer Theil überzeugt zu seyn schien, daß er wirklich der Kaiser sei.

Sein Zeitpunkt war vortheilhaft genug gewählt, da die meisten Truppen noch gegen die Türken standen, und er unterdessen so viel zu gewinnen hoffte, um die Spitze bieten zu können. Das Andenken der Demetriusse und das Räthselhafte der damaligen Periode ist noch nicht ganz erloschen. Pugatschews Haufe wuchs zu einer furchtbaren Menge; überall schlossen sich seine Landsleute und die Bauern an, denen er gegen den Druck des Adels nicht allein Schutz, sondern auch Rache versprochen hatte. Die letztere nahmen die Bauern, wo sie nur konnten, fürchterlich selbst. Er verbrannte Kasan und mehrere kleine Städte, schlug verschiedene kleine Detaschements, hob manche auf, und zog von dem Militär viele auf seine Seite. Erst sein Unglück scheint ihn grausam gemacht zu haben: er ward ein Unmensch, ein Wütherich, und man erzählt unerhörte Unthaten seines Grimms. Hätte Pugatschew eben so viel Politik, Klugheit und Menschlichkeit gehabt, als er Muth und Entschlossenheit hatte, wer weiß, welche Rolle er noch, entlarvt oder nicht entlarvt, gespielt hätte, und welches Bild der Name Pugatschew der Nachwelt gewesen seyn würde, da man ihm jetzt nur unter den glänzenden Bösewichtern eine der ersten Stellen giebt. So hängt das Schicksal und selbst der moralische Kredit der Menschen oft an einem sehr dünnen Faden. Er wurde wiederholtemal geschlagen, besonders von Michelson immer weiter zurück gedrängt, endlich von allen seinen Anhängern verlassen und gefangen. Seine und der übrigen Rädelsführer Hinrichtung in Moskau sind die einzigen Todesurtheile, die unter der Regierung Katharinens vollzogen worden sind. Die Geschichte, welche von diesem furchtbaren Manne im Publikum ist, hat gewiß sehr wenig Aechtheit, und ist bloß eine sonderbare Ausschmückung einzelner Thatsachen, von irgend einem Mißvergnügten in eine abenteuerliche Erzählung gebracht. Russischen Ursprungs scheint sie nicht zu seyn, und die Absicht des Franzosen ist schwer zu errathen, so wenig bleibt er sich gleich. Man [illegible]bt die Anzahl der im Aufruhr Gebliebenen auf mehr als hundert-

tausend an. So viel ist gewiß, daß er dem Reiche mehr kostete, als der blutigste Feldzug hätte kosten können.

Die Torguten, ein ansehnlicher tatarischer Stamm von den Kalmucken, ohngefähr 30000 streitbare Mann stark, waren seit einiger Zeit eifersüchtig auf ihre alte tatarische Freiheit gewesen. Sie sahen, daß sich ihre Nachbarn und Stammverwandten nach und nach immer mehr Einrichtungen des russischen Gouvernements gefallen lassen mußten, und schlossen mit Recht, daß die Reihe auch noch endlich an sie kommen würde. Mit vieler Ordnung und Verschwiegenheit machten sie ihre Vorbereitungen einen ganzen Sommer, und flüchteten den kommenden Winter, sobald die Flüsse zugefroren waren, mit einer Geschwindigkeit, daß sie schon weit entfernt waren, ehe die Russen nur Nachricht haben konnten. Der dort kommandirende Officier war so sicher, daß er ihnen, als ob sie eine Unternehmung machen wollten, sogar Kanonen gegeben hatte. Es setzte ihnen zwar ein starkes Korps nach, um sie einzuholen; allein die Tataren hatten einen so großen Vorsprung und ihre Maßregeln waren so wohl genommen, daß alles fruchtlos war. Sie entkamen glücklich in die große freie Tatarei zu ihren übrigen unabhängigen Brüdern, und das Korps Russen, welches ihnen nachgefolgt war, kehrte mit außerordentlichem Verlust, den es durch Hunger und Kälte erlitten hatte, in die Gouvernements zurück. Der Verlust einer so großen Anzahl wackerer arbeitsamer Leute, die durch ihren künftigen Fleiß erst reichliche Früchte versprachen, mußte Rußland bei der geringen Bevölkerung der dortigen Provinzen äußerst empfindlich seyn: und vielleicht war bloß der Eigensinn und die Härte eines benachbarten Gouverneurs, oder Generals Schuld daran, der mit Ungestüm und ohne Kenntniß Maßregeln durchsetzen wollte, von deren Wohlthätigkeit man sie erst hätte überzeugen müssen.

Alle diese Unglücksfälle waren überstanden, die Unordnungen waren gehoben und durch neue Siege, neue Erwerbungen, und neue

weise Einrichtungen der Staat nicht allein gesichert worden, sondern auch wirklich blühender und glücklicher gemacht. In der gefährlichsten Periode, wo Rußland mit Feinden theils umgeben, theils wirklich angegriffen war, befand man sich mit den öffentlichen Einkünften doch nie so sehr in Verlegenheit, daß man die nothwendigen Kriegsbedürfnisse und Staatsausgaben nicht gehörig hätte bestreiten können. Die Bankonoten, deren Sicherheit in den reichen kaiserlichen Domänen fest gegründet war, verloren nie mehr als dreißig Prozent gegen baares Gold. Wie wenige Staaten der neueren Zeit ohne die Krankheit des Papiergeldes leben, weiß Jedermann; und fast kein einziger Staat, der einmal diese Krankheit bekam, hat so wenig daran gelitten, als Rußland, und hätte wahrscheinlich noch weniger leiden müssen, wenn man auf alle Zweige der Oekonomie immer gehörige Aufmerksamkeit verwendet hätte.

Die Kaiserin vermehrte noch nach Beendigung aller Unruhen den Sold der Armee durchaus um ein Drittheil, so daß der Soldat nunmehr ohngefähr zehn Thaler und Proviant bekommt. Jedermann sieht, daß bis jetzt noch die Armee in Rußland kaum die Hälfte zu stehen kommt, gegen den deutschen Fuß gerechnet, so wie die deutschen Truppen noch nicht die Hälfte der englischen kosten; und doch thun verhältnißmäßig die russischen weniger bezahlten Truppen mehr, als die Truppen irgend einer andern Nation. So viel kommt auf die Behandlung und die Gewöhnung in Nahrung und Arbeit an! Denn ich kann nicht glauben, daß der russische Soldat in dem Grund seiner Physik etwas vor andern Völkern voraus habe.

Daß die Monarchin nicht allein Gönnerin und Unterstützerin, sondern auch selbst Kennerin der schönen Wissenschaften war, wirkte bei der Nation so viel Ehrfurcht und Vertrauen, daß man ihre Aussprüche wie Orakel ansah. Es mag unter ihren übrigen großen Regententugenden von keiner Bedeutung seyn, daß sie selbst Ver-
-erin einiger gemeinnützigen und angenehmen Arbeiten war; es

gereicht ihr aber doch mehr zur Ehre, daß sie ihre wenigen Mußestunden auf diese Art anwendete, als wenn sie irgend ein zweckloses verderbliches Spielwerk geliebt und getrieben hätte. Das Beispiel der Kaiserin war Allen, die einige Kräfte in sich fühlten, eine Aufmunterung; und Aufmunterung dieser Art ist noch nicht überflüssig unter den Russen, wie vielleicht unter andern europäischen Nationen. Daß die Monarchin selbst mit Reinheit und Zierlichkeit eine Sprache redete und schrieb, die sie erst spät zu lernen angefangen hatte, feuerte die Genies der Nationen an, diese ihre Muttersprache selbst mehr zu lernen, zu bestimmen und sie zu klassischen Werken brauchbarer zu machen. Suada giebt es in jeder noch so ungebildeten, unbestimmten Sprache, und gab es ehemals auch in der russischen: jetzt giebt es in derselben richtige Beredsamkeit mit Wohllaut und Anmuth des Ausdrucks. Und auch diese Ausbildung dankt die Nation vorzüglich dem Beispiel, der Aufmunterung und Unterstützung der verstorbenen Kaiserin.

Bisher habe ich von ihrem öffentlichen Charakter auswärts und im Reiche, und nur von ihren Privateigenschaften gelegentlich nur in so fern gesprochen, als sie Beziehung auf die öffentlichen Geschäfte hatten. Mit der nämlichen Freimüthigkeit will ich nun noch etwas Weniges über ihren Privatcharakter sprechen, so weit man ohne nähere, vertrautere Nachrichten mit einiger Gewißheit darüber sprechen kann.

Daß ihr Charakter liebenswürdig gewesen seyn muß, erhellet daraus, weil sie die Liebe der ganzen Nation gewonnen hat. Was nicht liebenswürdig ist, gewinnt nie allgemeine Liebe; und was allgemeine Liebe gewinnt, ist in den meisten Rücksichten wirklich liebenswürdig. Alle diejenigen, welche näher um sie gewesen sind, oder sie auch nur ein einzigesmal gesehen haben, sind von ihrem humanen gütevollen Betragen eingenommen. Die Güte war mit Ernst gemischt und die Majestät mit Freundlichkeit. Sie verstand mehr als irgend ein König der Erde, den die Geschichte nennt, viel

Freunde zu haben und alle ihre Feinde zu Freunden zu machen Nie wußte eine Person mit so vieler Feinheit und Klugheit Menschen zu behandeln, wie sie; Niemand ging unzufrieden von ihr, selbst diejenigen nicht, denen ihre Bitte nicht gewährt worden war. Alle Einheimische und Ausländer, ohne Unterschied, fanden in ihrem Benehmen die unwiderstehliche Magie der männlichen Würde und weiblichen Grazie vereint. Sie liebte in ihrer Jugend sehr lebhafte Vergnügungen, und es ist nicht zu läugnen, daß sie den Theilnehmern an diesen Vergnügungen zuweilen etwas zu viel nachsah. Schon seit langer Zeit pflegte man zu sagen: „La Russie est le pays de possibilités;“ und man muß freilich auch unter der Regierung Katharina der Zweiten die Sentenz noch gelten lassen, wenn man die Erscheinung von Männern sieht, wie Orlow und Potemkin waren. Daß beide Männer, und vorzüglich der Letzte, große Verdienste um den Staat hatten, ist ohne Widerspruch wahr. Das hat Orlow zur Zeit der Pest in Moskau, und Potemkin in seinen türkischen Feldzügen und durch manche Anstalten bei der Armee bewiesen. Aber beiden gebührte doch nicht die Allmacht, mit welcher sie zuweilen ausschließlich im Felde und Kabinette mit Uebergehung alter würdiger, erprobter Diener des Staats durch übertriebene Nachsicht der Monarchin zu handeln wagten.

Es ist kein Geheimniß, daß die Kaiserin in der Physik der Liebe etwas leidenschaftlich war: sie verletzte dadurch Niemandes Rechte; und warum sollte der strengere Moralist nicht Verzeihung für sie haben, da sie selbst für so viele Schwachheiten Anderer so viel Nachsicht hatte, und immer in den Gränzen des Wohlstandes und der weiblichen Sittsamkeit blieb? Alle, welche lange und viel in der Gesellschaft der Kaiserin gewesen sind, betheuern, daß sie in Gespräch und Betragen nie eine sittsamere Frau gesehen haben. Es entstand aber dennoch aus dem Favoritenwesen und der excessi-
Güte der Monarchin sehr oft Aufwand, der nicht in ihrem Cha-

rakter lag; und sodann fand die Kabale, trotz dem Scharfsinn Katharinens, doch zuweilen Gelegenheit, Manches durchzusetzen, was nicht hätte durchgesetzt werden sollen. Aber eine Menge alter, braver, rechtschaffener Diener des Staats, die ihre Bahn, ohne rechts und links zu sehen, mit eigenen Kräften geradezu fortgingen, Männer, wie Romanzow, Repnin, Soltikow und Mehrere, erhielten doch immer ihren ehrenvollen Kredit, und wurden endlich belohnt. Allzu große Güte in Belohnungen und allzu große Nachsicht in Bestrafungen werden vielleicht nicht ohne Ursache der Kaiserin zur Last gelegt. Hunderttausende wurden wiederholt weggeschenkt, und doch nicht immer an Männer, die von dem Staate eine solche Belohnung zu erwarten Recht hatten; und die wirklich das Recht gehabt hätten, wären gegen ihr Vaterland uneigennützig und großmüthig genug gewesen, darauf Verzicht zu leisten. Verbrecher, die den Staat um eben so große Summen defraudirt hatten, kamen nach mancherlei Umschweifen doch endlich in Freiheit. Ungestraftheit kann Einladung zum Verbrechen werden, und ist es häufig geworden. Der Staat war und ist noch in Schulden, und jede Banknote ist ein Schuldbrief auf ihn: die Monarchin, als seine Verweserin, sollte also ihre Großmuth einschränken und seine Güter auf keine Weise vergeuden, zumal wenn seine Schuldscheine nicht mehr baares Geld ohne allen Verlust sind. Denn wenn alle Kabinetsordres es sagten, und nie ein Philosoph aufgetreten wäre, das Gegentheil zu sprechen, wenn alle Ukasen und Mandate es zum Kanon machen wollten, daß der Monarch Herr des Staats sei, so lehrt es doch die ganze Weltgeschichte fürchterlich laut, er sei nur sein Verweser. Es war in Rußland seit geraumer Zeit eine allgemeine Regel, daß die Vicegouverneure durch das Magazinwesen und die Oekonomiedirektoren in ihrer Verwaltung in kurzer Zeit reiche Leute werden müssen: der häufige Gebrauch hatte eine Menge Mißbräuche fast rechtlich, ich will nicht sagen gesetzlich gemacht. Katharina hatte bei aller ihrer Größe vielleicht nicht den Muth, dieser

Hyder entgegenzutreten. Peter der Erste hatte über ähnliche Fälle einigemal mit fürchterlicher Strenge gesprochen. Seit seiner Zeit hatte man die Sachen gemächlich gehen lassen; und da pflegen sie denn immer leidlich schlecht zu gehen. Große Bedrückungen hat Katharina die Zweite einige Mal sehr strenge bestraft; aber die Geschäfte sind zu weitläufig und verwickelt, und man weiß sie geflissentlich noch mehr dazu zu machen, als daß sie alle kleinere Malversationen hätte entdecken und gehörig bestrafen können. In Rußland sind sie klein, in jedem andern Staate würden sie von großem Belang seyn. Selbst in den Dikasterien, aus welchen die Kaiserin durch fixe Besoldungen alles in allen übrigen Ländern noch häßliche Sportelwesen verbannt hatte, fand man doch immer noch Mittel, durch Geschenke und Intrigue, selbst in den hohen Tribunalen, Manches durchzusetzen, worüber man selbst unter den Augen des Gouvernement sich nicht scheut laut zu sprechen. Freilich erfuhr die Monarchin davon nichts, und wenn zuweilen eine Ungerechtigkeit, oder Verzögerung der Justiz bis zu ihr drang, so war sie strenge genug; man wußte aber vorzubauen, daß dieses so selten, als möglich, geschah. Man wird selbst den Tribunalen eigentlich nicht zur Last legen, was zuweilen schlechte Mitglieder, oder Subalterne durch künstlich verdrehete Vorstellungen zu erschleichen die Geschicklichkeit haben.

Die Kaiserin hatte im Anfange ihrer Regierung Jedermann, der ihr etwas vorzutragen hatte, den freien Zutritt erlaubt. Man kann denken, daß sich eine Menge Prozessirender zu ihr drängte, deren Charakter nichts weniger, als Bescheidenheit war. Sie mußte redlich über den Wirrwarr, den man ihr oft vortrug, und die unbefugten Forderungen, welche gemacht wurden, verdrießlich werden. Nach und nach wurde der Eintritt erschwert, und zuletzt erschien gar ein Befehl, daß sich Niemand geradezu an die Kaiserin wenden sollte. Welchen Grund und welche Modifikation dieser Befehl hat, weiß ich nicht; denn aus der Seele der Monarchin

scheint er nicht zu seyn, das beweisen alle ihre Handlungen selbst in Rücksicht dieses Befehls. Auf der Promenade im Garten stand es freilich nicht frei; es war aber doch sehr leicht mit ihr zu sprechen und seine Sache selbst zu übergeben, welches auch gewöhnlich geschah. Der Sollicitant wurde gewöhnlich in die Wache genommen, wo er selten über eine Stunde saß, bis die Monarchin ihm ihren Entschluß auf sein Papier, Gewährung, oder abschlägliche Antwort bekannt machen ließ. Dieses geschah Jedem ohne Ausnahme, und man thut Unrecht, dieses für einen Arrest zu halten, da der Bittende bloß bleiben mußte, bis die Kaiserin seine Papiere gelesen hatte; und das konnte nicht besser geschehen, als in der Wache. Daß die Bedrücker und Kabalenmacher des Hofs die Sollicitanten so viel als möglich zu entfernen suchten, ist sehr wahrscheinlich; aber daß die Monarchin, wenn sie die Ungerechtigkeit erfuhr, auch strenge ahndete, ist gewiß. Vorzüglich persönliche Ungerechtigkeiten reizten sie zu heftigem Unwillen. Eine junge, liebenswürdige Schauspielerin, die durch ihr Spiel der Liebling des ganzen Publikums, und durch ihre persönlichen Annehmlichkeiten der Wunsch mehrerer Herren vom Hofe insbesondere war, liebte ganz ernsthaft und ehrlich einen jungen Menschen, und wies natürlich jeden Antrag der besternten Herrn geziemend zurück. Einer der Herren von Gewicht entdeckte bald seinen Nebenbuhler, und fand eben so bald Mittel, ihn in eine kleine Stadt zu entfernen. Nun hoffte er glücklich zu seyn, und irrte sich. Das Mädchen konnte sehr gut rathen, was vorgegangen war. Sie wollte Gerechtigkeit auf gewöhnlich rechtlichem Wege suchen; diesen hatte man zu verrennen gewußt. Von der Monarchin selbst hoffte man die aufgebrachte Liebende zu entfernen. Da sie kein anderes Mittel fand, wagte sie es, öffentlich auf dem Theater ihr Spiel abzubrechen, sich der Loge der Monarchin zu nähern und ihr mit rührenden Thränen ihre Bittschrift zu übergeben. Die Kaiserin las, untersuchte und fand den Grund. Zwei der leidenschaftlichen Herrn, die in der Sache zu

stark gespielt hatten, wurden auf lange Zeit vom Hofe entfernt, der junge Mensch wurde gerufen, und die Monarchin richtete dem glücklichen Paare selbst die Hochzeit aus.

Die Kaiserin pflegte gewöhnlich äußerst regelmäßig zu leben. Früh um sechs, oder sieben Uhr stand sie auf, und arbeitete allein, oder mit ihren Ministern in den wichtigsten Geschäften des Tages; welches kürzer, oder länger dauerte, nachdem der Geschäfte mehr, oder weniger waren. Ordentlich pflegte sie dann spazieren zu gehen; mit mehr oder weniger Begleitung der Herren, die den Dienst des Tages hatten, und ein jeder konnte sie dann in dem Garten so bequem sehen, als er wünschte. Dieses war, wie ich schon erinnert habe, auch die Periode, wo man ihr seine Sache schriftlich übergeben konnte; denn sie verlangte billig allezeit einen schriftlichen Vortrag. Vor, oder nach Tische besuchte sie auch wol einen ihrer Minister, der krank war, oder das Erziehungsinstitut im Fräuleinstift; am häufigsten ihre eigene Familie. Abends bei der Cour pflegte sie gewöhnlich eine bis zwei Stunden, nach der Sitte des Hofes, selbst Whist zu spielen; und es war natürlich derjenige wieder der Mann des Tages, den sie einige Mal ununterbrochen zu ihrer Partie wählte. Gewöhnlich war ihr Liebling dabei, der die beiden übrigen nach ihrem, vielleicht auch wol nach seinem eigenen Gefallen aussuchte. Um neun, oder halb zehn, höchstens um zehn Uhr, pflegte sie sich jederzeit zu entfernen, und nach einiger Lektüre sogleich schlafen zu gehen. Dieses war das Zeichen, daß auch meistens der Hof auseinanderging. Nach ihrem Willen und Beispiel hätte dann Alles ruhig nach Hause gehen sollen, um ein Gleiches zu thun; und sie sprach oft sehr philosophisch über Ordnung und vernünftige Diätetik: aber nun flogen und rangirten sich erst die sibaritischen Partien nach ihrem Geschmack, und lebten nach demselben die mille modos deliciarum die Nacht durch bis zwei, oder wol vier Uhr des Morgens. Daher es bei einem petersburger Mann vom Ton Gewohnheit war, nie vor drei Uhr schlafen

zu gehen und beständig ohngefähr um eilf Uhr aufzustehen. „Est Romae quaedam!“ möchte man ausrufen, wenn es nicht überall so Styl wäre. Es versteht sich, daß es noch ernsthafte Männer genug gab, die nicht vom Ton waren, und doch den größten Kredit bei Hofe hatten. — Katharina hatte billig ein großes Vergnügen, wenn ihre Erziehungsanstalten für die Nation gut gediehen. Wenn sie die Mädchen im Fräuleinstift besuchte, pflegte sie dieselben nach der Klassenkleidung nur vertraulich: „mes soeurs blanches, mes soeurs bleues“ u. s. w. zu nennen; und wenn sich Einige unter den Zöglingen auszeichneten, so suchte sie auf alle Weise für ihr Glück zu sorgen, besonders, wenn es junge Personen waren, deren Vermögensumstände eingeschränkt waren. Eine besondere Sorgfalt und Vorliebe hatte sie für die Erziehung der jungen Leute zunächst unter ihren Augen, nämlich ihrer Pagen, und freute sich herzlich, wenn zuweilen ein Mann, der sich durch Herz und Kopf unterschied, aus diesem kleinen Korps kam. „Es ist meine Erziehung!“ pflegte sie wol mit Selbstgefälligkeit zu sagen: und dieses mußte ihr desto angenehmer seyn, da die Pagenerziehung, wie überall, also auch in Rußland, nicht in dem besten Kredit steht.

Seit einigen Jahren schon hatte ihre Gesundheit merklich abgenommen, welches bei ihren Jahren und den vielen Unruhen, die sie in manchen Perioden ihres Lebens ausgestanden hatte, nicht anders zu erwarten war. Doch besorgte sie noch alle ihre Geschäfte bis an ihr Ende mit Munterkeit und gewöhnlicher völliger Stärke des Geistes, so daß man aus dem Gange der Sachen im Reiche wol nirgends entdeckt hätte, die Monarchin sei eine alte Matrone. Den letzten Sommer ging sie seltener spazieren; ein sicheres Merkmal ihrer abnehmenden Kräfte, da sie billig die tägliche Promenade als die beste Arzenei betrachtete! Sie starb bekanntlich den vorigen 17. November, kurz nach einem Schlagflusse, der bei ihrer etwas korpulenten Konstitution immer die muthmaßlich zu befürchtende Krankheit war.

So wie das Leben Katharinens zwar unruhig, aber thatenvoll und glänzend gewesen war, so war ihr Ende glücklich. Keine lange, schmerzhafte Krankheit machte es melancholisch, und in allen ihren politischen und häuslichen Verhältnissen hatte sie Ursache, höchst zufrieden zu seyn. Sie hatte über sechzig Jahre gelebt, und die größere Hälfte dieser Zeit hatte sie in einem Reiche geherrscht, das an Umfang alle Reiche der Geschichte übertrifft, und an Stärke nur dem alten römischen weicht. Viele Nationen sind unter ihrem Zepter froh und zufrieden gewesen, und mit großen Schritten zur höheren Bildung vorwärts gerückt. Der Verfasser glaubt gezeigt zu haben, daß die anscheinenden Beeinträchtigungen ihrer Nachbarn nicht Ungerechtigkeiten, sondern leider nothwendige Verflechtungen in dem Interesse der Völker waren. Daß sie sich in der polnischen Königswahl über alle Erwartung nicht geirrt hatte, zog die ganze Kette der großen Begebenheiten nach sich; und daß sie diese Begebenheiten mit Weisheit, Muth und Standhaftigkeit leitete und endigte, giebt ihrem Charakter für ihre Nation den Werth, den sie bei ihr behauptet. Die Geschichte wird gerecht seyn, wo die Zeitgenossen es nicht waren. Das Lob und der Tadel wird sich mäßigen, aber keines von beiden wird verschwinden. Wo glänzt in der ganzen Menschenkunde ein Charakter ohne Tadel? Selbst Gustav Adolph, der Held und Liebling aller Moralisten, hatte seine Mängel. Der Mensch muß von dem Menschen nur verlangen, was menschlich ist. An welchem Hofe hebt nicht die Kabale ihr Schlangenhaupt, und sucht unter der Verkleidung des Patriotismus, des Eifers für Staatswohl, oder gar der allgemeinen Menschenfreundschaft, ihr Gift zu mischen? Die alte und neue Geschichte zeigt, daß diese Hyder in Republiken doppelt furchtbar ist. Daß sie auch an Katharinens Hofe brütete, wird Niemand läugnen; aber verhältnißmäßig in der großen Sphäre gewiß weit weniger, als an andern Oertern. Die dort nicht Freunde waren, boten sich mehr öffentlich die Stirne, und schlichen nicht herum, ihre Gegner

im Finstern zu verderben. Die Kaiserin übersah alle Parteien mit Scharfsinn, und wählte das Gute nach ihrer Ueberzeugung; denn ihre Minister waren nur ihre Minister. Sonst spricht der Regent oft die Sprache seines Ministeriums; das petersburger Ministerium mußte Katharinens Sprache sprechen. Nicht, als ob sie den Rath ihrer treuen Diener übergangen, oder gleichgültig übersehen hätte, sondern weil die besten Rathschläge immer mit ihrer Meinung zusammentrafen. Daß in den ministeriellen Arbeiten der Minister meistens bloß die Form gegeben hatte, und die Form geben mußte, welche sie billigte, versichern authentische Leute, die ihre eigenen freundschaftlichen Briefe, in sehr kritischen Zeitpunkten geschrieben, gelesen haben, wo die ganze Geisteskstärke erfordert wurde, nur nicht kleinmüthig zu seyn. Alle diese kleinen Blätter, durchaus von ihrer eigenen Hand, athmeten noch eine Ruhe und Zuversicht, eine frohe, heitere Stimmung, die den Sokraten Ehre gemacht haben würden. Sie scherzte, als sie die Kanonen der Flotte hörte, und selbst ihre Sachen in Ordnung gebracht waren, um im nöthigen Falle mit den wichtigsten Papieren und Effekten nach Nowogrod zu gehen. Sie besuchte ihre Kolonisten rund um die Residenz, und sprach mit ihnen so traulich, als ob von keiner Seite Gefahr gewesen wäre: und doch lagen an der Donau die Muselmänner, die Schweden in Finnland und auf dem baltischen Meere wirklich mit feindlichen Angriffen, und mit hohen Drohungen standen die Polen in Litthauen, und die Preußen an der kurländischen Gränze. Sie kannte ihre Nation, und ihre Nation kannte sie. In ihrem Reiche wurde nichts von Sekten und Sektengeist, weder in der Religion, noch in der Politik, gehört: nur die braven, guten Männer waren Rechtgläubige und die Schurken waren Ketzer. Es wohnten ruhig Griechen, Muselmänner, Herrnhuter, skeptische Freigeister und Dalailamaisten in Verträglichkeit neben einander. In der Residenz sind die Religionen der Erde versammelt, und fast alle Gouvernementsstädte haben protestantische Kirchen. Niemand

fragt den Kandidaten einer Stelle: „Weß Glaubens bist Du?“ sondern nur: „Bist Du ein ehrlicher Mann, und hast die Kenntnisse, welche zu der Stelle erfordert werden?“ Nirgends war, selbst bei dem kritischen Zeitlauf, das Gouvernement liberaler, als in Rußland. Neue französische Bücher wurden nur unter der allgemeinen Rubrik der neuen französischen Waaren verboten; aber die neuen Zeitschriften dieser Nation wurden gelesen, ohne daß sich die Polizei näher darum bekümmerte. Man las sie als ausländische Zeitungen, und philosophirte darüber, Jeder nach seiner Weise, für und wider. Die Regimenter spielten neue französische Märsche, und die Gesellschaften sangen neue französische Lieder; und die Regimenter hätten sogleich russisch gegen die Franzosen geschlagen, und die Gesellschaften segneten die Monarchin und ihre Regierung.

Was die Monarchin für die Rechte und Freiheiten der niedern Volksklasse zu thun Willens war, wird aus demjenigen richtig geschlossen, was sie wirklich für sie gethan hat. So wie die Nationen nur stufenweise zur Sklaverei herabgeführt werden, so führt man sie auch nur wieder stufenweise zur Freiheit hinauf. Jeder plötzliche Fall, sowohl als jeder plötzliche Versuch zum Schwung bringt hier Konvulsionen hervor, die der Maschine den Untergang drohen. Daß die niedern Volksklassen in Rußland noch viele Jahrhunderte in der tiefen Sklaverei fortseufzen werden, ist nicht wahrscheinlich; und daraus, daß es schon so lange gedauert hat, läßt sich sicher schließen, daß diese Sklaverei wenigstens bei dem Kern der Nation so tief und drückend nicht war, als man sich im Auslande vorstellt. Was Raynal in dieser Rücksicht von den Russen sagt *), gilt ohne

---

*) „Mais s'il n'était pas possible d'amender le Russe barbare, comment espérer d'amender le Russe corrompu? S'il n'était pas possible de donner des moeurs à un peuple qui n'en avait point, comment espérer d'en donner à un peuple qui n'en a que de mauvaises? Ces considérations determinèrent Catharine à abandonner à elle même la génération actuelle, pour ne s'occuper que des races futures.“

Ausnahme von allen Ländern, wo Luxus und Schwelgerei herrschen, wo einfache, reine Moral, so wie menschliche, einfache, reine Philosophie exilirte Dinge sind. Dieses war der Fall mit den Franzosen unter Ludwig dem Vierzehnten; und dem Anschein nach ist er es noch nach dem Tode Ludwigs des Sechzehnten. Die Zeit muß lehren, ob sie je Raynals Bahn finden werden. Der russische Adel ist eben so gut und so schlecht in jeder Rücksicht, wie der übrige europäische: von beiden Seiten könnte man ohne Schwierigkeiten Belege genug finden. Es ist aber wahr, daß Katharina vorzüglich mit der Jugend anfing, um die Nation für künftige Verbesserungen empfänglich zu machen.

Diejenigen, welche bei der jetzigen Veränderung in Rußland gewaltsame Auftritte befürchteten, haben die gegenwärtige Lage der Dinge von innen und außen nicht genau überlegt. Der neue Monarch hat gehandelt als guter Sohn, wie das nicht anders zu erwarten war. Alle seine übrigen Einrichtungen sind bisher durchaus so menschlich konsequent und zweckmäßig, daß gewiß alle Guten der Nation ihre Wünsche erfüllt sehen, und der Schlimmen werden zum Troste der Menschheit von Tage zu Tage weniger. Wir dürfen nicht hoffen, daß sie ganz aussterben werden, auch wenn man überall den Artikel der Erbsünde kassirte. Eben gegen sie, und sie im Zaum zu halten, ist der Staat mit seinen Gesetzen. Für die Guten hat man wenig nöthig Gesetze zu schreiben und Tribunale zu errichten. Der Charakter, den der neue Kaiser bisher öffentlich behauptet hat, ist Ernst und strenge Gerechtigkeit. Niemand wird zweifeln, daß diese Eigenschaften mit der gewöhnlichen Philanthropie, die ihm nicht fremd ist, diejenigen sind, welche vorzüglich die russische Nation in ihrem Monarchen nöthig hat. Strenge Gerechtigkeit wird zwar Vielen unwillkommen seyn; aber desto willkommener ist sie gewiß der ganzen Nation.

Man glaubt, daß der Monarch, der einige Vorliebe für den deutschen, vorzüglich den preußischen Kriegsfuß, gezeigt hat, manche Veränderung bei dem Militär treffen werde. Daß beide

Armeen, die russische und die preußische, zu ihrer Vervollkommnung gegenseitig Manches von einander lernen könnten, ist ganz gewiß. Bei den Russen ist die ganze Kleidung bequemer, zweckmäßiger und stattlicher, als bei irgend einem Truppenkorps in Europa: und wenn der Feldmarschall Potemkin sonst nichts Gutes gethan hätte, so würde ihm schon hierin jeder Militär Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er den Armeen eine neue Bekleidung gegeben hat, die mehr als irgend eine andere, aller Kritik Genüge leistet. Daß das preußische Gewehr besser gebaut ist, leidet keinen Widerspruch; aber eben so wenig, daß nächst dem schwedischen das russische Bajonet das beste ist. Daß aber das Bajonet und sein Bau keine Kleinigkeit sei, wird Jeder einsehen, der nur einige Bände Kriegsgeschichte gelesen hat Das russische, asiatische, runde Zelt ist besser und vortheilhafter, als das deutsche. In dem deutschen liegen nicht mehr, als sechs Mann höchstens: im russischen liegen über zwanzig, welche eine größere, bessere Kameradschaft im Essen und Fechten machen; kein geringer Vortheil! Und das russische Zelt ist doch verhältnißmäßig kaum so schwer, als zwei deutsche. Man ziehe nun die Berechnung! Das Artel, oder die Art der russischen Kompagnien, ihre Menage zu machen, ist bei keiner Armee mit so wenig Kosten so vollkommen. Kein Soldat ist so zweckmäßig gekleidet und genährt. Die Preußen haben bloß im Gewehrbau, und folglich im Schießen, im Marsch und dem richtig gehaltenen Schwenkungspunkt einigen Vortheil; in allem Uebrigen sind ihnen die Russen überlegen. Vielleicht läßt der Monarch das Gewehr so vollkommen machen, als das Bajonet ist, und hält durchaus auf Strenge und Genauigkeit im Manövriren, so giebt sich das Uebrige in kurzer Zeit selbst ohne die geringste Veränderung. Schwenkung, Distanz und Allignement hängen durchaus von der festen Aufmerksamkeit der Subalternofficiere ab. Das Wetter des Tages beurtheilt man am besten am Abend. Die Nation hat alle Gründe zur guten Hoffnung, und mehr kann der Mensch für seine Zukunft nicht haben. —

Ich ende hier das unvollständige und unvollkommene Gemälde mit nochmaliger Betheuerung meiner Wahrheitsliebe. Bei manchen Fehlern, die auf ihre Rechnung geschrieben werden können, bleibt doch Katharina die Zweite nicht allein in der Geschichte Rußlands, sondern in der Geschichte der Welt eine außerordentliche Regentin, und man könnte für sie eher den Namen der Einzigen behaupten, als für den großen König Friedrich den Zweiten von Preußen. Friedrich findet gewiß in der Geschichte der Männer noch mehr, wie er war: es würde aber schwer werden, noch eine Frau zu finden, die mit Katharinen durchaus verglichen werden könnte.

Da einige Anekdoten oft in dem Charakter großer Personen Nüancen ziehen, die ihn kenntlicher machen, als lange Darstellungen, so setzt der Verfasser zum Behuf mehrerer Leser nur folgende bei, die er oft von authentischen Personen gehört hat, und die vielleicht dem deutschen Publikum wenig bekannt und nicht unangenehm sind.

Ein Edelmann hatte nach alter edelmännischer Weise die französische galante Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit zu sagen: „Ich küsse Ihnen die Hand!“ Als er mit der Kaiserin sprach, wiederholte er vermuthlich ganz unwillkürlich verschiedene Mal seine Formel: „Ihre Majestät, ich küsse Ihnen die Hand!“ Die Kaiserin reichte ihm die Hand lächelnd hin und sagte: „Nun, wenn Sie sie denn durchaus küssen wollen, hier ist sie.“ Der alte Mann kam also mit ziemlicher Verwirrung zu einem Handkusse, an den er wol kaum gedacht hatte.

Sie sprach einst mit ihrer Gesellschaft über den Grad der Kälte des Tages. Einer ihrer alten angesehenen Diener, der sich mehr durch seinen ehrlichen Eifer, als durch Aufklärung und Wissenschaft empfohlen hatte, erhielt von ihr den Auftrag, hinaus in das Vorzimmer zu gehen und zu sehen, ob das Thermometer gefallen sei? Seine barocke Excellenz ging und kam schnell mit der naiven Antwort zurück: „Ihre Majestät, es hängt noch an Ort und Stelle.“ Die Kaiserin hatte immer Geduld mit dem guten Manne, der einen

ansehnlichen Posten mit Fleiß und Rechtschaffenheit verwaltete. Auf Rechnung des nämlichen Herrn erzählt sich das russische Publikum eine Menge ähnlicher Stücke, die wenigstens zur Hälfte richtig sind.

Ein Engländer, Officier von der russischen Flotte, kam mit dem Rapport eines Sieges nach Petersburg. Nachdem er der Monarchin Alles gesagt, was des Dienstes war, und die Kaiserin schon das Zeichen zu seiner Entfernung gegeben hatte, blieb er immer noch stehen. „Haben Sie mir noch etwas zu sagen?“ fragte Katharina. „Ihre Majestät,“ antwortete der Brite, „ich werde meinen Abschied nehmen und nach Hause gehen. Ich bin so glücklich, vor Ihnen zu stehen; aber mein Gesicht ist sehr kurz: ich möchte doch auch meinen Landsleuten mit Wahrheit sagen, daß ich die Monarchin, der ich diente, gesehen habe. Ich bitte um die Gnade, Ihre Majestät durch das Glas sehen zu dürfen.“ Die Kaiserin sagte mit Lächeln: „Nun, so sehen Sie mich durch das Glas!“ Der Engländer nahm sein Glas und sah die Monarchin, welche in einer kleinen Entfernung vor ihm stand, schlug es zu, machte seine Verbeugung und ging.

Ein Officier von der Armee hatte sich sehr brav gehalten. Der Fürst Repnin schickte ihn mit seiner Empfehlung nach Hofe. Die Kaiserin gab ihm zur Belohnung selbst den kleinen Georgenorden, der in das Knopfloch gebunden wird. Der Officier glaubte Anspruch auf die größere, folgende Klasse zu haben, die man um den Nacken trägt. Er war ein sehr freimüthiger, kühner Mann, nahm das kleine Band, und versuchte in ihrer Gegenwart immer es um den Hals zu binden; aber es blieb zu klein. Die Monarchin sah ihn an, und sagte mit Güte: „Nur Geduld, lieber Herr Oberster! dieser wird auch kommen.“

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

J. G. Seume's

sämmtliche Werke.

Vierte rechtmäßige Gesammtausgabe

in acht Bänden.

Sechster Band.

Leipzig,
Joh. Friedr. Hartknoch.
1839.

Inhalt des sechsten Bandes.

Dem

Herrn Grafen

G. A. O. von Igelström

zu

seinem sechzehnten Geburtstage.

Παντων των κτηματων βελτιστον φιλος ἀγαθος.

Liebster Freund!

Es ist schon jetzt mein Stolz und wird es, hoffe ich, künftig noch mehr seyn, daß ich Sie mit diesem Namen nennen darf; und so wie Sie mich kennen, werden Sie glauben, daß Jemand einigen Werth darauf zu legen Ursache hat, wenn ich ihm denselben in dem ganzen Sinne des Wortes von meiner Seite zugestehe. Man pflegt gewöhnlich an feierlichen Tagen, wie Ihnen der heutige ist, einander mit Versen zu bewirthen; da ich aber der leidigen Produkte dieser Art schon sattsam gedrechselt habe, will ich versuchen, zu Ihnen ein herzliches Wörtchen in schlichter Prosa zu sprechen. Von den Verhältnissen, in denen ich ehemals mit Ihnen stand, bleibt mir noch die nämliche Stimmung meines Herzens, das mich damals doppelt fest und heilich an meine Pflichten band; ein Herz, das gewiß gut, brav und redlich ist, und dessen mehr als gewöhnlich freundschaftliche Theilnehmung mich vielleicht mehrmals aus der Mittelstraße der kalten Ueberlegung zog! Meine engern, rechtlichen Pflichten sind längst gelöset; aber wehe dem Menschen, der weiter keine Verbindlichkeiten kennt, als diejenigen, die ihm von den Gesetzen und Kontrakten aufgelegt werden. Ich setze jetzt alle Verbindlichkeiten bei Seite, die ich Ihrem würdigen Vater, Ihrem vortrefflichen Onkel, und noch manchem rechtschaffenen Manne aus Ihrer Familie schuldig bin: sie erzeugen meinen individuellen Dank; aber sie können meinen Gefühlen gegen Sie nichts zusetzen und nichts abnehmen. Meine Seele wird und muß immer ohne gröbern Eigennutz seyn, so sehr ich auch übrigens überzeugt bin, daß Egoismus, man

nehme, modificire und verfeinere ihn nach Belieben, wie man wolle, der Grund unserer Moralität ist. Wir wollen aber lieber in der gewöhnlichen Welt bleiben, als in dem Nebel der Metaphysik herum greifen. Wir wissen mit dem schlichten Menschensinn gewiß genug, um in den meisten Fällen des menschlichen Lebens bestimmt gut zu handeln; und zum Edlen und Großen wird uns das Gefühl der Philanthropie erheben, das durch kalte, tiefe Spekulationen oft mehr abgestumpft, als geschärft wird. — Sie treten jetzt wahrscheinlich bald auf den großen Schauplatz der Welt, und Ihre Geburt, Ihr Alter, die Wahl Ihres Standes, Ihre ganzen Verhältnisse werden Sie mehr, als Andere, in den Wirbel ihrer Geschäfte ziehen. Seyn Sie nicht zu kühn; aber zittern Sie nicht! In beiden Extremen laufen Sie desto eher der Gefahr in die Arme. Beide sind schlechte Kriegsmänner, derjenige, der seinen Feind zu viel, und derjenige, der ihn zu wenig fürchtet; und die Feinde, die im Felde mit Stahlwaffen Ihnen entgegen rücken, sind Zwerge gegen diejenigen, die unter tausend lachenden Gestalten überall Sie umringen. Verzeihen Sie, Lieber, der Ergießung eines freundschaftlichen Herzens! Sie wissen, ich bin kein galliger Misanthrop, und Niemand hat einen höhern Genuß an glücklichen, fröhlichen Gesichtern, als ich: aber meiner Liebe für Sie ist bange, wenn ich mir alle Klippen denke, an denen Ihre Jugend scheitern könnte. Ich kenne Sie; und eben weil ich Sie kenne, fürchte ich. Es werden Gefahren um Sie herschwärmen, welche wie Bienen Honig zu tragen scheinen; aber ihr Stachel ist giftiger, als Bienenstachel. Hier lockt die Wollust, je feiner, desto gefährlicher; dort ködert der Ehrgeiz; hier vergiftet die Schmähsucht, dort das schmeichelnde Lob; hier reizen Beleidigungen, dort mischt der Zorn über dem Becher der Freude die Zwietracht. Freund, hören Sie mich; ich sage Ihnen nichts Neues. Sie haben Alles gewiß schon oft besser gehört und gelesen. Aber wenn das ernste Wort eines Freundes, an einem feierlichen

Tage gesprochen, aus dem Herzen zu dem Herzen nicht mehr Eingang findet, nicht mehr Nachdruck hat, als alle Weisheit der Alten und Neuen, so habe ich mich in dem Menschen überhaupt, so habe ich mich in Ihnen traurig geirrt. Sie sind gut; aber Sie sind leidenschaftlich. Treten Sie nicht in die Welt mit dem enthusiastischen Gedanken, nothwendig Ihr Glück machen zu müssen! Sie haben gewiß diesen Ausdruck längst philosophisch gewürdiget. Der vernünftige Mann hat sein Glück schon gemacht, und sein Antipode wird es nie erreichen. Alles unter dem Monde ist ungewiß und unbeständig. Setzen Sie nie in Etwas außer Sich Ihre ganze Glückseligkeit! Sie stellen ein Gebäude auf Rohrstäbe, Sie verlieren Ihre Kraft, Ihre Selbstständigkeit gegen die Schläge des Schicksals, und nichts ist jämmerlicher, als ein Mann, der unter der Last seiner Leiden wimmert. Hoffen Sie nichts mit Angst, und Sie werden nichts fürchten. Leben Sie brav, und hartnäckig rechtschaffen! Ihr Wort sei Ihnen fester und nnverbrüchlicher, als Eidschwüre! Prüfen Sie Alles mit eigenen Gründen, und lassen Sich nicht das Avtosepha des Ansehens niederwiegen; aber dringen Sie nie Ihre Meinung Andern zum Maßstabe ihrer Handlungen auf, so wenig als Sie anderer Urtheil zur Richtschnur der Ihrigen machen! Selbstüberzeugung sei Ihnen das Heiligste; dadurch erhalten Sie Ihre Selbstschätzung: und wer diese verloren hat, hat einen unersetzlichen Verlust erlitten. Suchen Sie nie die Gunst der Großen, und Sie werden sie gewinnen durch Ihr Talent und durch Ihre Rechtschaffenheit; wenn nicht dadurch, so ist sie des Suchens nicht werth. Bücken Sie Sich nie tiefer, als sich ein Mann bückt, der vernünftig über seine Verhältnisse denkt, der den Werth seines Kopfs und seines Herzens fühlt; aber urtheilen Sie nie ron diesem Werth zu gespannt, und Sie werden nie Gefahr laufen, anmaßlich und eingebildet zu seyn. Suchen Sie wenig Bekanntschaften, und seien behutsam wenn man die Ihrige sucht!

Freundschaft ist eine Pflanze, die nicht in jedem Herzen gedeihet. Handeln Sie mit Höflichkeit mißtrauisch, und prüfen stark den Charakter, ehe Sie aufnehmen, oder Sich anketten! Nur die Tugendhaften sind Freunde; die Uebrigen nur Schwärmkameraden und Spiesgesellen. Sprechen Sie ohne Winkelzüge, offen wie ein freier Mann, aber immer mit Würde und Feinheit! Wenn Sie auch mit dem Geringsten reden, denken Sie Sich, als ob der strengste Richter Ihre Worte aufschriebe und beurtheilte! und Sie gewinnen einen Ton, den Sie sonst fast nie zu ändern brauchen. Wägen Sie jeden Ausdruck; denn oft hängt Leben und Tod an einem kleinen Wörtchen. Die Wahrheit sei Ihnen stets unverlezt und heilig, und nie entfahre Ihnen auch nur im Scherz die geringste Unwahrheit! Wiederholungen machen Gewohnheit; Gewohnheit führt zum Leichtsinn, dieser zur Unbesonnenheit; Unbesonnenheit stürzt in Gefahr. Schonen Sie des Charakters Anderer, auch wenn er nicht zu schonen wäre, wo Sie nichts Gutes wirken und wo Sie nicht Ihre Pflicht zwingt! Wir kennen meistens nicht die Verhältnisse, die Bewegungsgründe, welche die Handelnden bestimmten. Nur der Allwissende kann kompetent über Moralität urtheilen. Seien Sie immer strenger gegen Sich selbst, als gegen alle Uebrige! es ist heilsam und weise, und das Gegentheil ist Schwachheit. Seien Sie aufmerksam auf Tadel und Lob! Dieses kann Ihnen oft mehr schaden, als jener. Prüfen Sie beides und fragen genau, von wem es kam! So lange Sie über jedes Lob blind Sich kützeln, ist es ein sicheres Zeichen, daß Sie es nicht verdienen; und den Tadel verdienen Sie, so lange Sie darüber empfindlich werden. Untersuchen Sie beides und nehmen es nicht ausgedehnter, als es gegeben wird. Beweisen Sie nie mit Beispielen! Beispiele sind Beweise für Leute, die nicht denken können, oder absichtlich nicht denken wollen. Sie erregen und erheben unsere Gefühle, und sind eben so oft verderblich, als nützlich. In Ungewißheit und Unent-

schlossenheit giebt es Beruhigung, wenn man sieht, daß ein allgemein anerkannt braver Mann in ähnlichen Fällen eben so gehandelt hat; aber Bürgschaft für Recht kann es nicht leisten. Lieben Sie Friede und Ruhe! Nur der Wildling findet Vergnügen an Hader und Streit. Die Wahrheit gewinnt niemals durch Hitze; und Hitze verleitet, zumal bei Ihrem künftigen Handwerk, sehr oft zu blutigen Händeln. Weder Furchtsamkeit noch Tollkühnheit, sondern Grundsätze müssen das Betragen bestimmen. Es ist ein grösserer Ehrenpunkt, Händel mit Klugheit und Würde vermieden, als sie mit Heftigkeit ausgefochten zu haben. Es wird Ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, Ihren Muth und Ihre Standhaftigkeit zu zeigen, wo Sie Ihre Pflicht verbindet; und dann nur verdient man Beifall, Lob und Bewunderung. Es ist edler, kleine Beleidigungen zu verachten, als große dafür zurück zu geben; besser, den Zwist durch einen Händedruck, als einen Lungenstoß, zu schlichten. Denken und handeln Sie bei jedem ähnlichen Vorfalle kalt und ruhig, als Philosoph; und fast nie wird der Fall eintreten können, wo Sie im Extrem Ihre Argumente mit der Degenspitze, oder der Pistolenkugel führen müßten. Ihr Stand, wenn Sie in demselben fortfahren, fordert in diesem Punkte doppelte Behutsamkeit. Die Vernunft hat das Vorurtheil der alten Barbarei noch nicht auswurzeln können. Griechen und Römer, die doch wahrlich nicht Memmen waren, haben kein einziges Beispiel vom Zweikampf; die Spitze der Phalangen und Legionen im Treffen war der Probestein ihrer Tapferkeit, wohin auch der einzige Tribun, welcher gefordert wurde, seinen Gegner vor das Angesicht der Armee beschied. Ich weiß, Sie haben bestimmte, richtige Grundsätze über diesen Artikel; aber wachen Sie jeden Augenblick ernsthaft über Sich! Denn Ihr Blut kocht: und schaffen Sich nicht zu der Thorheit noch den quälenden Gedanken, daß Sie der unglückliche, unbesonnene Veranlasser des Zwistes waren! Der junge Mann, der nicht sein eigener

Führer zu seyn im Stande ist, unterliegt schon halb der Gefahr. Wenn ihn sein Charakter und seine Grundsätze nicht bewachen, so wacht umsonst das Argusauge des besten Mentors. Die Gesetze, die Sie Sich selbst vorschreiben, müssen eben so strenge seyn, als ein anderer sie Ihnen vernünftig vorschreiben kann. Sie treten nun in die Jahre, in welchen unser Geschlecht oft durch seine Thorheit die Beute des weiblichen wird. Ich bin überzeugt, daß Sie schon richtig genug über einen so wichtigen Gegenstand zu urtheilen fähig sind. Das Geschlecht kann weder der Gegenstand ihrer Verachtung, noch ihrer heißen Verehrung seyn. Der Uebergang von einem Extrem zum andern ist hierinne sehr gewöhnlich. Höflichkeit und Artigkeit fordert die Feinheit des Betragens; und eine gleichgültige unbefangene Aufmerksamkeit ist die beste Sicherheit gegen die Gefahren der Sinnlichkeit. Sie wissen, was Sie Sich, was Sie ihrem Charakter und ihrer Familie schuldig sind. Um künftig Mann in dem edelsten Sinne des Worts zu seyn, erniedrigen Sie Sich nie zum Weibersklaven; Verführer und Verführter sind gleich verächtlich. Ehren Sie die Religion, und alles, was auf dieselbe Bezug hat! Wohl dem, der in ihr seine Beruhigung findet! Sollten Sie Zweifel, oder andere Ueberzeugung in mehreren ihrer Punkte haben, so behelligen Sie nie Andere mit Ihren zudringlichen Belehrungen, und hüten Sich ernstlich, jeden Schwachsinn zu beunruhigen! Es ist grausam und menschenfeindlich, den wohlthätigen Glauben zu stören, auch wenn er Irrthum wäre. Zeigen Sie Ihre Religion durch Tugend, und überlassen es den Herren der Katheder über das System zu urteln! Sprechen Sie lieber zu wenig, als zu viel, und halten Konsequenz in Reden wie in Handlungen! Legen Sie Gewicht in jedes Wort, und Sie wirken mit Kürze mehr, als mit langen diffusen Perioden. Fliehen Sie den Kram der Gelehrsamkeit, und sprechen Vernunft mit ihrer verborgenen Hülfe! Schulpedanterei und Bücherstaub ist in

der Welt, was ein Marmorbild ohne Politur in der Werkstatt des Künstlers ist. Suchen Sie Ihre Kenntnisse zu erhalten und zu erweitern, ohne damit zu Markte zu ziehen! Schützen Sie Sich vor geschmacklosen oder gefährlichen Gesellschaften mit einem gewählten Buche! Langweile ist nur die Qual der Schwachköpfe. Scheuen Sie nie Gefahr, aber suchen Sie sie nicht! Ohne katonische Strenge halten Sie sich immer ernsthaft, und Sie vermeiden manche Gelegenheit zu Unannehmlichkeiten. Haschen Sie nie nach Witz, wenn ihn nicht der Gegenstand bietet; und hüten Sich, durch stachliche Persönlichkeiten irgend jemand zu beleidigen, welches manchen Groll erzeugt. Opfern Sie nie die Wahrheit einem schönen Einfalle auf, und legen auf ein richtiges Urtheil mehr Werth, als auf die zierlichsten Spielwerke der Laune! Halten Sie die festeste Ordnung in allen ihren Geschäften! Begegnen Sie immer Ihren Untergebenen und Bedienten mit Güte und Freundlichkeit, selten oder nie mit Vertraulichkeit und Freundschaft! Thun Sie alles mit möglichster Kürze und Bestimmtheit! Merken Sie auf Alles, was Ihnen Ihre Obern sagen, mit der größten Genauigkeit! Aufmerksamkeit und Gegenwart des Geistes ist die Seele aller Geschäfte; vorzüglich bei ihrem Stande, wo die Minuten am theuersten sind, und wo von der guten, oder schlechten Ausführung eines Befehls Wohl und Wehe von Tausenden abhängt. Ueberall kann man ohne Gefahr bessern; aber bei dem Krieger folgt meistens die fürchterlichste Strafe sogleich auf den Fehler, den der Feind schon benutzt, sobald er begangen ist. Hüten Sie Sich vor Borgen und Leihen. Durch beides verwirren Sie Ihre Geschäfte, und gerathen oft selbst mit Freunden in Verdrüßlichkeiten.

Verzeihen Sie, Lieber, ich habe geprediget, als ob ich den Sirach und Salomo zu diesem Behuf gelesen hätte. Meine Apologie ist mein Herz. Ich liebe Sie so sehr ohne alle Rücksicht, daß ich gern das schwerste Opfer bringen würde, wenn ich Ihnen einige

Fehler, die Ihnen in jedem Ihrer künftigen Verhältnisse schädlich werden können, wegnehmen könnte. Halten Sie es nicht für Hofmeisterton! ich habe dazu längst die Neigung und das Recht verloren, und dadurch halb unwillig hierinne meine Ruhe gesichert: aber wenn die Stimme eines Freundes bei Ihnen etwas vermag, eines Mannes, der kein Interesse hat, Ihnen das geringste Unangenehme zu sagen, eines Mannes, der selbst bisher schon unter so mancher Zone als ein Ball des Schicksals herumgeworfen worden ist, wenn Sie den Eintritt in die Welt nicht für unwichtig halten, so gehen Sie nicht mit Ihrer gewöhnlichen Leichtigkeit über Worte hin, in die ich Seele gelegt zu haben glaubte! Ich spreche nicht, um Ihnen neue Wahrheiten zu sagen, sondern nur um Ihnen eine feierliche Erinnerung an alte zu Herzen zu führen. Mustern Sie nicht die Komposition; ich bin nicht Stilist, und konnte es noch weniger in der Eile seyn: fühlen Sie das Geschenk der Freundschaft! Ich kann Ihnen nichts vorbringen, was Ihnen nicht Ihr guter Verstand eben so gut selbst sagte; aber wird Ihr Kopf nicht zuweilen ihren Leidenschaften unterthan, nicht der Sklav Ihres Herzens werden? Ich beruhige meine Furcht in Ihren vortrefflichen Grundsätzen; und hoffe und wünsche, daß Sie dann erst recht glücklich seyn mögen, wenn man auf einem großen, oder kleinen Kirchhofe mit meinen Knochen gegen die Leichensteine wirft. Leben Sie wohl, und lieben und schätzen mich, so wie Sie finden, daß ich es verdiene, und seien Sie versichert, daß ich troß den tiefsten Gefühlen meines Herzens gegen Sie das nämliche thun muß! Die Hoffnung täuscht mich gewiß nicht, daß mein Herz gegen das Ihrige sich nie wird umstimmen dürfen.

Ueber

Bewaffnung.

Führer zu seyn im Stande ist, unterliegt schon halb der Gefahr. Wenn ihn sein Charakter und seine Grundsätze nicht bewachen, so wacht umsonst das Argusauge des besten Mentors. Die Gesetze, die Sie Sich selbst vorschreiben, müssen eben so strenge seyn, als ein anderer sie Ihnen vernünftig vorschreiben kann. Sie treten nun in die Jahre, in welchen unser Geschlecht oft durch seine Thorheit die Beute des weiblichen wird. Ich bin überzeugt, daß Sie schon richtig genug über einen so wichtigen Gegenstand zu urtheilen fähig sind. Das Geschlecht kann weder der Gegenstand ihrer Verachtung, noch ihrer heißen Verehrung seyn. Der Uebergang von einem Extrem zum andern ist hierinne sehr gewöhnlich. Höflichkeit und Artigkeit fordert die Feinheit des Betragens; und eine gleichgültige unbefangene Aufmerksamkeit ist die beste Sicherheit gegen die Gefahren der Sinnlichkeit. Sie wissen, was Sie Sich, was Sie ihrem Charakter und ihrer Familie schuldig sind. Um künftig Mann in dem edelsten Sinne des Worts zu seyn, erniedrigen Sie Sich nie zum Weibersklaven; Verführer und Verführter sind gleich verächtlich. Ehren Sie die Religion, und alles, was auf dieselbe Bezug hat! Wohl dem, der in ihr seine Beruhigung findet! Sollten Sie Zweifel, oder andere Ueberzeugung in mehreren ihrer Punkte haben, so behelligen Sie nie Andere mit Ihren zudringlichen Belehrungen, und hüten Sich ernstlich, jeden Schwachsinn zu beunruhigen! Es ist grausam und menschenfeindlich, den wohlthätigen Glauben zu stören, auch wenn er Irrthum wäre. Zeigen Sie Ihre Religion durch Tugend, und überlassen es den Herren der Katheder über das System zu urteln! Sprechen Sie lieber zu wenig, als zu viel, und halten Konsequenz in Reden wie in Handlungen! Legen Sie Gewicht in jedes Wort, und Sie wirken mit Kürze mehr, als mit langen diffusen Perioden. Fliehen Sie den Kram der Gelehrsamkeit, und sprechen Vernunft mit ihrer verborgenen Hülfe! Schulpedanterei und Bücherstaub ist in

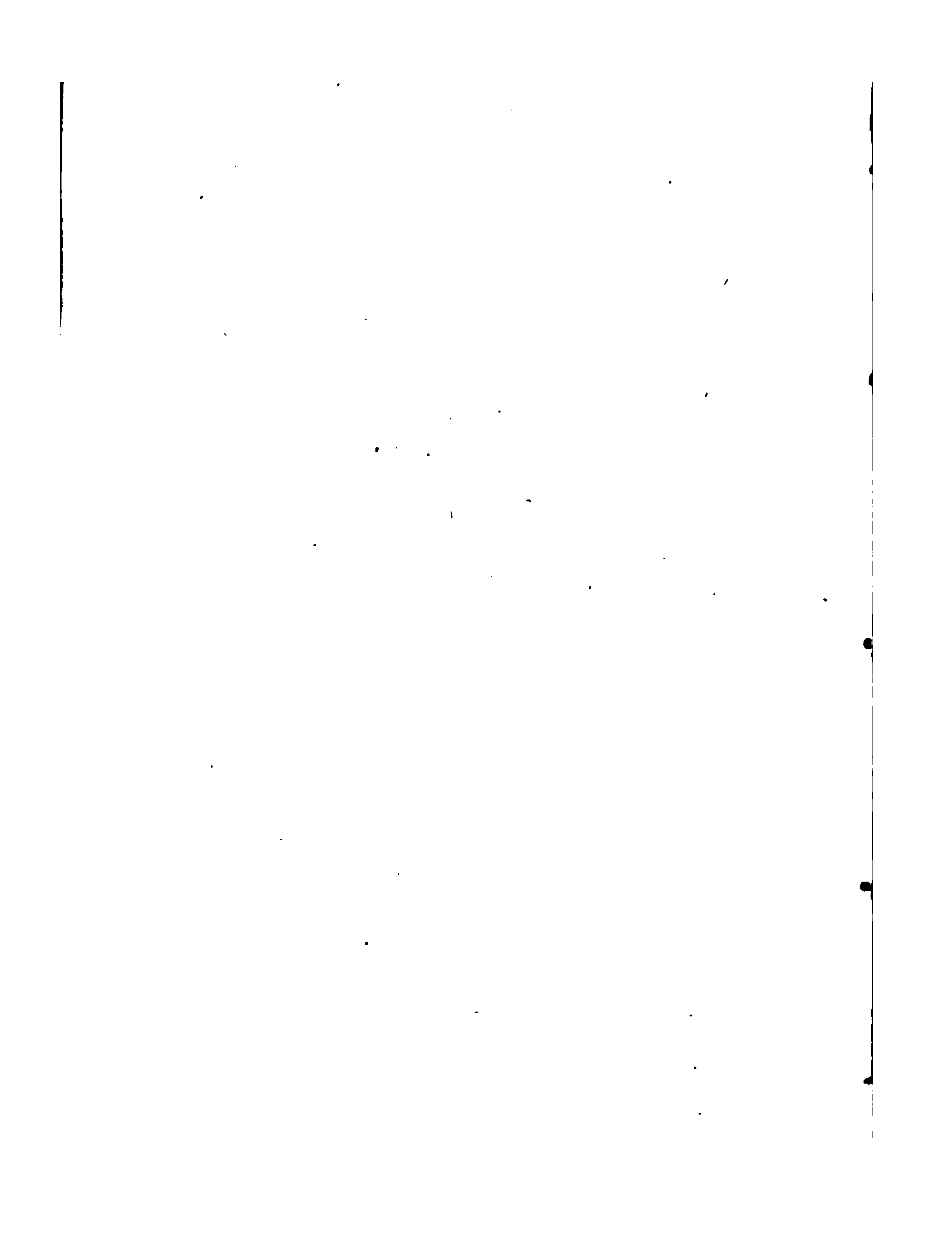
der Welt, was ein Marmorbild ohne Politur in der Werkstatt des Künstlers ist. Suchen Sie Ihre Kenntnisse zu erhalten und zu erweitern, ohne damit zu Markte zu ziehen! Schützen Sie Sich vor geschmacklosen oder gefährlichen Gesellschaften mit einem gewählten Buche! Langweile ist nur die Qual der Schwachköpfe. Scheuen Sie nie Gefahr, aber suchen Sie sie nicht! Ohne katonische Strenge halten Sie sich immer ernsthaft, und Sie vermeiden manche Gelegenheit zu Unannehmlichkeiten. Haschen Sie nie nach Witz, wenn ihn nicht der Gegenstand bietet; und hüten Sich, durch stachliche Persönlichkeiten irgend jemand zu beleidigen, welches manchen Groll erzeugt. Opfern Sie nie die Wahrheit einem schönen Einfalle auf, und legen auf ein richtiges Urtheil mehr Werth, als auf die zierlichsten Spielwerke der Laune! Halten Sie die festeste Ordnung in allen ihren Geschäften! Begegnen Sie immer Ihren Untergebenen und Bedienten mit Güte und Freundlichkeit, selten oder nie mit Vertraulichkeit und Freundschaft! Thun Sie alles mit möglichster Kürze und Bestimmtheit! Merken Sie auf Alles, was Ihnen Ihre Obern sagen, mit der größten Genauigkeit! Aufmerksamkeit und Gegenwart des Geistes ist die Seele aller Geschäfte; vorzüglich bei ihrem Stande, wo die Minuten am theuersten sind, und wo von der guten, oder schlechten Ausführung eines Befehls Wohl und Wehe von Tausenden abhängt. Ueberall kann man ohne Gefahr bessern; aber bei dem Krieger folgt meistens die fürchterlichste Strafe sogleich auf den Fehler, den der Feind schon benutzt, sobald er begangen ist. Hüten Sie Sich vor Borgen und Leihen. Durch beides verwirren Sie Ihre Geschäfte, und gerathen oft selbst mit Freunden in Verdrüßlichkeiten.

Verzeihen Sie, Lieber, ich habe geprediget, als ob ich den Sirach und Salomo zu diesem Behuf gelesen hätte. Meine Apologie ist mein Herz. Ich liebe Sie so sehr ohne alle Rücksicht, daß ich gern das schwerste Opfer bringen würde, wenn ich Ihnen einige

Fehler, die Ihnen in jedem Ihrer künftigen Verhältnisse schädlich werden können, wegnehmen könnte. Halten Sie es nicht für Hofmeisterton! ich habe dazu längst die Neigung und das Recht verloren, und dadurch halb unwillig hierinne meine Ruhe gesichert: aber wenn die Stimme eines Freundes bei Ihnen etwas vermag, eines Mannes, der kein Interesse hat, Ihnen das geringste Unangenehme zu sagen, eines Mannes, der selbst bisher schon unter so mancher Zone als ein Ball des Schicksals herumgeworfen worden ist, wenn Sie den Eintritt in die Welt nicht für unwichtig halten, so gehen Sie nicht mit Ihrer gewöhnlichen Leichtigkeit über Worte hin, in die ich Seele gelegt zu haben glaubte! Ich spreche nicht, um Ihnen neue Wahrheiten zu sagen, sondern nur um Ihnen eine feierliche Erinnerung an alte zu Herzen zu führen. Mustern Sie nicht die Komposition; ich bin nicht Stilist, und konnte es noch weniger in der Eile seyn: fühlen Sie das Geschenk der Freundschaft! Ich kann Ihnen nichts vorbringen, was Ihnen nicht Ihr guter Verstand eben so gut selbst sagte; aber wird Ihr Kopf nicht zuweilen ihren Leidenschaften unterthan, nicht der Sklav Ihres Herzens werden? Ich beruhige meine Furcht in Ihren vortrefflichen Grundsätzen; und hoffe und wünsche, daß Sie dann erst recht glücklich seyn mögen, wenn man auf einem großen, oder kleinen Kirchhofe mit meinen Knochen gegen die Leichensteine wirft. Leben Sie wohl, und lieben und schätzen mich, so wie Sie finden, daß ich es verdiene, und seien Sie versichert, daß ich troß den tiefsten Gefühlen meines Herzens gegen Sie das nämliche thun muß! Die Hoffnung täuscht mich gewiß nicht, daß mein Herz gegen das Ihrige sich nie wird umstimmen dürfen.

Ueber

Bewaffnung.



Seiner Majestät

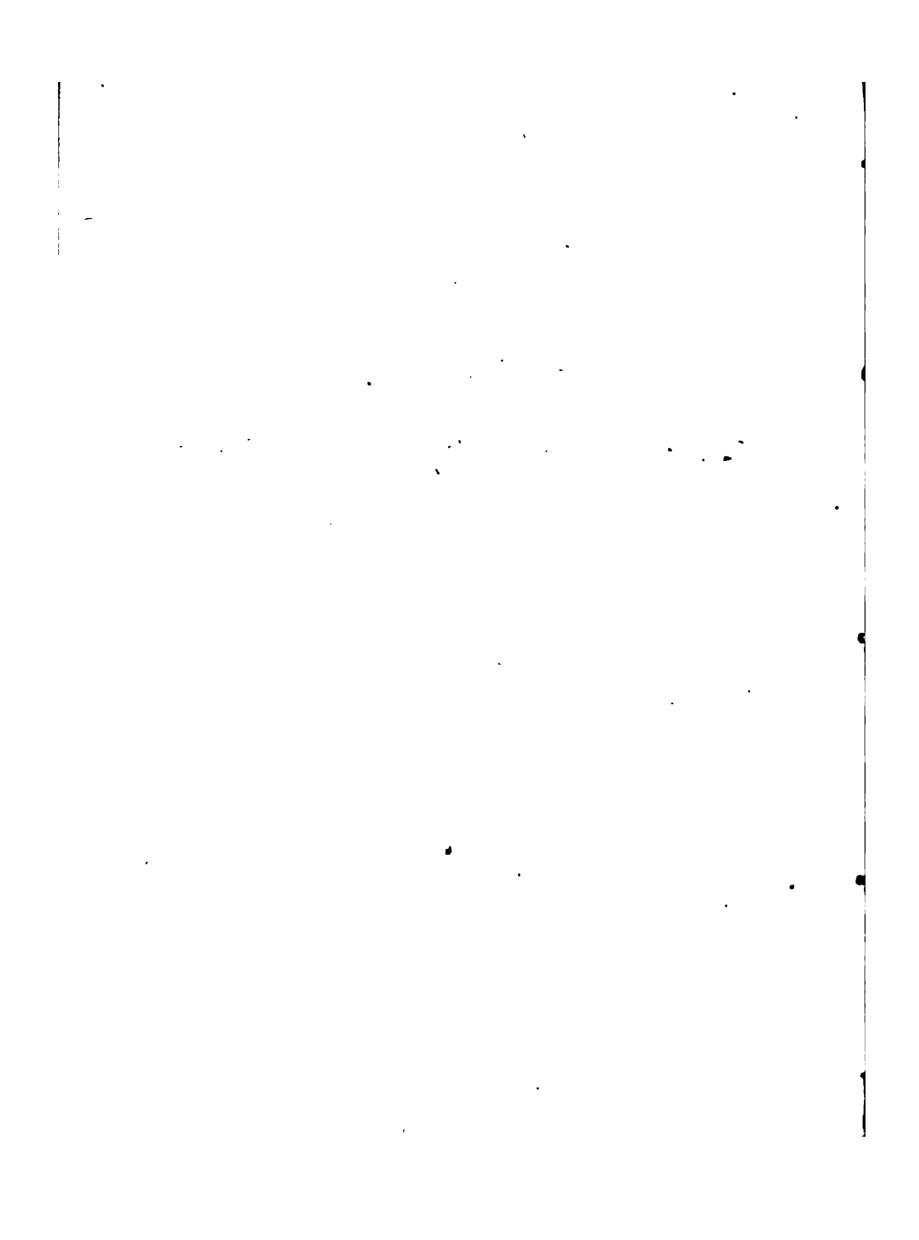
Alexander dem Ersten,

Kaiser und Selbstbeherrscher aller Reußen,

rc. rc. rc.

aus wahrer Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.



Vor mehreren Jahren schrieb ich zu einem akademischen Behufe in einer kleinen lateinischen Abhandlung eine kurze Vergleichung der alten und neuen Waffen. Da diese Blätter ihrer Natur nach nicht weiter dazu geeignet waren, in das größere Publikum zu kommen, dürften sie schwerlich noch anderswo, als in den Staubwinkeln einiger Antiquare, zu finden seyn; ob ich gleich glaube, daß sie einige Winke enthielten, deren Beherzigung in der Kriegskunst nicht ganz unwichtig seyn möchte. Seit dieser Zeit habe ich über diesen Gegenstand ein wenig mehr gesehen, gehört, gelesen und gedacht, und halte es daher nicht für ganz unnützlich, meine Gedanken darüber dem militärischen Publikum zur nähern Würdigung mitzutheilen, ob nicht vielleicht doch etwas davon zu brauchen sei; ehe mir diese Sache ganz obsolet wird, da meine unterbrochene kriegerische Laufbahn nun wol auch geendiget seyn dürfte. Ich setze auch in dieser kleinen Schrift Leser voraus, denen die Kriegsgeschichte und das Bewaffnungssystem der Alten nicht unbekannt sind; da ich hier unmöglich alles schulgerecht ausführen kann ohne sehr zu ermüden, und doch dadurch nicht viel pragmatischen Nutzen zu gewähren hoffen darf.

Den antiquarischen Theil der Untersuchung werde ich daher so kurz fassen, als es die Deutlichkeit der Sache zuläßt, und will

meine Leser darüber auf Montfaucon, Lipsius, Rast, Rösch und die übrigen gründlichen Schriftsteller in diesem Fache verweisen: dafür aber bei dem Punkte etwas länger verweilen, ob wir, durch die Erfindung und den Gebrauch des Schießpulvers veranlaßt, immer durchaus zweckmäßige Veränderungen in dem Kriegssystem vorgenommen haben; oder ob Zeitumstände und falsche Ansichten uns nicht vielleicht in mancher Rücksicht zu neuen Fehltritten verleiteten, anstatt uns auf den richtigen Weg des Alterthums zurückzuführen. Wenn es sich nun nach mechanischen und strengen mathematischen Beweisen fände, daß die Bewaffnung der Alten in manchen Stücken, auch noch bei dem völligsten Gebrauch des Schießpulvers, noch zweckmäßiger und wirksamer wäre, als die unsrige, warum sollten wir uns vor dem Gedanken fürchten, zu ihr zurückzukehren, in so fern es frommt, um die ganze Wirkung hervorzubringen, die unsere physischen und moralischen Kräfte leisten können und hier durchaus leisten sollen? Der Dichter, der Philosoph und sogar der Physiker tragen kein Bedenken, in manchen Dingen von ihren schimmernden Hypothesen zu den großen Mustern der Alten zurückzukehren und sich auch an frühere Erfahrungen der Vorzeit zu halten; warum sollte es nicht auch der Kriegsanführer thun, wenn er sieht, daß hier oder da diese oder jene Alten den Vorzug verdienten? Aber ich will nicht vorgreifen: Jeder urtheile, wenn der Vortrag zu Ende seyn wird!

Die Alten theilten, wie bekannt, ihre Waffen ein in Schutzwaffen und Angriffswaffen; und es wäre schwer, den Beweis zu führen, auf welche von beiden Arten sie mehr hielten. Zu den Schutzwaffen gehörten vorzüglich der Helm und der Schild; denn der Panzer und die Beinschienen gehören wohl mehr zu den Waffenkleidern. Dichterisch und antiquarisch hat der unbekannte Caryophilus den Schild gut genug behandelt, obgleich auch in dieser Rücksicht vielleicht noch Manches nachzutragen wäre: aber militä-

risch verdiente er wohl eine noch gründlichere Untersuchung in seinen verschiedenen Veränderungen aus den verschiedenen Perioden der Kriegsgeschichte. Die Alten setzten in ihren Erzählungen bei ihren Zeitgenossen mit Recht als bekannt voraus, was wir nun aus vielen einzelnen, oft dunkeln Stellen erst zusammenlesen müssen: und ihre eigentlichen sogenannten militärischen Schriftsteller sind bei weitem nicht diejenigen, aus denen man den meisten Unterricht zu hoffen hat. Vegez und Frontin werden nicht viel Trost geben, wo uns Polybius und Cäsar verlassen: und Polyän hat das magerste Stoppelwerk aus der Geschichte zusammengetragen. Die Armee wäre zu beklagen, deren General erst aus ihm seine Kriegslisten lernen sollte. Ein großer Verlust für die Kriegsalterthümer ist, daß wir das Paraskevastikon des Griechen Aeneas nicht mehr haben, der höchst wahrscheinlich zu Ende des peloponnesischen Kriegs lebte und schrieb. Seine Bemerkungen über Belagerung und Vertheidigung der festen Oerter lassen schließen, daß seine Abhandlung über die Waffen sehr praktisch gewesen seyn müssen, und daß er das Lob verdient, das ihm der feine Bemerker Polybius an einigen Stellen giebt.

Ich übergehe der Kürze wegen die große Menge der verschiedenen Arten von Schilden bei verschiedenen Nationen und den verschiedenen Arten Soldaten, die nach ihnen verschiedene Namen hatten, und verweile nur etwas länger bei den beiden Hauptarten, dem griechischen ehernen Schilde, der Aspide, und dem großen mit Leder überzogenen der Römer, der von seiner Gestalt bei den Griechen den Namen Thyreos hatte und von seiner Hauptmaterie im lateinischen scutum hieß. Mit diesen beiden Schildarten waren weder die persischen, noch irgend ein anderer Schild der Morgenländer an Festigkeit und Brauchbarkeit zu vergleichen. Die Aegypter, welche in dem Kriege gegen Cyrus fochten, und die, nach dem Xenophon, ein furchtbares Truppenchor ausmachten, waren in dieser Rücksicht

Gerippe ein Futter von Leder. Uebrigens waren die Schilde bei den verschiedenen Nationen von verschiedener Materie und Gestalt, worüber den Geschichtschreibern und vorzüglich bei Herodotus viele Stellen vorkommen. Die Parma der Reiter war natürlich kleiner und leichter, weil sie auf dem Pferde das größere Skutum, oder die schwerere Aspide weder führen konnten, noch zur Bedeckung nöthig hatten. In welchem Ansehen der Schild bei allen alten Nationen, vorzüglich des Morgenlandes, stand, zeigen auch verschiedene sprichwörtliche Ausdrücke der heiligen Bücher. Du bist mein Schild und Horn, hieß es, weil bei vielen alten Nationen die Schilde wirklich von Horn verfertigt wurden. Von dieser Urmaterie der vorzüglichsten Schutzwaffe nennen vielleicht die Griechen alle Waffen ὅπλα, welches ursprünglich Hufhorn bedeutet. Die Spartaner hatten, nach dem übereinstimmigen Zeugniß Aller, unstreitig von allen Arten die strengste und weiseste Kriegszucht; und in ihrer Geschichte kommen mehrere Beispiele vor, daß Krieger und sogar Feldherrn gestraft wurden, die in der Hitze und Uebereilung der Schlacht ohne Schild gefochten hatten, auch wenn sie den Sieg davon trugen.

Die zweite Schutzwaffe war der Helm, von dem es vielleicht noch mehrere Arten giebt, als von dem Schilde. Das allgemeine Wort, Perikephaläa, Kopfdecke, von welchem Einige spaßhaft genug, unsern Ausdruck Perrücke herleiten, findet man seltener als Korys, das vermuthlich des nämlichen Ursprungs ist und das nämliche bedeutet. Daß man in den ältesten Zeiten verschiedene Thierexuvien, und vorzüglich Hundsfelle und Wolfshäute dazu nahm, zeigt das griechische Kynea, und ähnliche Namen, die man zuweilen dem Helme nach dem Materiale gab, mit dem man ihn überzogen hatte. Selbst das lateinische galea scheint diesen Ursprung zu verrathen und nichts als ein Katzenfell anzudeuten, obgleich nachher weiter keine Rücksicht auf die Ableitung genommen wurde. Der Lophos, oder die Crista war eine bloße militärische Zierde, die Erscheinung

großer und furchtbarer zu machen. Γοργωτερους έποιει ίδειν τοις πολεμιοις ό λοφος τους όπλιτας, drücken sich die Griechen zuweilen sehr charakteristisch bildlich aus: ήδε όψις ήν καλη και καταπληκτικη τοις έναντιοις. Die nämliche Wirkung sollen ohne Zweifel wohl unsere Federbüsche, Bärenmützen, Kaskenbogen mit Wolle oder Pferdehaar haben: obgleich von diesen letztern vorzüglich die Absicht gilt, daß sie Säbelhiebe abhalten sollen. Die Galea der Römer entsprach der Kynea der Griechen, und war meistens nur von Leder, vielleicht mit eisernen Backenschienen und eisernen Bogen; gehörte aber auch nur den Leichtbewaffneten — levis armaturae militibus — welche bei den Griechen mit einer eigenen militärischen Litotis γυμνοι, die Nackten, oder ψιλοι, die entblößten genannt wurden, und die nur sehr selten mit in der Linie fochten. Was die eherne Korys der Griechen war, war bei den Römern die schwerere Cassis; ob sie gleich hier und da mit der leichtern Galea auch von den genauesten, selbst militärischen Schriftstellern verwechselt wird, so wie das Skutum auch oft für den Clypeus gesetzt wurde.

Der Helm, als das hervorragendste, war gewöhnlich in der Ordnung das erste, das der Krieger zum Anfall oder zur Vertheidigung ergriff, — ohne Waffenkleidung, das ist, ohne Thorax und Beinschienen, wenn es die Noth erforderte —; daher wird behelmen, κορυσσειν, bei den Griechen auch fast immer von einer schnellen muthigen Bewaffnung zum Kampfe gebraucht. Homer, dessen feiner Takt in Austheilung der schicklichsten Attribute bekannt ist, nennt Hektor, den Tapfersten und Edelmüthigsten der Trojaner, fast immer mit dem Ehrennamen Korythäolos, den Helmschwinger oder Chalkokorysten, den Eisenbehelmten, und er scheint damit in ihm den Charakter des Muths und der Ordnung zugleich von allen seinen Landsleuten zu bezeichnen. Denn es war auch später nachher bei den Griechen und Römern ein Zeichen ver-

wegener, sträflicher Tollkühnheit, wenn sich jemand ohne Helm in das Gefecht wagte, welches die strenge Ordonnanz der beiden Nationen nicht selten gerügt hat. Nur selten zeigten sich Feldherrn ohne Helm im Kampf, um durch den Anblick den Ihrigen sogleich bekannt zu seyn und ihren Muth anzufeuern. Daß die alten Heerführer Schildträger hatten, lesen wir sowohl bei den Griechen und Römern, als auch in der mittlern Geschichte weit herab: und diese Gewohnheit läßt sich aus ihren Geschäften erklären, die oft sehr große Eile erforderten, in welcher sie das schwere Waffenstück gehindert hätte. Wir lesen im Polybius sogar, daß Scipio vor Karthago in Spanien drei Schildträger um sich hatte. Aber ich erinnere mich nicht irgendwo gefunden zu haben, daß sich einer den Helm habe nachtragen lassen. Man muß also füglich annehmen, daß auch die ersten Anführer auf dem Marsche meistens ihre Helme hatten. Daher finden wir zuweilen in militärischen Reden, daß sich nicht selten Helden und Krieger rühmen, mit Muth und Ausdauer in den heißesten Gegenden, in der brennendsten Sonne viele Feldzüge den Helm getragen zu haben. Es ist leicht zu begreifen, daß dieses eine der schwersten Anstrengungen der alten Kriegszucht seyn mußte. Ein unter dem Helm grau gewordener Krieger ist also bis auf die neuesten Zeiten, wo der Helm ganz verschwand, immer ein Gegenstand der Ehrfurcht geblieben. Wir haben in unserer jetzigen Kriegsordonnanz durchaus kein so schönes Bild mehr, als der gemeine Mann war, der dem durstenden Feldherrn, oder dem ermatteten Freunde einen Labetrunk aus der Quelle in seinem Helme brachte: und noch rührender war es, wenn ihn der Feldherr jenem auf gleiche Weise selbst reichte.

Noch will ich nur einige Waffenstücke erwähnen, die man aber vielleicht besser Waffenkleider nennt; nämlich den Harnisch, oder das Bruststück und die Beinschienen. Es wird für meine Absicht zu weitläufig seyn, hier gelehrte Untersuchungen anzustellen, da in

Anordnung vorzüglich dieser Stücke vermuthlich zu verschiedenen Zeiten viel Phantasie und also viel Verschiedenheit herrschte. Am reichsten ist Herodot in Beschreibung der persischen Armee, und Homer in seinem Mustergesange. Daß die Bruststücke, oder Thorakes von verschiedenen Stoffen, zum Beispiel, von Eisenblech und Eisendraht, dicht geschlagener Leinwand und andern Materien gewesen seien, lesen wir hier und da in den Alten: auch der lateinische Ausdruck Lorica zeigt an, daß er oft aus einem Flechtwerk bestanden haben müsse. Auf die Verfertigung und die Pracht der Beinschienen scheinen vorzüglich die alten Griechen große Sorgfalt gewendet zu haben, da sie Homer fast beständig die wohlbeschienten Achäer nennt.

Ich gehe nun zu den Angriffswaffen, unter denen als eine Mittelwaffe für den Kampf in der Ferne die Lanze wohl den ersten Platz verdient. Unter diesem Geschlecht war vorzüglich bei den macedonischen Griechen die Sarisse, und bei den Römern das furchtbare Pilum. Die griechische Sarisse hatte, nach Angabe einiger Schriftsteller, die ungeheure Länge von sechzehn griechischen Spannen. Wir finden zwar, daß nachher ihre Länge um einige Spannen abgenommen hatte, weil man sie wahrscheinlich zu unbequem zu führen fand; man mag aber die Berechnung annehmen, wie man will, so muß sie immer noch beträchtlich länger gewesen seyn, als unser jetziges sogenanntes Kurzgewehr. Polybius giebt an, daß die Sarisse des dritten Gliedes in der Phalanx noch weit über die Front des ersten Gliedes vorgeragt und also das Ganze im eigentlichen Verstande einen Lanzenwald gebildet habe. Das Homerische, allgemeinere Dory, daß man ziemlich unbestimmt auch in den übrigen Schriftstellern gebraucht findet, scheint der Sarisse ziemlich nahe zu kommen; und das poetische Enchos ist ohne Zweifel auch nichts anderes, da es in den meisten Fällen durch das Beiwort der Länge bezeichnet wird. Wie furchtbar selbst den Römern die

Sarisse gewesen sei, bezeugen die Kriege gegen Pyrrhus und Perseus. Nur ihre Schilde schützten sie gegen das Eindringen der schrecklichen Phalanx, und mit ihren schweren Gladien — denn wir haben kein deutsches, entsprechendes Wort für dieses lateinische — zerhieben sie endlich mit unerschütterlichem Muth und heroischer Anstrengung die Schäfte der Sarissen: und vorzüglich dadurch, daß sie die Macedonier zerstreut in die Seite nahmen, also durch eine dem Tirailliren ähnliche Methode, waren sie glücklich, wie besonders Plutarch in dem Leben des Paulus Aemilius erzählt.

Das römische Pilum zeichnete sich durch seine Schwere und die schreckliche Wunde aus, die es gewöhnlich schlug. Alle römischen Schriftsteller, sowohl die Herren von der Toga, als Militäre von Profession, sprechen davon mit gehörigem Nachdruck. Es war nach ihrer Angabe nur ungefähr fünf Fuß lang, aber von einem furchtbarem Gewicht. Ich gestehe, daß ich mir aus allen Vergleichungen der Schriftsteller mit aller Aufmerksamkeit bis jetzt noch keine vollkommene Vorstellung davon machen kann, wenn ich nicht der Phantasie eine kleine Freiheit dabei gestatte. Die Griechen nannten es Hyssos, welches freilich wörtlich wol, etymologisch von Hys, einen Eberfänger bedeutete und von der Jagd gebraucht wurde. Für diese Bestien muß man sich schon einen ziemlich schweren Spieß denken; aber er gewann hernach gewiß noch mehr an Gewicht, da er Schild und Brustſtück durchbrechen sollte; und das griechische Wort muß im Polybius und Plutarch überall durch das Pilum übersetzt werden, ob es gleich unmilitärische Lateiner nicht immer genau beobachten. Mir ist wenigstens keine Stelle vorgekommen, wo es etwas anderes hätte bedeuten können. Die römischen militärischen Schriftsteller geben jedem Soldaten gewöhnlich zwei dergleichen schwere Spieße: aber über ihren Gebrauch giebt uns keine einzige Stelle, so viel mir bis jetzt bekannt ist, hinlängliches Licht. Denn wozu eigentlich der Riemen an dem

Schaft des Pilums war, kann ich nicht deutlich finden. Meine beste Vorstellung davon ist, daß dieses Lorum an dem untern Ende des Schaftes befestigt seyn mußte: der Spieß wurde sodann, mit dem Ende dieses Riemens in der Faust, ziemlich in der Mitte gefaßt, so daß er nach dem Wurf zur Wiederholung zurückgezogen werden konnte. Diese Maschinerie ist, wenn man die Uebung des jungen Soldaten vor dem hölzernen Bilde dazu nimmt, sehr begreiflich, und die Wirkung im Gefecht muß allerdings furchtbar gewesen seyn. Aber ich erinnere mich aus allen alten Geschichtschreibern und militärischen Schriftstellern keiner einzigen Stelle, wo diese Art das Pilum zu brauchen deutlich vorgestellt und beschrieben wäre: und doch kann ich keine andere bessere Vorstellung davon fassen. Bei dem Homer kommen einige Stellen vor, vorzüglich eine bei einem Gefechte des Diomedes, die nach dieser Vorstellung sehr leicht erklärt werden kann: es fehlt aber noch viel zur endlichen Deutlichkeit und Gewißheit, die man auch bei dem alten Dichtern wohl nicht suchen darf. Die militärischen Schriftsteller, Vegez und seine Kollegen, geben eben so wenig einen befriedigenden Aufschluß. Das den Lateinern eigene lora solvere, die Riemen lösen, für: sich zum Kampfe fertig machen, bringt die Vorstellung nicht weiter. Auf Monumenten und Münzen ist, so viel ich davon gesehen habe, das Pilum in seinem Gebrauch im Gefecht nicht zu finden. Auf diese Art, wie ich mir ihn denke und angegeben habe, war es allerdings die fürchterlichste Mittelwaffe, quo eminus et cominus in pugna stataria uterentur. Nach dieser Vorstellungsart müßte nun das Pilum gegen die macedonische Sarisse entschieden haben; aber die Historiker erzählen einstimmig, daß dieses der Gladius that. Wenn meine Vorstellung von dem Pilum auch nicht faktisch aus der Geschichte hinlänglich erwiesen ist, so ist sie doch mechanisch richtig, und ich bin überzeugt, daß auf diese Weise mit gehöriger Uebung eine schreckliche Waffe geschaffen werden könnte. Die Schleuderde-

gen der heutigen italienischen Räuber sind ein kleines Bild davon.

Die Wurfwaffen der Reiter waren kürzer und leichter, und wurden veruta, oder mit dem allgemeinen Namen jacula genannt. Man war auch schon zu jener Zeit überzeugt, daß die Stärke der Reiterei bloß in ihrem furchtbaren Angriff mit dem Degen in der Faust bestehe.

Die Hasta, als die vorzüglichste Waffe im Angriff, hatte auch noch die Ehre das Symbol der höchsten Gerechtigkeit zu seyn, sowohl im Felde, als in der Stadt. Sie war im Lager vor dem Prätorium oder dem Feldherrnzelte aufgepflanzt, und in der Stadt vor dem Tribunal des Prätors; und nur die Beile des Konsuls gingen ihr an Ansehen vor. Daher kommt auch noch in der Gerichtssprache unser deutsches subhastiren, obgleich übrigens in der äußern Methode der Sache nicht die geringste Aehnlichkeit mehr geblieben ist.

Die älteste Art des Schwertes bei den Griechen war gewiß die kleinere, die wir jetzt Dolche nennen. Die Griechen nannten sie später ἐγχειρίδια, in den frühern Zeiten aber μαχαιρας, der größte Ehrenname, den man je irgend einer Art von Waffen geben konnte: denn augenscheinlich ist doch keine andere Etymologie dazu, als ἀπο του αἱρειν τας μαχας, quia finiebant proelia, sie waren die Streitentscheider.

So wie die Kriegskunst stieg war man auch nicht mehr mit diesem kleinen Handgewehr zufrieden, und es entstand das große wichtige ξιφος, der Ensis der Lateiner, das Heroenschwert: denn ξιφος kann nie durch Gladius übersetzt werden, der sich mehr der μαχαιρα, oder dem Dolche näherte. Daß die Alten, bis weit in die goldenen Zeiten der Kultur herab, neben dem großen Schwerte auch noch diese kleinere Dolchart trugen, die sie dann nicht allein im Gefecht, sondern auch zu verschiedenen Behufen im Lager als

Messer brauchten, zeigen viele Stellen: ungefähr wie jetzt im Kleinen unsere Jäger neben dem größern Hirschfänger noch ihre kleineren Waidmesser haben. Vorzüglich bei Opfern und Mahlzeiten hatte, nach dem Homer und andern Alten, dieser kleine Gefährte des großen Schwerts im Schneiden und Austheilen seine Geschäfte. Das Schwert war nach der Hasta die entscheidende Waffe im feststehenden Kampf, nicht allein der Heroenzeit, sondern auch nachher herab durch das ganze Alterthum und die mittlere Zeit bis auf die neuere Veränderung des Kriegssystems: und ad gladios res pervenit ist ein Ausdruck, der immer ein hartnäckiges Gefecht anzeigte.

Der Gladius war nur den Römern eigen, und die Griechen hatten kein ähnliches Instrument. Vielleicht nur die Kopis der Perser, die in Xenophons militärischen Schriften öfters vorkommt, war ihm ziemlich nahe. Die Veränderung des Chabrias und der Philopömen brachte die griechischen Seitengewehre dem römischen Gladius etwas näher; aber ich erinnere mich in der ganzen griechischen Sprache keines Worts, das den eigentlichen Gladius der Römer ausdrückte. Das Heroenschwert, das ξιφος der Griechen, der Ensis der Lateiner, war den Legionern zu schwer zum großen geschlossenen Angriff; und die ξιφιδια und μαχαιραι waren zu klein und unzulänglich. Wenn Polybius die Gladien durch μαχαιρας übersetzt, so nahm er in der Verlegenheit nur das nächst verwandte Wort. Man wählte zwischen dem Heroenschwerte und der Dolchart eine Mittelgröße von gehörigem Gewicht, eine Waffe, welche ein Mann unter dem Schutze des Schildes mit muthiger Behendigkeit auf Stich und Hieb brauchen konnte. Auch die neuern haben kein Instrument, das dem römischen Gladius gleich wäre. Nur einige russische Grenadierregimenter trugen auf Befehl des Fürsten Potemkin furchtbar wichtige Seitengewehre, die so ziemlich die Natur des römischen Gladius hatten, die sie aber, wie

alle Seitengewehre nicht zum Gefecht brauchten, sondern zum Faschinenbinden, zum Wegshauen und zu andern Kriegsbedürfnissen in und außer dem Lager. Nach den Erfordernissen der Zeit scheint auch der Gladius nach der verschiedenen Ordonnanz der Heerführer von verschiedener Gestalt gewesen zu seyn. Wir lesen, daß die Römer ihre Gladien nach spanischer Weise mit einer Spitze versehen haben, da sie vorher vorn stumpf und nur zum Hieb brauchbar gewesen zu seyn scheinen. Daher denn auch der wiederholte Befehl Cäsars, der unter allen Feldherren des Alterthums vielleicht jeden kleinen Umstand am besten zu benutzen wußte, „ut non caesim, sed punctim ferirent milites." Nicht allein mathematisch ist der Stich vortheilhafter, als der Hieb, so wahr von einem Punkte zu dem andern die gerade Linie kürzer ist, als jede andere; sondern auch noch die Art und Weise, wie Cäsar stechen hieß, „ut ora hostium peterent," mußte den Feinden die furchtbarste Erscheinung seyn, da man gewöhnlich gegen Gesicht und Auge die größte Sorgfalt und Zärtlichkeit hat. Nicht allein in seinen gallischen Kriegen, sondern auch vorzüglich in der pharsalischen Schlacht, die ihm die Welt gewann, hat ihm kein Strategem so viel genutzt als dieses. „Adversoque jubet ferro contundere vultus," sagt Lucan, indem er von eben diesem Befehl bei dieser Schlacht spricht.

Wenn der Gladius gleich beträchtlich kleiner war, als der Ensis, so war er doch wol wahrscheinlich nicht so klein, als wir ihn auf Monumenten und Statüen finden. Denn wir dürfen annehmen, daß die Künstler zu ihren Werken alle Waffen etwas kleiner machten als sie wirklich waren, um die Hauptgegenstände, nämlich ihre Figuren, zu heben. Vorzüglich gilt dieses auch wohl von dem Schilde, der auf keinem Monumente so groß ist, als ihn nicht allein die Dichter, sondern auch die ernsthaftesten Geschichtschreiber faktisch angeben. Es läßt sich leicht begreifen, daß ein Schild, der

fast die ganze Figur decken könnte, gegen den Zweck der Kunst wäre, und vielleicht auch neben dieser Figur etwas unästhetisch liegen, oder stehen würde.

Noch einige der ältesten Angriffswaffen darf ich nicht übergehen, nämlich den Bogen und die Schleuder, die wir auch bei Griechen und Römern noch in der Periode finden, wo ihre Kriegskunst die größte Höhe erreicht hatte.

Nur in der Heroenzeit konnte der Bogen eine Hauptwaffe seyn, wo man noch mehr im wilden Handgemenge focht, und wo Muth, Stärke und Behendigkeit dem Einzelnen sogleich eine Auszeichnung im Heere erwerben mußte, die bei geordneter Taktik nicht so schnell folgen konnte. Wir sehen auch, daß der Bogen aus den entscheidenden Waffen verschwand, so wie Ordnung und Kunst gewann: und man brauchte sodann beide, die Bogenschützen und Schleuderer, nur zu den Vorgefechten und Velitationen, ehe der ernsthaftere Angriff mit den statarischen Waffen begann. Alle Völker, die sich in wilden zerstreuten Gefechten auszeichneten, bedienten sich noch spät des Bogens, unter denen die Scythen und Parther die vorzüglichsten waren. Es ist allerdings furchtbar, wenn man im Plutarch ihre Angriffe auf die Römer unter Krassus liest; aber nur die Menge, die Freiheit des Kampfplatzes, und persönliche, hartnäckige, zerstreute Kühnheit konnte endlich gegen die höhere, römische Disciplin den Vortheil gewinnen. In jeder andern Art des Streits, als in diesem, wären die Parther verloren gewesen: das wußten sie selbst sehr wohl und vermieden weislich jedes nahe Gefecht, das die Römer so sehnlich wünschten. Daß übrigens die Kreter die besten Bogenschützen und die Balearen die besten Schleuderer waren, ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt. Es wird sogar erzählt, daß die Bleikugeln, von dem Arm eines solchen Mannes geschleudert, in der Luft geschmolzen seien, so gewaltig sei die Wirkung der Schnelligkeit gewesen; wobei ich indessen mit einem

Dichter zum andern sagen möchte: „Credat Judaeus Apella!" Die Bogen und Schleudern waren auch wohl schon deßwegen in geschlossenen Schlachten nicht zu gebrauchen, weil ihre Handhabung zuviel Raum erforderte.

Das Tormentenwesen berühre ich noch kürzer, da es hier zu meiner Absicht nicht gehört und nur mit unserer Artillerie verglichen werden kann. Es sind auch in diesem Artikel mehr Schwierigkeiten zu lösen, als vielleicht in irgend einem andern des alten Kriegswesens. Weder Lipsius, noch Guischard haben sie hinlänglich erklärt, und es gehört jetzt vielleicht unter die unnützen Untersuchungen, da unsere Kanonen mit so leichter Mechanik so überlegen schreckliche Wirkungen hervorbringen. Schon eine flüchtige Vergleichung des Thucydides und des Cäsar zeigt, daß die Römer in ihrer Maschinerie viel von den Griechen hatten. Diese beiden Schriftsteller und Xenophon und Polybius sind unstreitig für den Krieger, der die Alten in militärischer Hinsicht studieren will, die wichtigsten und weit reichhaltiger, als die sogenannten **Scriptores rei militaris**, der magere Vegez und seine Kollegen. Ueber diesen Punkt geben aber die Belagerungen von Platäa und Syrakus bei den Griechen im peloponnesischen Kriege, und von Sagunt und Numantia bei den Römern gewiß die besten Aufschlüsse.

Ich übergehe alle Arten der Waffen bei den verschiedenen Nationen des Mittelalters, da es doch wohl mathematisch entschieden ist, das sie, mit den unsrigen, oder mit den alten aus der schönen Zeit verglichen, wenig brauchbar waren. Kolben und Aexte mit allen ihren Unterarten konnten nur gegen eine ganz verfallene Disciplin wirken, wo Unwissenheit und Ungeschicklichkeit fast die alten, rohen Heroenzeiten zurückgeführt hatten. Die Erfindung des Schießpulvers hat bekanntlich dem ganzen Kriegssystem eine neue Wendung gegeben, und nach und nach Alles, oder doch das Meiste, auf das Feuer zurückgebracht.

Die Eintheilung in Schutzwaffen und Angriffswaffen ist dadurch bei uns völlig weggefallen. Schutzwaffen sind in unserm System nicht mehr zu finden: und es ist hier vorzüglich meine Absicht, in der Kürze zu untersuchen, mit welchem Vortheil diese Veränderung geschehen sei. Schilde haben wir gar nicht mehr, und unsere verschiedenen Arten von Kasken sind nur noch eine schwache Idee von Helmen. Unsere Degen und Säbel sind bekannt genug, und möchten als Surrogate des Gladius immer gelten, wenn nur bei unsern jetzigen Einrichtungen diese Art von Waffen nicht gänzlich unbrauchbar wäre. Die Lanze hat sich erst seit dem spanischen Successionskriege völlig aus dem Waffensysteme verloren.

Die einzige, allerdings sehr furchtbare Waffe, aber auch die einzige, ist für unsern Soldaten das Gewehr, vorzugsweise so genannt, weil mit demselben verglichen, in unserm System vielleicht nichts mehr diesen Namen verdient. Weder Griechen, noch Lateiner, noch irgend eine andere alte Nation hatten unter ihren Wurfwaffen eine einzige von so schrecklicher Wirkung. Ob aber dieses Gewehr vorzugsweise nun auch die einzige Waffe zu seyn und zu bleiben verdient, ist eine andere Frage.

Man hat seit einigen Jahrhunderten Alles gethan, diesem sehr zusammengesetzten Instrument nach und nach das entscheidende Uebergewicht zu geben, das es nun ohne Widerspruch behauptet. Daß man das Schießpulver eher zur großen Maschinerie brauchte und daß also unser einfacheres Geschütz eher das verwickelte Tormentenwesen der Alten durchaus verdrängen mußte, war ganz natürlich. Auch finden wir wirklich ein ganzes Jahrhundert eher die Artillerie, als kleinere Feuergewehre. Die Erscheinung dieses Feuers mit so furchtbarer Wirkung, daß es dem Himmel geraubt zu seyn schien, mußte allerdings ein panisches Schrecken unter Völkern verbreiten, die von dem chemischen Prozeß dieser neuen Erfindung entweder gar nicht, oder nur sehr wenig unterrichtet waren. Die Wirkung

ist noch bis jetzt stark genug, da man die Verfertigung doch überall kennt und der Kosak und asiatische Hordenbewohner sich oft sein Pulver zur Jagd und zum Kriege selbst bereitet. Lange Zeit begnügte man sich mit den einfachsten Feuerröhren, ohne weitere Vorkehrung, bis Erfahrung, Kunst und genaue Berechnung die Wirkung immer mehr zu verstärken wußten. Daß man Anfangs lange keine Maschinerie hatte, das Pulver sehr schnell und ohne Gefahr zu entzünden, verzögerte das Allgemeinwerden der Feuergewehre in den Händen der Infanterie, nachdem das alte Tormentenwesen schon längst verdrängt war: aber beständig war schon ein Trupp mit Donnerbüchsen den Feinden, die nichts Aehnliches entgegensetzen konnten, sehr furchtbar. Die Art der Ladung, die man, wie jetzt noch die meisten Jäger, das Pulver und das Blei getheilt aus Flaschen und Hörnern nach einander sehr langsam behandelte, und sodann den Schuß mit der Lunte löste, die man nicht ohne alle Gefahr sicher bergen konnte, mußte das Feuern nothwendig sehr weitläuftig und unbehülflich machen. Auch konnten wirklich, wie die Erfahrung lehrt, vor der Erfindung der Schlösser und Patronen die Schießgewehre keinen allgemeinen Gebrauch gewinnen. Das Schloß gab dem Feuergewehr, vermöge der dadurch bewirkten Schnelligkeit und Bequemlichkeit, das Uebergewicht und das darauf gepflanzte Bajonett befestigte seine Herrschaft im Kriegssystem. Seit dieser Zeit hat man von allen Seiten mit allgemeinem Wetteifer dahin gearbeitet, diese Waffe zu der Vollkommenheit zu bringen, daß sie bei der größten Wirkung so geschwind, als möglich behandelt werden könne: und das größte Verdienst des Soldaten bestand nun, nächst den schnellen und richtigen Evolutionen und Veränderungen des Marsches vorzüglich in der verhältnißmäßigen Uebung und Fertigkeit, dieses einzige Instrument gegen den Feind zu gebrauchen. Es ist bekannt, wie viel man unter Friedrich dem Zweiten dafür gethan hat. Die hölzernen Ladstöcke waren schon

lange vorher, aus Mangel an Haltbarkeit, gegen eiserne vertauscht worden. Es wurde nun diesen eisernen die cylindrische Form gegeben, damit man nicht mehr nöthig hätte, sie erst bei dem Gebrauch umzukehren, sondern die Ladung mit der größten Geschwindigkeit in lauter geraden Linien beendigen könnte. Doch kann der Ladstock eigentlich immer noch kein reiner Cylinder seyn, sondern muß an dem obersten Ende, wo er zum Ausschnellen gefaßt wird, noch eine ziemliche Verdickung haben, weil er sonst unmöglich ohne übermäßige Kraftanstrengung herausgeworfen werden könnte: zumal da es leicht, vorzüglich bei neuen Schäften, kommen kann, daß er durch irgend ein mechanisches Hinderniß nicht sogleich gehörig locker und gelöst sitzt. Doch fordert man billig mit Strenge von jedem geübten Soldaten, daß er bei seinem eigenen eingearbeiteten Gewehr kein solches Hinderniß eintreten lasse. Das Gewicht des Gewehrs gewann durch die Verdickung des Ladstocks beträchtlich. Man suchte daher aus mechanischen Grundsätzen, durch die möglichst gerade Linie, die man ihm gab, es leichter und gemächlicher zum Tragen zu machen. Sodann suchte man durch die trichterförmige Einrichtung der Zündlöcher es möglich zu machen, das Aufschütten des Pulvers auf die Pfanne zu ersparen. Dadurch wurde in der That sehr viel gewonnen. Nach dem Schuß konnte der fertig abgerichtete Mann mit einem einzigen Griff den Hahn in die Ruhe setzen, die Pfanne schließen und das Gewehr zur neuen Ladung herumwerfen, und nun ohne alle Hindernisse weiter arbeiten. Man hat viel für und gegen diese Einrichtung gesprochen und geschrieben. Man hat vorzüglich dagegen eingewendet, daß man dadurch im Verhältniß mehr an Kraft verliere, als man an Zeit gewinne. Daran muß ich aber zweifeln, ohne eben eine sehr genaue Berechnung angestellt zu haben: denn ich bin überzeugt, daß hier in dem Moment des eilenden Angriffs der Gewinn der Zeit mehr ist, als die Erhaltung der Kraft der Pulverwirkung. Wenn man

in einer gewissen Entfernung ohne weitere Annäherung das Gefecht bloß durch Füsiliren ausmachen wollte, so würden allerdings die Gegner der neuen Einrichtung völlig Recht haben. Aber es ist, denke ich, doch wol nun mathematisch ziemlich festgesetzt, daß man besser so schnell, als möglich, zur endlichen Entscheidung durch Handangriff eilt, und, so zu sagen, nur im Vorbeigehen die Vortheile mit benutzt, welche die Feuerwaffen in der Ferne geben können. In dem letzten furchtbar entscheidenden Augenblicke des Faustangriffs, wo die Kraftäußerung wieder in ihre strengen Rechte tritt, haben die Wurfwaffen nichts mehr zu thun. Man wirft der Einrichtung ferner vor, daß sich das größere Zündloch dennoch leicht verschleime, und sodann das Auslaufen des Pulvers und die Entzündung des Schusses hindere. Daran ist meistens die schlechte Beschaffenheit des Pulvers Schuld, die außerdem dem Schusse sehr schadet, und die man also nach dem Beispiel der südlichen Nationen Europas verbessern muß. Die Methode des Aufschüttens bleibt, wenn es nöthig ist, immer noch frei. Die Anklage ist aber übertrieben. Ich selbst habe aus einem solchen Gewehr funfzehnmal ohne beträchtliche Unterbrechung und ohne jede fernere Vorkehrung gefeuert und es hat kein einziger Schuß versagt. Eine größere Anzahl ununterbrochener Schüsse sind gewiß nicht nöthig, oder die ganze Disposition des Angriffs müßte sonderbar eingerichtet seyn. Ueberdieß ist ein Pfannenräumer von starken Borsten, irgendwo befestiget, auf alle Fälle ein Instrument, das in Geschwindigkeit seinen großen Nutzen haben kann. Das wissen die Engländer, wo ich es bei einigen Regimentern ziemlich allgemein gesehen habe, sehr gut, ob unter ihnen damals gleich noch nicht die konischen Zündlöcher eingeführt waren, und es, soviel ich weiß, jetzt noch nicht sind. Wer den Menschen kennt und seinen Ideengang und seine Affekten berechnet, wird leicht begreifen, die thätige Wirkung des Schusses abgerechnet, welche Bestürzung bei dem Feinde allein

schon dadurch angerichtet wird, daß die Gegenpartei im Feuern beständig den Vorsprung hat. Das panische Schrecken des Donners ergreift, und schlägt den Muth nieder ohne daß der Blitz tödtet. Es ist also, psychologisch und pathologisch genommen, auch ohne Rücksicht auf wahrscheinlich größere Wirkung, schon ein wesentlicher Unterschied, ob ein Trupp viermal, oder siebenmal in einer Minute feuert: und in dieser Hinsicht liegt wirklich etwas Wahres in dem Sprichwort des gemeinen Mannes bei der preußischen Armee: „Wenns man pollert!“

Der tödtlichste Theil unsers Gewehrs ist unstreitig das Bajonett. Die Anwendung dieser so alten und einfachen Stoßwaffe scheint so leicht und so natürlich zu seyn, daß man sich fast wundern muß, wie man das Feuergewehr so lange ohne diese Vollendung brauchte, ohne auf den so nahe liegenden Gedanken zu kommen, eine Feuerpike daraus zu schaffen. Noch mehr Befremdung und Verwunderung verdient es, daß die Türken und fast alle Morgenländer, trotz dem überwiegenden und in die Augen springenden Vortheile, bis jetzt dieses Instrument noch nicht aufgenommen haben. Die Annahme desselben könnte eine den Europäern schreckliche Veränderung im Kriegssystem hervorbringen: und es ist leicht zu fürchten, daß irgend ein innerer Stoß auf einmal bewirkt, was Bonneval und Andere wiederholt umsonst versucht haben. Dieser einzige Umstand würde den Türken Taktik geben, die ohne denselben schwerlich merklich vorwärts kommen wird. Die einzelne Waffe selbst, der ursprüngliche Dolch, gewinnt durch diesen Gebrauch eine so sonderbare Erscheinung, daß die Alten sie gewiß kaum wieder erkennen und wirklich keinen Namen dafür haben würden. Daß die neuern Lateiner ihn mit Castrucci Bonamici*) pugio militaris nennen,

*) Castrucci Bonamici in seinem sehr gut geschriebenen Buche „de rebus ad Velitras gestis“ nennt das Bajonett beständig pugio militaris. Aber er

ist nur ein sehr dürftiger Nothbehelf, und zeigt bei weiten nicht seine ganz veränderte Gestalt an. Die Machära und das Enchiridion der Alten waren eben sowohl pugiones militares, verhielten sich aber in ihrem Gebrauch zu unserm Bajonett fast nur, wie eine kretische Schleuderkugel zu unserm Sechspfünder. Es war vielleicht, nachdem das Feuergewehr einmal da war, die leichteste und einfachste, aber auch die schrecklichste Erfindung in der neuern Kriegskunst, und verdrängte daher sogleich jede andere Stoßwaffe, die sich bis zu der Zeit noch hier und da erhalten hatte. Die Franzosen, deren Beiträge in der Kunst zu morden so reich sind, haben nichts Tödtlicheres gegeben, als den Gebrauch dieses einfachen Instruments. Nun wetteifern die Nationen mit einander in der zweckmäßigsten Einrichtung und dem angeblichen besten Verhältniß desselben zum Gewehr. Mir scheint es ausgemacht zu seyn, daß die längsten und leichtesten Bajonette die besten sind, soviel nämlich die nothwendige Solidität Leichtigkeit erlaubt. Daß man die Bajonette ungewöhnlich stark und sogar plump macht, und gehörige Proportion zum Gewehr vorschützt, hat mir nie recht einleuchten wollen. Wenn das Gewehr in sich selbst hinlänglich proportionirt ist, so verändert der Zusatz des Bajonetts, vorausgesetzt, er geht nicht ins Ausschweifende, wenig oder nichts. Denn bei jeder Veränderung faßt der Mann leicht durch Uebung den neuen Schwer=

---

hat dergleichen Nothbehelfe noch mehr; vorzüglich wo er die militärischen Stellen unserer heutigen Ordonnanz mit einem alten Namen ausdrücken will. So ist Tribunus und Subtribunus ganz etwas Anderes, als Oberster und Oberstlieutnant. Am richtigsten wird noch Centurio und Succenturio durch Hauptmann und Stabshauptmann gegeben. In den übrigen kleinern und größern Stellen findet schwerlich eine ganz richtige Vergleichung Statt. Auch Reichart in seiner Uebersetzung des siebenjährigen Kriegs hat diese Verlegenheit vorzüglich empfunden.

punkt, den er in der ganzen Arbeit durchaus halten muß. Je kürzer und schwerfälliger das Bajonett ist, desto weniger entspricht es seinem Zweck; und je länger und leichter, bei gehöriger Festigkeit, desto besser erfüllt es ihn.

Nach diesem Kriterion sind die deutschen Bajonette unter allen vielleicht die schlechtesten: die besten sind die schottischen und schwedischen. Die Russen, welche sich auf ihre Bajonette und den Gebrauch derselben nicht wenig einbilden, und wirklich auch damit ungewöhnlich geschickt und brav sind, verdanken ihre gute Meinung von sich selbst in diesem Punkte vielleicht auch etwas ihrer Unerfahrenheit. Sie haben das ganze vorige Jahrhundert fast immer nur mit den Türken geschlagen, die bis jetzt noch wenig, oder gar keine Bajonette haben: und da mußte freilich diesem Feinde das ihrige entsetzlich furchtbar seyn. Mit den Schweden und den Preußen ist es nur sehr selten zur Spitze gekommen; schon die Erscheinung der Bajonette bei einem entschlossenen und geschickten Feinde hemmte die übertriebene Kühnheit und machte Bedachtsamkeit nöthiger. Der letzte polnische Feldzug und der französische Krieg hat deutlich bewiesen, daß die Russen etwas zu früh und etwas zu viel auf die Ueberlegenheit ihrer Bajonette trotzten. Friedrich der Zweite hatte also in seinem bekannten Urtheil nicht ganz Unrecht, wenn er, ohne der russischen Nationaltapferkeit und selbst ohne ihrer damaligen Taktik sehr zu nahe zu treten, sagte: „La guerre des Russes contre les Turcs est la guerre des borgnes contre les aveugles." Daher die sonderbaren Erscheinungen der ganz ungleichen Gefechte in den Kriegen dieser Nationen. Wie die Türken, als ein sonst so ernsthaftes und verständiges Volk, den Vortheil der neuen Veränderungen in der Kriegskunst, welche seit einem Jahrhundert die Franken gemacht haben, und vorzüglich das Uebergewicht des Bajonetts, nach so vielen Niederlagen von den Russen, nicht einsehen und nachahmen, ist kaum zu begreifen. Bloß dadurch ist der Sieg

für ihre Feinde, trotz aller türkischen Tapferkeit, fast immer mathematisch entschieden.

Nach dieser Vorausschickung will ich es nun wagen, eine kurze Vergleichung zwischen den Alten und Neuern in Rücksicht auf Waffen und Kriegskunst anzustellen. Man scheint durchaus so sehr der festen Meinung zu seyn, daß die Neuern ohne alle Ausnahme, vorzüglich durch die Erfindung des Pulvers und die Anordnung der großen und kleinen Feuerwaffen, den Vorzug vor den Alten verdienen, daß es vielleicht von mir militärischem Schulkrämer eine Anmaßlichkeit scheinen wird, einige Zweifel dagegen vorzutragen. Aber meine Gedanken halten seit langer Zeit fest in meiner Seele, und ich kann nach vielen Ueberlegungen und Untersuchungen nicht glauben, daß unsere Ueberlegenheit hierin wirklich durchaus so gewiß entschieden sei. In den Wurfwaffen aus der Ferne haben wir freilich alle alte Nationen ohne Ausnahme durch den Gebrauch des Pulvers übertroffen; und es kann wohl schwerlich Jemand wieder einfallen, den scythischen oder kretischen Bogen und die balearische Schleuder, oder die Arkubalisten des Mittelalters der Wirkung unserer Feuergewehre entgegenzusetzen. Aber, daß man deßwegen auch zugleich Schild und Speer und Helm und alle Schutzwaffen ohne Ausnahme wegwarf, und die Wirkung des kleinen Feuers ausschließlich für so allgewaltig hielt, daß man ihm nun nur mit nackter Tollkühnheit entgegen gehn müsse, dieß wird mir nur aus der damals fast ganz verfallenen Kriegskunst begreiflich. Die Pflicht des Feldherrn ist es, der Tapferkeit des Heeres durch Wissenschaft und Strategie zu Hülfe zu kommen, so wie es der Charakter eines braven Soldaten ist, trotz allen Schwierigkeiten, durch Muth und Anstrengung den Mangel an Kunstbildung zu ersetzen. Diesen Charakter hatten die Krieger des Mittelalters in hohem Grade. Sie selbst suchten mehr Gefahren, und ihre Heerführer achteten weniger die Sicherheit. Sie verachteten den Tod, aber der anhalten-

den Mühseligkeiten des Lebens im Felde waren sie nicht mehr gewohnt. Die großen festen körperbedeckenden Schilde waren bei ihnen zu Turniertartschen herab geschwunden; und der Helm, unter dessen eherner Last ehemals selbst die Feldherrn in der glühenden Zone geschwitzt hatten, war ein schöner Kopfputz geworden. Die Lanze und das Schwert allein entschieden schon längst in den Treffen gegen halb nackte Feinde, die noch nachlässiger bewaffnet waren. In dieser Periode erschien die furchtbare Erfindung. Alles gerieth in panischen Schrecken und griff in der Angst ohne weiteres Sinnen zu den nämlichen Waffen, mit denen man grimmig wüthen sah. Man hatte nicht die Einsicht und nicht die Kraft, vielleicht nicht einmal den Gedanken, mit langer Anstrengung zu dem Genius der alten festen schweren Schutzwaffen zurückzukehren, um dem neuen Dämon zu begegnen. Die Schilde verschwanden, weil Niemand mit ausharrender Kraft sie zu ihrer alten Würde zurückzuführen wagte. Anstatt die alte furchtbare Stärke des Heers — robur exercitus, το ὁπλιτικον — wieder zu schaffen, bog sich alles vor dem Feuer; und Jedermann glaubte, man könne das Feuer nur durch das Feuer besiegen. Alle Wissenschaften lagen damals im Staube; man hatte aber immer noch mehr Muth als Kraft, mehr Raschheit als Besinnung, mehr Kühnheit als Anstrengung. Die neue Erfindung gewann überall mehr Fuß; man suchte sie von allen Seiten zu benutzen, ohne ihr entgegen zu arbeiten. Wäre sie zu Cäsars Zeiten, oder in den persischen Kriegen unter Miltiades und Aristides gemacht worden, sie hätte wahrscheinlich das Kriegssystem sehr modificirt, aber nicht umgeschaffen. Unstreitig that auch etwas das große, schwere, mächtigwirkende, obgleich langsame Handfeuergewehr, das man unmittelbar nach der Erfindung fast allgemein brauchte, und das man jetzt nur noch hier und da unnütz in alten Rüstkammern findet. Die Ordnung war gelöst, die Taktik lag mit den übrigen Wissenschaften tief in

Papieren, die für das Jahrhundert ohne Vorbereitung unbrauchbar waren. Die Umgestaltung war schnell ohne weitere Besinnung geschehen und Niemand zweifelte, daß sie nothwendig, daß sie das einzige Gegenmittel gewesen sei. Mir wird es erlaubt seyn, daran zu zweifeln; meine Gründe sind folgende.

Ich nehme das Kriegssystem der Alten, wie es in der schönen Zeit der Kunst war, nicht wie wir es bei der eintretenden ersten Erscheinung des Schießpulvers finden. Von diesem letzten Zustande habe ich so eben ganz kurz gesprochen. Wenn wir von den alten Waffen und von dem alten Kriegssystem sprechen, so ist es vorzüglich bei den Griechen von dem Ende der Heroenzeit herab bis zu dem achäischen Bunde, und bei den Römern von den punischen Kriegen bis höchstens auf die Zeiten Justinians. Belisar ist vielleicht der letzte Feldherr der griechischen und römischen Kunst. Die Bewaffnung ist hier für die Griechen aus dem Homer, Herodotus, und hernach noch mehr aus dem Thucydides und Xenophon und überhaupt aus den guten Schriftstellern der goldenen Zeit der Nation zu sehen. Die spätern geben wenig Licht; und auch der gute Plutarch, den für Politik, Lebensphilosophie und Moral oft ein wahrer Schatz ist, gewährt im eigentlichen Kriegsfache weniger Befriedigung. Für die Römer sind Polybius und sein Uebersetzer und Abschreiber Livius, und Cäsars Tagebücher die ergiebigsten Quellen. Der Unterschied zwischen den griechischen und römischen Waffen ist, wie schon aus dem oben Gesagten erhellet, nicht sehr wesentlich; und in der großen Zeitentfernung können wir, bei der geringen Abweichung der verschiedenen Stücke, in unserer Betrachtung ohne großen Irrthum sie füglich zusammen nehmen. Der kleine Unterschied und die verschiedenen Vorzüge Beider zeigten sich vorzüglich in den Kriegen gegen Pyrrhus und Perseus. Ich mag nun den Hopliten der Griechen oder den gravis armaturae militem der Römer nehmen, er sei Princeps, Hastatus oder Triarius, der Unter-

schied unter allen war weiter nicht wesentlich. Die Aspide und noch mehr das Skutum hatten wenigstens vier Fuß und deckten die ganze Hauptmasse des Körpers. Der Kopf, der zum Umherschauen Freiheit haben mußte, und sich nicht immer hinter dem Schilde verbergen konnte, war durch den ehernen Helm geschirmt. Wenn die Schilde und Helme in dem dreizehnten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung noch die nämliche Größe und Festigkeit gehabt hätten, die sie im sechsten Jahrhunderte nach Roms Erbauung hatten, und man noch die Geschicklichkeit und Standhaftigkeit besessen hätte, sich ihrer in Verbindung mit den Angriffswaffen zu bedienen; so würde höchst wahrscheinlich das neu erfundene Feuergewehr wenig Wirkung hervorgebracht und wenig Veränderung veranlaßt haben. Ich bin davon nach reiflicher Ueberlegung fast mathematisch so fest überzeugt, daß es unter meine Glaubensartikel gehört, eine ächte römische Legion und ächte griechische Phalanx würde eine gleiche Anzahl Soldaten unserer jetzigen Regimenter niederrennen, als ob es Velites wären. Unsere kleinen Kugeln würden durch die großen, schweren, mit Eisen beschlagenen, festen Schilde wahrscheinlich selten ganz durchgedrungen seyn, oder wenigstens hinter denselben nur unbeträchtlichen Schaden gethan haben. Ich nehme Mauvillons Berechnung der Wirkung des Schießpulvers als richtig, aber auch zugleich als das Höchste an, was diese Komposition leistet. Nur selten ist der Mann in der Distanz der größten Wirkung: aber auch dann würde die Kugel, die durch ein ehernes Schildbeschläge und die Unterlage gedrungen wäre, dem Körper selbst wahrscheinlich noch seltener eine tödtliche Wunde schlagen. Nur die Füße würden der Gefahr der Verwundung vorzüglich ausgesetzt gewesen seyn; und diese nehmen auch schon ohne alle Vorkehrung so wenig Raum ein, daß häufige Verletzungen derselben im Allgemeinen bei einem schnellen Angriff nicht sehr wahrscheinlich wären. Den alles beschirmenden Schild am linken Arm, und die

furchtbare lange Lanze, so oder so geformet, in der nervigen Rechten, welche Linie unserer besten Truppen würde dem Einbrechen einer so schrecklich stürmenden Waffenlast widerstehen können? In einem hartnäckigen langwierigen Pfeilgefechte, worunter ich unser ganzes jetziges kleines Feuergewehr zähle, würden freilich die schweren statarischen Waffen am Ende unterliegen müssen, und es würde auch der besten Armee nicht anders gehen, als dem Krassus bei Karrá. Aber welcher vorsichtige Heerführer wird sich in die furchtbare Lage setzen, sich bei seinem wahren Uebergewichte so ohne alle Hülfe zu Grunde richten zu lassen? Krassus ließ sich durch die Vorspiegelungen eines treulosen Fremdlings unbesonnen in unbekannte weite Sandgegenden locken, wo die Parther, deren Anzahl schon so überlegen war, sehr weislich alle Vortheile benutzten, ohne daß die Römer sich durch die ihrigen retten konnten. Krassus, nicht die Römer, litt die Niederlage. Wenn ich von der Ueberlegenheit der alten statarischen Waffen spreche, verstehe ich durchaus nur den Moment des letzten ernsthaften entscheidenden Angriffs mit der Faust, von welchem Jeder bekennen wird, daß ohne ihn unter braven Kriegern die Sache noch nicht völlig entschieden ist. Unser Schießen ist doch weiter nichts, als Velitation und Psilomachie, oder, mit dem letzten Faustangriff verglichen, nur Scharmützel. Bloß der Faustangriff giebt den gewissen Sieg, oder zeigt die Unmöglichkeit desselben. Na tschto tam mnogo strehljat? Na stükach nadobno prinimjat. Wozu so viel Schießen? Man muß aufs Bajonett nehmen; sagt der russische Grenadier, und hat in seiner Seele ohne Zweifel ein richtiges Resultat militärischer Erfahrungen.

Schild und Helm hat man schon längst als ganz untauglich weggeworfen; vermuthlich weil man die Mühe und Kraftanstrengung scheute, sie wieder zu ihrer alten ehrwürdigen Solidität zu erheben: aber die Lanzen hat man hier und da noch lange nachher

gebraucht, und bis in den spanischen Successionskrieg sogar eigene Kriegsleute gehabt, die wie die alten Hastaten von dieser Waffe den Namen führten. Die Pike, welche durchaus nichts anderes, als die alte Lanze ist, behauptete auch noch in der Eröffnung des letzten polnischen Feldzugs, der sich mit dem Untergang der politischen Existenz der Nation endigte, ein Gewicht, das in Erstaunen setzte. Kosciusko, der anfangs nicht gleich Gewehre genug hatte, oder seine Leute wenigstens nicht schnell genug in dem Gebrauch derselben hinlänglich üben konnte, hatte einige tausend Bauern mit Piken bewaffnet, und diese griffen in dem ersten Gefecht bei Krakau einige russische Grenadierbataillone mit solchem Nachdruck an, daß sie dieselben in kurzer Zeit gänzlich warfen. Es war den sieggewohnten Russen eine seltene furchtbare Erscheinung, daß ein beträchtliches Korps aufs Haupt geschlagen wurde, und alle seine Kanonen verlor; und das von einem Feinde, den man so geringe geachtet hatte und dessen Existenz man kaum gestehen wollte. Die Feldzüge des ganzen vorigen Jahrhunderts hatten nur einige ähnliche Beispiele. „Les paysans armés de piques," schrieb der General Tormasow, welcher russischer Anführer bei dem unglücklichen Gefecht war, an den Chef der Armee in einem Privatbriefe, „les paysans s'avancèrent avec une contenance tout à fait incroyable, et nos grenadiers jettèrent les armes et commencèrent à fuir comme des miserables." Und das waren Leute, die vorher bei mehrern Gelegenheiten sehr brav gewesen waren, und es nachher wieder gewesen sind. Mit der Sense, die Kosciusko statt der Pike auf den Schaft pflanzen ließ, ging es nicht so glücklich; und es ließe sich leicht mathematisch beweisen, daß die Pike vor diesem Instrument den Vorzug verdient, das mit dem Bogen geführt werden muß, so wie die gerade Linie der kürzeste Weg von einem Ort zum andern ist, und also dem Stiche vor dem Hiebe der Vorzug gebührt. Die Pike hat deßwegen keinen allgemeinen

Gebrauch wieder gewinnen können, weil man nicht zugleich hinlängliche Schutzwaffen mit ihr verband, damit nicht in die Ferne reichte, und unbedeckt durch den Feuerhagel mit großer Gefahr den Faustangriff wagen mußte. Auch waren die neuen Lanzenträger überhaupt zu wenig mit dem Kriege bekannt; und zu dieser Waffe gehören mehr Vertrauen. Das eingeführte Feuergewehr behielt also auch hier wieder sein Uebergewicht.

Ehe ich es nun wage, eine Idee vorzutragen und etwas auseinanderzusetzen, die zwar vielleicht nicht neu ist, von deren Richtigkeit ich aber sehr fest überzeugt bin: muß ich noch Einiges von dem wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Angriffsarten sagen, dem furchtbaren Faustangriff mit den schweren statarischen Waffen — *οπλοις αγχεμαχοις* — und der Wurfentscheidung, wie nun fast alle unsere Gefechte sind, und welche die Griechen nur leichte Akrobolismen und Grosphomachien nannten. Die Schlachten der alten Griechen und Römer waren in der Regel alle von der ersten ernsthaften Art des Angriffs; und es wird nur selten als ein Beispiel, wie wenig der Feind Achtung verdiene, angeführt, daß schon die Velites die Sache entschieden haben.

In den medischen Kriegen, in den punischen Kriegen der Römer, in den Kriegen gegen Pyrrhus und Philippus und Perseus und Mithridates, und in den bürgerlichen Kriegen der Römer selbst hören wir von nichts, als von jenen furchtbaren Faustangriffen. Polybius beschreibt im siebzehnten Buche seiner Geschichte die Ueberlegenheit der macedonischen Phalanx und der Sarisse über die römische Legion und das Pilum, und zeigt sodann die Ursachen, warum dessen ungeachtet die Römer über die Griechen den Sieg davon getragen haben. Aus dem Ganzen erhellet, daß die Macedonier in den Ebenen den Vortheil der Waffen, die Römer aber durchaus den Vortheil der Taktik hatten. Ihre Gladien und Pilen durchbrachen meistens ziemlich einzeln die Phalanx der Griechen in der

Flanke; und war diese einmal durchbrochen, so konnte es die schwere Aspide und die ungeheuere Sarisse mit dem Skutum und Gladius an Beweglichkeit nicht mehr aufnehmen. Auch in Gallien und Spanien fanden die Römer bei den sogenannten Barbaren meistens Bewaffnungen, die auf den Faustangriff berechnet waren. Wie furchtbar noch spät die Cimbrer den römischen Legionen in der schönsten Periode ihrer Kraft zur Zeit des Marius waren, ist hinlänglich bekannt; und die behoseten Völker wußten sich in nicht geringe Achtung zu setzen. Nur die Spanier scheinen vor und unter dem Sartorius den Römern durch leichte schnelle Velitationen vielen Schaden gethan zu haben.

Der einzige sehr berühmte Feldzug, wo man bloß aus der Ferne focht, und wo die Römer eine der schrecklichsten Niederlagen erlitten, die ihre Geschichte enthält, ist die Unternehmung des Krassus gegen die Parther. Dieser ist vielleicht ein Vorbild der ganzen neuern Kriegskunst. Man sucht, wie die Parther, die Handentscheidung zu vermeiden, und den Feind so viel als möglich mit Wurfwaffen aus der Ferne zu Grunde zu harcelliren. Die Natur des Kriegs kann auch bei uns, nach der jetzigen Einrichtung unserer Waffen, keine andere seyn, zumal da das Tormentenwesen in unserer heutigen Geschützkunst eine ganz andere und zwar weit furchtbarere Wendung genommen hat. Denn die blinden Verehrer der Alten mögen noch so viel von den übertriebenen Wirkungen der Widder und Ballisten und Katapulten der Griechen und Römer erzählen, so wirkt doch wohl ein einziger Kartätschenschuß aus einem unserer Sechspfünder mehr, als mehrere solche Maschinen in einigen Minuten. Von der fürchterlichen Maschinerie des Archimedes gegen die Römer vor Syrakus haben wir nur eine sehr mangelhafte unbefriedigende Beschreibung.

Mit dem angenommenen Uebergewicht des kleinen Feuergewehrs wurde das ganze neuere Kriegssystem auf das Tirailliren

zurückgeführt; und die Franzosen sind in den vergangenen Feldzügen nicht die ersten, die sich dieser Methode mit Vortheil zu bedienen wußten: sie verwebten sie nur mit vieler Feinheit in das System. Die ganze Taktik vor Karl dem Fünften lief mehr oder weniger darauf hinaus: und man hat hinlänglich fast mathematisch gezeigt, daß sie bei einiger Ueberlegenheit der Anzahl und mit Vorsicht in der Wahl des Kampfplatzes durchaus die vortheilhafteste ist. Auch bei gleicher und vielleicht sogar bei geringerer Anzahl ließe sich in manchen Fällen ihr Nutzen noch erweisen. Sie fordert indessen nicht weniger Berechnung und militärische Geschicklichkeit, als das geschlossene Gefecht. Denn es gehört ein hoher Grad von Fertigkeit dazu, sich mit dem größten Vortheil schnell zu zerstreuen, und, wenn es nöthig ist, eben so schnell sich zum Angriff in der Linie zu vereinigen, und alle erforderlichen Wendungen und Veränderungen der Taktik mit Eile und Bestimmtheit auszuführen. Daß man auf diese Weise, wenn man nur noch Stärke genug übrig hat, sich einigermaßen den Wendungen des Feindes entgegen zu setzen, den Vortheil gewinne, ist mathematisch entschieden. Alle Kugeln, welche auf den geschlossenen Feind geschossen werden, haben die Wahrscheinlichkeit zu treffen, weil sie sich concentriren und ihre Wirkung in dem kleinen Raume nicht leicht verfehlen können: und alle Kugeln, welche von den Geschlossenen heraus in die Weite unter die Tirailleurs geschossen werden, haben mehr die Wahrscheinlichkeit zu fehlen, weil sie sich zerstreuen, der Feind nur dünne steht und in einen großen Raum sich ausdehnt. Die Schwärmer arbeiten von außen einwärts konvergirend koncentrisch; die Geschlossenen von innen auswärts divergirend excentrisch: die mechanische Folge ist klar. Aber der größte Vortheil dieser Verfahrungsweise ist, daß man gewöhnlich dadurch den Feind von mehrern Seiten in Bestürzung und Verwirrung setzt, den Hauptangriff verbirgt und auf den Punkt leitet, wohin man ihn haben will

und wo man ihn am besten durchsetzen kann. Aber immer gehört dazu einige Ueberlegenheit, der Anzahl oder der Stellung, und sehr geübtes Kriegsvolk.

Nun kommt der entscheidende Moment des Hauptangriffs. Hier stehen wir allerdings gegen die Alten mit einem bewunderns=würdigen Muth und einer Verwegenheit da, welche bei ihnen viel=leicht für unbesonnene Tollkühnheit gehalten worden wäre. Wir stellen unsere bloße Brust und unsern unbedeckten Schädel unbe=dingt dem Zufall hin, ohne Schutz und ohne Wehre, und lassen jede Kugel, welche faßt, ruhig unsere Knochen zerschlagen. Und hier habe ich mich nun oft gewundert, daß man bis jetzt noch nirgends wieder daran gedacht hat, durch eine Mischung von Altem und Neuem die Hauptstärke des Heers zu bilden, das, zu Schutz und Trutz gleich bereit, den furchbarsten Angriff aushalten und aus=führen könnte. Es muß allerdings zugegeben werden, daß die tiefere Schlachtordnung, wie zum Beispiel die macedonische Phalanx war, gegen die größere Front im Nachtheil ist; und so wie die Kriegskunst stieg und auf einfachere Grundsätze zurückgeführt wurde, vermehrte sich die Front und verminderte sich die Tiefe. Das ist aus der Geschichte bekannt. Schon die Griechen hatten den Anfang gemacht und die Römer gingen darin immer weiter: und Julius Cäsar gewann seine meisten Vortheile in Gallien und in den bürgerlichen Kriegen dadurch, daß er mit ausgedehnter Front den Feind schnell und entschlossen mit Nachdruck umflügelte, oder sonst umging. Eine größere Ausdehnung, als wir nun ge=macht haben, ist nicht wohl möglich, wenn die Front nicht alle Stärke und Wirkung zum Angriff und Widerstand verlieren soll. Deßwegen braucht man zwei Glieder nur bei leichten Gefechten; und bei jedem ernsthaften Vorfall, wo es auf Nachdruck in Aus=halten und Wirkung ankommt, braucht man überall noch drei Glie=der. Man würde unstreitig, wie ehedem geschah, noch viere brau=

chen, wenn man mehr als drei Mann zugleich in ungehemmte Thätigkeit bringen könnte. Man ersetzt also durch mehrere Linien, oder sogenannte Treffen und Reservekorps, was der Stärke einer einzigen Linie fehlt. Ich darf als ausgemacht aus der alten und neuen Kriegsgeschichte annehmen, daß nur allein der Faustangriff die endliche Entscheidung der Sache gebe, und dazu nur die statarischen Waffen die wirksamsten sind. Polybius sagt von den Griechen des achäischen Bundes *), daß sie dieser Meinung gewesen und deßwegen sich immer nur der statarischen Waffen bedient haben. Das Nämliche sagt er bei Zama von den Römern **). Es ist

---

*) Ἀχαιοι — διο και συνετιθεντο προς σφας, μητε ἀδηλων βελων μηδ᾽ ἐκηβολων Χρησασθαι κατ᾽ αλληλων, μονην δε την ἐκ χειρος και συσαδη, γιγνομενην μαχην ἀλιθινην ὑπελαμβανον εἶναι κρισιν πραγματων. Polyb.

**) Ἐτι δε του καθοπλισμου σκεπην και θρασος παρασκευαζοντος, και δια του μεγεθου τοσυ θυρεου και την της μαχαιρας ὑπομονην των πληγων δυσμαχοι γιγνονται και δυςκαταγωνισοι δια τας προειρημενας αἰτιας. Polybius, bei Zama. Vielleicht verdient in der ganzen Weltgeschichte keine Katastrophe solche Aufmerksamkeit, wie diese Schlacht. In der Rede vor derselben an den Römer Scipio erscheint Hannibal größer, als der Sieger am Thrasymen und bei Kanná. Dort erzwingt er Bewunderung; hier fühlt man freiwillig Ehrfurcht. Oft habe ich mir die Folgen für die Menschheit geträumt, die ein Friede bei Zama wahrscheinlich würde gehabt haben. Die Römer hätten Europa beherrscht, die Griechen Asien bis Aegypten, die Karthager Afrika. Die Kultur stand auf einer hohen Stufe; die Vernunft hätte mit dem schönen Gefolge ihrer Tugenden nach und nach ihre Rechte behauptet; Gerechtigkeit und Freiheit hätte gesiegt. Die Eifersucht, in billigen Gränzen, hätte die herrschenden Nationen gegenseitig in Furcht gehalten. Die Römer hätten die Wohlthat der Aufklärung nordwärts getragen, die Griechen nach Osten, die Karthager nach Süden: in Kurzem würden keine Barbaren mehr gewesen seyn und am Senegal wäre ein neues Tyrus entstanden. Die Despotie hätte ihr Medusenhaupt nicht empor gehoben, und die fromme Hirn-

also meine ernstliche Meinung, daß wir, trotz unserm Feuergewehr, den alten, ächten ehrwürdigen Schild mit seiner ganzen Begleitung, Helm und Bruststück und Lanze wieder aufsuchen. Ich will mich näher erklären.

Man brauche den Vortheil, den uns die Feuerwaffen in leichten Gefechten und in der Ferne geben, und nehme die statarischen Waffen zur Faustentscheidung! Es ist eben nicht mein Vorschlag, daß man die Phalanx, oder die Legion in ihrer alten Gestalt wieder einführe. Die mathematische Berechnung möchte zeigen, daß die ausgedehnte Front, wie sie die Römer zu Julius Cäsars Zeiten und schon früher annahmen, besser war, und durch verschiedene Veränderungen und Vereinigungen unserm System immer näher kam. Folard hat weit mehr Kolonnen gesehen, als im Polybius stehen, wie ihm schon Guischard sehr gründlich gezeigt hat. Aber es ließe sich aus unserm kleinen Feuergewehr und der alten ächten triarischen Bewaffnung ein robur exercitus bilden, dessen Angriff sehr furchtbar seyn müßte, und das bei seiner ersten Erscheinung gegen alle unsere Linien entschieden das Uebergewicht hätte.

Was Friedrich der Zweite in seiner Epistel von den drei Gliedern sagt, hat für das Feuergewehr allein seine unumstößliche Richtigkeit. Aber andere Waffen fordern andern Gebrauch. Man bilde also vier Glieder: die zwei vordersten mit alten und die zwei letzten mit neuen Waffen! Ich nehme die alten aus der goldenen

---

wuth hätte nicht den Menschenverstand mit Schande gebrandmarkt. Noch nie ist in der Geschichte ein so großer Zeitpunkt wieder erschienen, und erscheint vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder. Scipio war zu groß als Römer und nicht groß genug als Mensch, um die Vorschläge des Karthagers in diesem Lichte zu sehen. Ob, was ich so oft träumte, auch wirklich nothwendig erfolgt wäre, ist eine andere Frage. Unsere Seele hält sich an Wahrscheinlichkeiten.

Zeit der griechischen und römischen Geschichte, wie wir sie im Polybius und Cäsar finden; und die neuen, wie sie das beste preußische Regiment hat, auf allen Fall mit schottischen, oder schwedischen, oder auch nur russischen Bajonetten. Der Schild, die Aspide, oder der Thyreos, der Helm, von diesem durchaus nur die Kassis; denn jede andere Art würde dem Zweck nur sehr wenig entsprechen, und die Lanze, länger als das römische Pilum, und kürzer, als die macedonische Sarisse, vielleicht von der Länge unserer Kurzgewehre. Die Kniestücke könnte man bei guten Stiefeln füglich entbehren; da, wenn sie von einigem Gewicht wären, sie die Beweglichkeit beträchtlich hindern würden. Diese zwei vordersten Glieder, auf diese Weise ziemlich alt klassisch bewaffnet, würden eine eherne Mauer bilden, durch welche nur selten eine kleine Kugel bringen würde, und hinter welcher also die ganze Schlachtordnung ziemlich sicher wäre. Wenn man einem guten Feuergewehr seine völlige Ladung giebt, so bringt die Kugel, nach gemachten Erfahrungen, im Kernschuß einige Zoll tief in einen eichenen, oder buchenen Klotz. Man nehme an, daß ein Schild, vierthalb bis vier Fuß lang und dritthalb Fuß breit, ein leichtes breternes Gerippe habe, daß er sodann mit doppeltem Leder überzogen und darüber mit Eisenblech beschlagen sei, so wird zwar eine scharfe Kugel vielleicht durchdringen, aber hinter demselben dem Mann gewiß keinen gefährlichen Schaden mehr zufügen. Schwächere Kugeln prallen ohne allen Schaden ab, oder bleiben wenigstens in der Masse selbst sitzen. Es ist wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß jeder gute Anführer seine Leute so bald als möglich ins Gefecht, und in dem Gefecht so bald als möglich zur Faustentscheidung bringen müsse, wenn auch die Leute wirklich gut sind, nachdem er vorher alles so genau als möglich berechnet hat. Cäsar tadelte als Sieger diese Saumseligkeit an Pompejus in der pharsalischen Schlacht, und macht dabei die allgemeine Bemerkung, daß man das natür-

liche Feuer der Leute so viel als möglich vorwärts benutzen, aber nie zurückhalten müsse *).

Durch diese Vereinigung gewänne man nicht allein den Schutz vor den feindlichen Kugeln aus der Ferne, sondern man verlöre auch nichts an dem eigenen kleinen Feuergewehr, welches ich mit Recht zu den bloß velitarischen Waffen gezählt habe. Die beiden vordersten schwer bewaffneten Glieder mit Schild und Helm und Lanze würden, wie jetzt auch unser erstes Glied thut und wie schon die Griechen in der schönen Periode der Kunst thaten, auf die Kniee niederfallen und so mit ihren Schilden sich und ihre Hinterleute gehörig decken, und diesen Platz machen, über sie und ihre Schilde mit ihrem Feuergewehr hinzuarbeiten. Dadurch würde die Wirkung des Feuers über die statarischen Waffen hinweg die gewöhnliche seyn, und sobald der Schuß geschehen wäre, erhöbe sich auch die ganze Linie der Schildträger wieder, um ihre Hinterleute in der neuen Ladung ihres Feuergewehrs desto sicherer zu decken. So wie es nun endlich zum eigentlichen Faustangriff käme, würden sie ganz allein entscheiden: denn ich sehe nicht ein, warum auch bei uns nicht Stärke und Muth und Geschicklichkeit, wie ehemals, wieder allein bestimmen sollten. Was wir jetzt vielleicht für poetischen Schmuck halten, war wirklich nichts als wörtlich die Wahrheit und würde es wieder seyn.

Ἀσπις ἀρ' ἀσπιδ' ἐρειδε, κορυς κορυν, ἀνερα δ' ἀνηρ.

Oder wie der Lateiner spricht:

Concurrunt, haeret pede pes, densusque viro vir, und
Densi cuneis se quisque coactis adglomerant.

*) Est quaedam animi incitatio atque alacritas naturaliter innata omnibus, quae studio pugnandi accenditur: hanc non reprimere sed augere imperatores debent. Caesar. Das verstand in neueren Zeiten Niemand psychologisch besser, als Suworow; etwas zu sehr auf Kosten der strengern, guten Disciplin.

Homer und Maro trugen ohne Zweifel diese Züge aus den Erfahrungen ihrer Zeit auf die Helden ihrer Gedichte zurück. Lukans einfache Worte, stetit omne coactum circa pila nefas, werden dadurch zugleich ein furchtbar schönes Gemälde der Geschichte und des Kriegs und des sterbenden Patriotismus. So schwülstig und überladen sonst dieses Dichters Erzählung ist, so viel Kürze und Nachdruck liegt in diesem einzigen Zuge. Und überhaupt seine ganze Darstellung der pharsalischen Schlachtordnung verdient Aufmerksamkeit und Würdigung; obgleich einige kleine Unrichtigkeiten darin sind, die dem unterrichteten Militär nicht entgehen werden. Sie ist im Ganzen nach den Kommentaren Cäsars gearbeitet, dessen überlegenen Geist der Dichter, trotz seinen heftigen Invektiven, doch anerkennen muß *).

Der Schild, als die Hauptwaffe, würde bei der Annahme dieses Systems, das aus dem unsrigen und dem alten leicht gemischt wäre, noch vorzüglich auch diesen großen Vortheil gewähren, daß man mit ihm und durch seine Veränderung rechts oder links, die Flanke in jeder Wendung besser decken könnte. Jedermann weiß, wie sehr, besonders bei unserer Blöße und der großen Wirkung unserer Feuerwaffen, bei einem Angriff von der Seite zu fürchten ist. Er war zwar den Alten auch gefährlich; aber bei weitem nicht in dem Grade, wie uns. Durch den Schild würde hier

*) Pompeii densis acies stipata catervis
Iunxerat in seriem nexis umbonibus arma,
Vixque habitura locum dextras ac tela movendi
Constiterat, gladiosque suos compressa timebat:
Praecipiti cursu vesanum Caesaris agmen
In densos agitur cuneos, perque arma per hostes
Quaerit iter, qua torta gravis lorica catenas
Opponit, tutoque latet sub tegmine pectus.

Lucan.

alles wieder auf den alten Fuß kommen. Kraft und Muth und Geschicklichkeit würden entscheiden; und der panische Schrecken kann nie ein großes Heer ergreifen und niederdrücken, so lange es noch sein Schicksal von seiner Tapferkeit und seiner Anstrengung abhängig weiß, und sich noch nicht in den Händen des blinden Glücks denkt. Bei dem Rückzug wird sodann der Schild, eben so, wie er es bei den Alten war, noch wohlthätiger, indem er den eindringenden Feind so unschädlich als möglich macht: wenn man vorzüglich dabei, so oft die Gelegenheit es erlaubt, auch das Feuergewehr der zwei übrigen Glieder, eben so wie bei dem Vorrücken, geschickt und besonnen und unerschrocken braucht. Auf diese Weise muß der Rückzug weit weniger gefährlich werden: und es ist leicht begreiflich, wie die Griechen unter Xenophon, aus dem tiefen Asien hervor, einen so langen Weg mitten unter Feinden bis in ihr Vaterland aushielten, ohne von der Uebermacht aufgerieben zu werden. Bei unserm jetzigen System würde eine solche Unternehmung an die Unmöglichkeit gränzen. Auch noch diesen Vortheil würden die Schilde geben, daß man hinter ihnen alles etwas besser vor dem Feinde verbergen könnte, was man eben in dem Moment vor ihm geheim halten will. Mit gesenktem Gewehr kann man hinter einer Fronte von Schilden alle mögliche Veränderungen machen, ohne daß man in einiger Entfernung auf der Ebene etwas davon gewahr werden könnte; welches hinter einem Treffen bloßer Männer nicht so leicht geschehen kann. Auch könnte man den Schild zur bessern Fußung unten vielleicht mit einer etwas scharfen Spitze versehen und die σιδηρα κογχος, oder den ferreus umbo ebenfalls mit einer scharfen Kegelspitze erhöhen, damit das Eindringen desselben desto gefährlicher und der Widerstand gegen denselben desto schwerer würde. Polybius sagt von diesem Schildbuckel — σιδηρα κογχος, ή τας όλοσχερεις άποστιγει πληγας λιθων και σαρισσων, και καθ' όλον βιαιων βελων. Diese Ab-

sicht würde auch bei uns noch nicht ganz wegfallen, da dieser Theil des Schildes die edelsten Theile des Körpers bedeckt; so daß also hier der größeren Gewalt der Kugel eine größere Stärke des Widerstandes entgegen gesetzt würde. Ueberdieß scheint diese Vorkehrung bei den Alten auch noch eine andere Ursache gehabt zu haben, die ich weder bei dem Polybius, noch bei irgend einem andern Schriftsteller angeführt finde. Nämlich, da der Schild vermittelst des Porpax am linken Arme hing, so scheint dieser fereus umbo durch seine Schwere das Centrum gemacht und also zum bessern Gleichgewicht beigetragen zu haben: zumal da auch an dieser Stelle, nach der ganzen Maschinerie der Waffe, die größte Gewalt sowohl im Tragen, als im Schlagen auszuhalten war.

Die größte Wohlthat aber des Schildes, und wo er unstreitig in seiner höchsten Würde erscheint, ist die Beschützung und Rettung einzelner wackerer Männer, die ohne ihn ein Raub des Todes, oder des Feindes wären, oder nur mit Aufopferung mehrerer anderer eben so wackerer Männer gerettet würden. Ὑπερασπιζειν και σωζειν τινας των πολιτων και συμμαχων, sagt, däucht mich, Polybius; und man kann vielleicht nichts größeres zur Ehre des Schildes sagen. Die Beispiele dieser Art in der Geschichte sind überall sehr zahlreich, und ich will hier nur das einzige, sehr bekannte des braven, ehrwürdigen Sokrates anführen, der bei Potidäa seinen jungen Freund aus der Schlacht trug. Wir vergessen, daß er Alcibiades rettete und vielleicht die Pest des Vaterlandes zurückbrachte: es ist genug, er rettete einen Bürger; und es war schon damals unter Menschenkennern ausgemacht, dieser junge Mann werde, sei es im Guten, oder im Bösen, nichts Mittelmäßiges werden. So wie das Leben dieses liebenswürdigen Alten eines der merkwürdigsten und lehrreichsten ist, so ist vielleicht dieses einer der schönsten Momente dieses Lebens.

Daß die Lanze durch ihre Länge und Leichtigkeit und Beweg-

lichkeit im Faustgefechte den Vorzug vor unserm Bajonett haben würde, ist wohl kaum zu bezweifeln, da es selbst in der neuern Kriegsgeschichte noch Beispiele des Uebergewichts dieser Waffe giebt, wenn es zum Handgemenge kam. Bei den alten Dichtern stand dieselbe in so großem Ansehen, daß sie oft vorzugsweise einen Krieger nur αιχμητης nennen: Shakspeare hat also in dieser Rücksicht einen der schönsten Namen, der Lanzenschwinger. Man denke sich die Stellung: die Linke schützt, die Rechte schlägt; und schon deßwegen wird die Bewegung an Schnelligkeit gewinnen, weil nicht beide Arme mit dem ganzen Körper zugleich nach Einem Punkte hinarbeiten dürfen, sondern bloß die Rechte den Stoß führt und wiederholt. Mich däucht, keine unserer jetzigen Schlachtordnungen würde einer so bewaffneten eindringenden Last widerstehen können, wenn sie ihren Vortheil mit Entschlossenheit, Geschicklichkeit und Behendigkeit zu gebrauchen verstände. Die Behandlung der Lanze mit dem Amentum würde, so wie jetzt die Sachen stehen, gar nicht nöthig seyn; wenn sie aber nöthig würde, so könnte diese Uebung, wodurch man die Waffe einiger Maßen zur fern treffenden machte und sie durch Zurückziehung beständig doch auch zur nahen statarischen brauchte, ihr noch eine neue Furchtbarkeit geben. Ich spreche überall durchaus nur von dem Faustangriff, den ich allein für entscheidend halte, und der so schnell als möglich herbeigeführt und so schnell als möglich geendigt werden muß.

Vielleicht wendet man hier ein, was schon manche Verfechter des Pulversystems mit anscheinender Humanität vorgebracht haben, daß ein solcher Kampf wieder weit blutiger seyn und unendlich mehr Menschen kosten würde. Diese Einwendung ist Sophisterei. Im Kriege will man Entscheidung; Entscheidung wird bewirkt durch unwidersprechliches Uebergewicht eines Theils; das Uebergewicht durch Vernichtung der größten Menge, oder gänzliche Entkräftung. So lange der Feind Kräfte fühlt und Verstärkung hoffen kann, ist

er nicht besiegt. Der Mann stirbt muthiger und besser und würdiger in dem Gefühl und der freien Anstrengung seiner Kraft, als wenn er das Opfer eines blind fallenden Glücks ist. Es ist mehr Humanität, wenn ein einziger blutiger Tag entscheidet, als wenn Jahre in Druck und Elend hingezogen werden. Wer in dem Moment der großen Krise am besten und sichersten morden kann, ist der beste Menschenfreund; er führt den Zweck des Kriegs, den Frieden, am thätigsten herbei. Diese Krise ist die traurige Kollision der Menschennatur, wo vorher jede gütliche Rechtspflege mit ihren Aussprüchen unkräftig war.

Wehe dem Manne, der diese Momente zur Plage der Menschheit aus irgend einer glänzenden, oder schmutzigen Leidenschaft verlängert! Er verdient, daß kein Rechtlicher ihn achte, daß ihm sein Pfühl keine Ruhe giebt, daß ihm Dolchspitzen aus der Mauer drohen, daß er in jedem Menschenantlitze einen Henker sieht, daß der Genius des Geschlechts alle Harpyien an seiner Seele nagen läßt. Die Menschheit verstummt in dem Moment der Entscheidung, oder der Krieg wäre ein Widerspruch mit seiner Natur: wo sie länger verstummt, als es durchaus nothwendig ist, sind die Krieger feige Niederträchtige, oder wilde Kannibalen. Wir müssen uns dem Glück so viel als möglich zu entziehen suchen; das will unsere Vernunft, das ist das Resultat der besten Psychologie. Nur durch Gebrauch und Anstrengung der Kraft gewinnt der Muth seine Festigkeit und ein Gleichgewicht, das weder Sieg noch Tod aus dem Angel hebt. Man macht der Versuche so viele, die alle auf viel schwankenderen Hypothesen beruhen, als diese Forderung; warum sollten wir nicht auch hier, in einem der wichtigsten Vorfälle des Lebens, einmal unsere ganze Kraft sammeln? wäre es auch nur um zu sehen, wie weit wir die Alten zurück gelassen haben, oder hier hinter ihnen zurück stehen.

Man wende nicht ein, daß das Menschengeschlecht an seiner

Kraft so herabgeschwunden sei, daß unser Schädel den Helm, unser Arm den Schild nicht mehr tragen könne, und unsere Rechte die schwere Lanze nicht mehr zu schwingen vermöge! Eine solche Behauptung wäre Frevel und Blasphemie gegen die plastische Natur. Wir sind gewiß noch die nämlichen, sobald wir nur wollen. Was würde ein alter Liburner Bootsmann von unsern übermenschlichen Kräften denken, wenn er ein englisches Linienschiff der ersten Größe sähe? Der Schild wird unser Gewehr nicht sehr viel überwiegen, das doch ein Mann tagelang in der ungemächlichsten Lage tragen muß. Uebung und Anhaltsamkeit vermehrt die Kräfte unglaublich. Ich bin fest überzeugt, ein römischer Tiro würde es anfangs eben so schwer finden, unser Gewehr zu tragen und zu handhaben, als unsere Rekruten, den römischen Schild zu führen. Beide müssen es lernen. Die alten Waffen hatten vor Allem auch schon den Vortheil, daß ihr Gebrauch die Kräfte des Körpers mehr ins Gleichgewicht setzte. Der Soldat zog sie an, wie seine Kleider, sagt Cicero; und derjenige, von dem man dieses nicht sagen konnte, gehörte gewiß noch zu den Tironen. Arma induere ist nicht allein bei den Dichtern, sondern auch hier und da bei den Geschichtschreibern, der feierliche Ausdruck, und scheint vorzüglich das Wohlthätige der Schutzwaffen anzuzeigen. Cicero fordert von dem Krieger, daß er seine Waffen mit der nämlichen Festigkeit und Leichtigkeit brauche, als ob sie Glieder seines Körpers wären: und ob er gleich selbst eben kein ausgezeichneter General war, so wußte er doch von der Sache, wie fast von allen Dingen, sehr richtig und gut zu sprechen. Wie sollte er auch nicht eine gültige Stimme über einen Punkt haben, der jedem jungen Römer wie das Alphabet bekannt seyn mußte?

Unser Gewehr hängt mit seinem ganzen Gewichte und seinem ganzen Gebrauch fast allein nur dem linken Arme zur Last, und schwächt daher auch vorzüglich nur die linke Seite. Es ist viel-

leicht, als ein Zeichen dieser Schwäche, bei unsern Armeen schon eine alte Bemerkung, daß der Mann fast immer nach dem Gewehr hängt, welches sich auch im Gange zeigt. Aber eine eben so gemeine Erscheinung ist es auch, daß von dieser übertriebenen örtlichen Anstrengung alte Soldaten vorzüglich im linken Arme die Gicht bekommen. Der übrige Körper und besonders der rechte Arm hat verhältnißmäßig nicht genug zu arbeiten. Uebrigens hat vielleicht die ganze alte Bewaffnung in allen ihren Wendungen keinen so schwierigen Moment, als wenn bei der unsrigen ein Soldat nur eine Minute im Anschlage liegen soll. Die Sache läßt sich sehr leicht mechanisch berechnen; ich habe Leute von ungewöhnlicher Kraft gekannt, denen diese Anstrengung sehr viel kostete. Es giebt bei uns nur selten Officiere, die das Mechanische der Waffenübungen aus eigener, hinlänglicher Erfahrung kennen und das Wesentliche und Nothwendige von der überflüssigen, kleinlichen Schulmeisterei gehörig unterscheiden; es ist also nicht selten, daß eine ganze Kompagnie, bei verdrießlichen Rekrutendemonstrationen, die man an den Korporal weisen sollte, bis zum Angstschweiß jämmerlich mit Tempos geplagt wird, die nur erst durch Schnelligkeit leicht und nützlich werden. Zu diesen Tempos gehört nun wohl das Anschlagen nicht ganz, da man doch einen Augenblick Zeit nöthig hat, um dem Schusse einigermaßen die nöthige Richtung zu geben, daß die bezweckte Wirkung wahrscheinlich werde. Aber wenn man es zu sehr dehnt und auspredigt, werden die Muskeln des linken Arms zu einer furchbaren Ermattung angestrengt; und ich weiß mehrere Beispiele, daß das Bajonett auch Leuten zu Boden sank, die keine Schwächlinge waren. Nichts umsonst! ist im Kriegshandwerke mehr, als in irgend einem andern ein nothwendiger Grundsatz: und wer das Gegentheil glaubt und thut, gehört auch hier zu den kleinlichen Autoschediasten.

Nun wird man mit der Frage kommen: Gesetzt, wir sichern

uns auch mit riesenmäßiger Anstrengung gegen die Wirkung des kleinen Feuers; womit schützen wir uns gegen die Artillerie? Artillerie gehört gar nicht mehr zu dieser Abtheilung des Kriegs; Kanonen sind ein ganz anderes Feld. Unser Geschütz ist an die Stelle des alten Tormentenwesens getreten; und hier sind wir durch Hülfe der neuen Physik den Alten ohne Zweifel furchtbar überlegen. Gegen Artillerie ist nur mit Artillerie zu fechten, wenn man sie beschwichtigen und nicht mit einem gewagten Faustſtreich sich ihrer bemächtigen will. Gegen Kanonen brauche man Kanonen und gegen Kartätschen Kartätschen! Ein Kartätschenschuß ist unstreitig die entsetzlichste Erfindung, die von der menschlichen Natur zu ihrer eigenen Zerstörung gemacht worden ist. Die Erfindung ist freilich so leicht und so natürlich, daß von der Kugel zur Kartätsche kein anderer Uebergang ist, als von der Einheit zur Mehrheit; und mich wundert, daß man nach dem Beispiel der Jäger, die Kartätschen bis jetzt noch nicht auf das kleine Gewehr angewendet hat, um die Wirkung desselben zu vergrößern. Es ist der nämliche Grund, und die nämlichen Mittel, freilich nicht ganz so mörderisch, liegen am Tage. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Humanität das Hinderniß gewesen sei. Ein Dutzend Wolfshagel über eine Paßkugel würde eine stattliche Gewehrkartätsche machen, und die Wirkung des Schusses außerordentlich vervielfältigen. Man will ja nicht, daß die Kugel tödte; sie soll nur ihren Mann verwunden, ihn zum weitern Gefecht untüchtig machen, und ihn aus der Linie bringen; und in dieser Rücksicht würde vielleicht durch Anordnung einer solchen Methode die Humanitat noch gewinnen. Der Wunden würden mehr, aber der tödtlichen weniger. Ich habe gehört, daß die französischen Jäger im vorigen Kriege bei einigen Gelegenheiten den Anfang dazu gemacht und ihre Kugeln zur Ladung geviertheilt haben. Aber wozu so viel Mühe, da man es kürzer haben kann, und da überdieß jede andere Form den Gewehrlauf mehr

angreift und verderbt, als große oder kleine Kugeln? Barbarei wäre es, wenn man dadurch die Wunden nur schmerzlicher und langwieriger machen wollte; denn merklich gefährlicher werden sie nicht.

Gegen Kanonen kann man also in die Länge nur mit Kanonen schlagen. Das ändert aber in der Sache nichts, und hebt den Vortheil der Schutzwaffen gegen das kleine Feuergewehr nicht auf. Ich darf auch hier sogar behaupten, daß ein Kartätschenschuß einer beschildeten Front nicht so viel schaden wird, als einer andern mit bloßer Brust. Eine scharfe Kartätschenkugel wird allerdings durch den Schild schlagen und den Mann darunter schwer beschädigen, oder gar tödten: aber hätte sie wohl weniger gethan, wenn dieser Widerstand nicht da gewesen wäre? Die schwächere wird aber zurückprallen und ohne Wirkung seyn, die ohne diesen Schutz manchen gesunden Knochen hätte zerschlagen können. Die Unordnung, die ein Kartätschenschuß unter den Schilden anrichten kann, ist nicht größer, als sie auch unter unbedeckter Mannschaft seyn würde. Eine kleine Kugel in ihrer Kraft giebt einem Manne unter dem Helme, wenn dieser nur einigermaßen fest ist, einen betäubenden, vielleicht gefährlichen Schlag: aber sie würde in der nämlichen Richtung jeden ohne Helm getödtet haben. Wenn ein Kartätschenschuß den bloßen Kopf trifft, ist wohl jedem Wundarzt die Arbeit erspart: aber wenn ihn der Helm schützt, kann der Mann gegen einen schwächern Schuß vielleicht mit einer Quetschung durchkommen. Die Beispiele sind nicht ganz selten, daß Officiere durch ihre Ringkragen gerettet worden sind, von welchen die Kugel zurückfuhr. Dieses Diminutivschildchen ist höchst wahrscheinlich noch ein Ueberrest des alten Thorax; daher man es auch mit richtiger Analogie im neuern Latein nur pectorale nennt. Der General Dombrowsky wurde im vorigen Kriege in Italien, ich glaube bei Trebia, durch Schillers dreißigjährigen Krieg ge-

schützt, den er in der Tasche des Oberrocks trug und der General Igelström in Warschau durch den Stern auf der Brust, der aus Silberplatten bestand. Beide Vorfälle weiß ich aus dem Munde der Männer selbst, und habe vom ersten in Rom das Exemplar des Buchs selbst gesehen, das die Kugel zwar ziemlich tief, aber doch nicht ganz durchgeschlagen hatte. Wenn solche Kleinigkeiten Rettung geben können, warum sollte man nicht auf Mittel denken, sich wesentlich zu schützen? Muth ohne Gedanken auf Sicherheit ist nicht von der wahren Art, und ziemt höchstens nur dem gemeinen Krieger, der die Sorge für seine Sicherheit in die Hände des Anführers niedergelegt hat, und pflichtmäßig unbedingt dessen Befehl vollzieht. Wenn Schild und Helm ihre Beschwerde haben, so lohnen sie auch reichlich dafür. Man setzt sich dadurch keiner größern Gefahr aus; aber man wendet viele Gefahren ab. Jeder Angriff wird dadurch erleichtert und jeder Rückzug weniger gefährlich gemacht: davon bin ich so fest überzeugt, daß ich mit der Bewaffnung, wie ich sie mir klassisch denke, jeder noch so gut bewaffneten und noch so fertig geübten Linie des neuern Systems, von nicht zu großer Ueberlegenheit, ruhig entgegen gehen würde.

Der Synaspismus der Alten ist bekannt, und muß bei Angriffen und Vertheidigungen den Feinden eine furchtbare, bewegliche, eherne Mauer seyn: und vorausgesetzt, daß wir das Nämliche mit Geschicklichkeit, Kraft und Nachdruck ausführten, müßte das Nämliche gegen Reiterei und Batterien und selbst wol bei Ersteigung der Festungen, wo bekanntlich der Schuß sehr wenig entscheidet, die nämliche unwiderstehliche Wirkung hervorbringen. Nichts würde diesen Synaspismus brechen können, als Kanonenkugeln und der Kernschuß der Kartätschen: aber diese sind ohne ihn von noch weit schrecklicherer Wirkung. Die Lateiner nennten diese Zusammenschildung, deren Wirkung außerordentlich gewesen seyn muß, mit einem sehr originellen Ausdruck Testudo, eine Schildkröte; und,

si parva licet componere magnis, nichts konnte passender seyn. Wie dieses Thier unter dem natürlichen Schutze so lange gegen seine Feinde geschirmt ist, bis eine stärkere Gewalt seine Schale zertrümmert, so konnten unter dieser Anordnung die Krieger mit der ganzen Masse ihrer Kraft sicher auf Einen Punkt wirken, bis eine größere Kraft diese Schildmauer brach; welches nicht so leicht war, und jetzt, die Artillerie abgerechnet, noch schwerer seyn würde, als ehemals.

Die gleichen Vortheile der Kanonen mitgenommen, halte ich also Schild und Helm und Lanze für das robur exercitus, bei dem die Alten billig so kühn und unerschrocken waren, und denke, daß unser kleines Gewehrfeuer nur zu den Velitationen gehört; daß es zwar die Schleuderer und Bogenschützen sehr übertrifft, aber gegen die Waffen der Hopliten in Männerhänden wenig vermag; man müßte denn auf den Faustangriff Verzicht thun, und nur aus der Ferne fechten wollen. Aber diese Gefechte sind eben nichts als Velitationen, und entscheiden nichts.

Dieses wäre also die Waffe des Fußvolks. Ob die Reiter durch den Gebrauch der alten Waffen der Reiterei gewinnen würden, oder ob der Vortheil dem Aufwand von Kosten und Kräften hinlänglich entsprechen dürfte, darüber wage ich keine Stimme: zumal da ich überhaupt, nach einem ziemlich aufmerksamen Studium in der Kriegsgeschichte, nicht sehr geneigt bin, der Reiterei im Kriege vielen Vortheil zuzugestehen. Wenigstens kann ich mich nicht überzeugen, daß das außerordentlich starke Verhältniß der Reiterei zum Fußvolke, welches man gewöhnlich auf den dritten Theil ansetzt, am vortheilhaftesten berechnet sei. Von den ältesten Zeiten bis zu den neuesten herab, hat man den Waffen des Fußvolks die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie den Krieg entschieden. Ueberall, von Cyrus an, bis auf Friedrich den Zweiten, warf die Reiterei nur die Reiterei: und nirgends hat man Bei-

spiele, daß die beste Reiterei, gegen eine gewöhnlich gute Infanterie durchgedrungen wäre, wenn diese nicht vorher von der Artillerie so eingebrescht war, daß sie sich nicht mehr stellen konnte, und also außerdem schon über halb verloren war. Wo die Infanterie gegen die Reiterei verlor, war sie entweder schon vorher von Kartätschen zu Grunde gerichtet, oder sie hatte keine guten Anführer, oder sie taugte selbst nichts, und konnte oder wollte ihre Schuldigkeit nicht thun. Ueberall finden wir bei dem Cäsar und Polybius, wo in Geschwindigkeit nur mit Reiterei ein Streich ausgeführt werden sollte und nicht konnte, die Klage: wir hatten keine Infanterie. Die gegenseitige Klage über Mangel an Reiterei fand nur selten Statt, und hieß dann nirgend etwas anders, als: wir konnten den Vortheil, den wir gewonnen hatten, nicht so gut und schnell genug benutzen; weil die Reiterei nämlich sich geschwinder bewegt.

Man kann vielleicht bemerken, und ich bin nicht der Erste, der dieses thut, daß von der Periode an, wo der Gebrauch der Reiterei im Kriege das Uebergewicht über den Gebrauch des Fußvolks erhielt, bei jeder Nation die Kriegszucht bald in Verfall gerieth: und nie waren diejenigen Nationen entschieden furchtbar im Kriege, deren Stärke vorzüglich die Reiterei ausmachte. Die Zeit der spätern Griechen und Römer und unsere Ritterzeit war durchaus nicht die Zeit der ernsten Kriegszucht und der berechneten Taktik, so wenig als der liberalen Philosophie. Wir finden zwar, daß die Athenienser auf Antrieb ihrer Demagogen zur Zeit des peloponnesischen Kriegs es zu einem Glaubensartikel ihrer Politik machten, mehr Reiterei zu haben; und auch Xenophon suchte sich auf seinem Rückzuge mehr Reiterei zu verschaffen; aber bei ihnen waren die Reiter bei weitem nicht in dem großen Verhältniß der Zahl und zu einem andern Behufe, zu dem eigentlichen Zwecke, zu dem sie ihrer Natur nach zu passen scheinen: zu schnellen Velitationen, zur

Säuberung der Gegend von kleinen Schwärmen der Feinde, zur geschwinden Besetzung wichtiger, leerer, oder schwach vertheidigter Stellen, bis man sie ernster vertheidigen konnte, und um die Nachlese des Sieges zu halten. Wo die Reiterei die Reiterei schlug, war damit noch nie etwas Entscheidendes für die Schlacht gethan; und die Alten und Neuen erwähnen es immer nur als einen Umstand, der gute Hoffnung gab, weil es dem ganzen Heere, der eigentlichen Stärke des Streits, Muth machte, und den Feind etwas in Furcht setzte. Es ist selbst nach dem Geständniß enthusiastischer, sehr guter, muthiger Reiter entschieden gewiß, daß die Reiterei gegen gut eingearbeitete und fest entschlossene Infanterie nie etwas Wesentliches unternehmen wird: und wo es in der neuen Kriegsgeschichte das Gegentheil zu seyn scheint, war das Fußvolk, wie oben erwähnt wurde, entweder schon von der Artillerie zusammengeschossen, oder es war nichts werth.

Mir scheint es hinlänglich erwiesen zu seyn, wenn man einige kleine Vortheile nach dem schon erfochtenen Siege aufgiebt und abrechnet, daß die Reiterei von wenigem Nutzen sei, wenigstens nicht die Dienste leiste, die eine wohl eingerichtete Infanterie mit der Hälfte der Kosten doppelt gewährt.

Das Ueberflügeln der Reiterei kann nichts Fürchterliches haben, wenn die Flügel mit hinlänglichen Batterien gehörig besetzt sind, die von entschlossenen, muthigen Bataillonen vertheidigt werden. Die geworfene Reiterei macht nur desto größere Unordnung und sammelt und formirt sich in der Nähe des Feuers, unter dem panischen Schrecken der Thiere, bei weitem nicht wieder so geschwind, als das Fußvolk, ob sie sich gleich sodann schneller bewegen kann. Der Nutzen der Reiterei besteht also vorzüglich in schnellen Recognoscirungen, im Reinhalten der Gegend von kleinen Streifzügen, in Unternehmung solcher Züge selbst und in Präoccupirung schicklicher Posten, bis man sie durch Infanterie und Ar-

tillerie hinlänglich besetzen kann. Das sind die Reiter überall gewesen, wo Taktik und Disciplin auf einem etwas höheren Standpunkt waren; und nur der Verfall der Kriegswissenschaft konnte sie im Mittelalter auf die erste Stelle der Armeen bringen. Das Feuergewehr hat sie noch mehr in Nachtheil gesetzt, da die Thiere nur mit vieler Mühe in dem Grade zum Angriff gewöhnt werden können, daß sie sich bei der mörderischen Wirkung desselben und dem panischen Schrecken davor, mit Richtigkeit und Ruhe behandeln lassen. Ehemals schwieg der Donner, und gegen den Lärm der Schlacht war das Roß noch bald hinanzuzwingen, und so konnte der Gladius zuweilen immer noch den Schaft der Lanze des Schildsoldaten entzweihauen und den Vortheil weiter verfolgen. Jetzt ist es ein Wunder, das an die Fabel gränzt, wenn man erzählt, daß ein Türke mit seinem Damascener Säbel einen Gewehrlauf eines russischen Grenadiers von einander gehauen habe. Die Fälle sind gewiß äußerst selten, und machten dann nur den Gewehrlauf zum fernern Feuergebrauch untüchtig, raubten aber nicht dem Manne den Gebrauch seines Bajonnets, auf welches hier das Meiste ankommt.

Die einzige Methode, wodurch die Reiterei auch zur ernsthaften Entscheidung fähig gemacht wird, ist, wenn sie mit sogenannter reitender Artillerie von hinlänglicher Stärke nnd Fertigkeit versehen wird; ein Gedanke, dessen Wichtigkeit man jetzt überall zu fassen und zu verfolgen scheint!

Ob man nun die Reiter zu ihrem jetzigen Behuf so bloß, ohne Schutzwaffen, hinstellen und handeln lassen solle, mag ich nicht entscheiden. Mir scheint es, daß die alten Kataphrakten, wenn man sie nicht allzu schwer machte und aus eben diesem Grunde mit einem gut eingerichteten Helm versehe, immer noch von sehr großem Nutzen seyn würden. Auch hört man, daß man hier und da den ge-

hörig modifizirten Gebrauch derselben wieder hervorsucht. Unser Kuiraß ist zwar nicht ganz der Thorax der Alten; aber für unsern Reiter doch wohl das beste Surrogat desselben, wenn man ihm nicht die Parma zurückgeben will, die ihm vielleicht wenig helfen dürfte, da seine ganze Wirkung mehr auf Schnelligkeit und Gewalt des Angriffs beruht, und da der Mann fast mehr für sein Thier, als für sich selbst besorgt zu seyn Ursache hat. Warum man aber der Reiterei, die man gegen Infanterie brauchen will, nicht die lange Lanze läßt, und sie nicht in dem Gebrauche derselben anhaltsam übt, kann ich nicht begreifen, da es doch leicht einzusehen ist, welchen nicht gewöhnlichen Vortheil eine so entscheidende Waffe, gut geführt, bei Angriffen geben muß. Zur Vertheidigung mit derselben dürfte es vielleicht seltener der Fall seyn: doch fehlt es nicht an Beispielen, daß sich Kosaken und Uhlanen bei einzelnen kleinen Gefechten einen großen Vortheil damit zu verschaffen wußten. Wenn es auf irgend eine Weise möglich ist, mit Reiterei entscheidend gegen Infanterie zu wirken, so muß es mit der Pike, verbunden mit reitender Artillerie, geschehen; doch habe ich noch nirgends gehört, daß je etwas Nachdrückliches auf diese Weise schon damit versucht und ausgerichtet worden sei. Man hat zwar einige Mal einige Kosakenpolks abgerichtet, mit der Pike in geschlossener Linie zu reiten und den Angriff zu machen; aber man ist bis jetzt nicht sonderlich glücklich gewesen. Mann und Roß scheint bei dieser gemischten Nation einen so großen, angebornen Respekt vor dem Schusse zu haben, daß man mit einer einzigen Kartätsche zuweilen einem ganzen Regimente die Richtung rückwärts giebt. Auch die preußischen und polnischen Uhlanen haben bis jetzt gegen die Infanterie mit der Pike noch nichts versucht. Was damit zu versuchen wäre, überlasse ich entschlossenen und geschickten Reitern zu erwägen. Wenn es mit dieser Waffe nicht geht, Pistolen und Säbel werden der guten Infanterie nie gefährlich werden; und die Thiere

werden schwerlich jemals dahin gebracht werden, mit dem Choc durch eine festhaltende Feuerlinie mit Bajonetten zu brechen.

Ob dem Kavalleristen nicht auf alle Fälle auch ein guter Stoßdegen vortheilhafter wäre, als die Schneidewaffe, bedürfte einer genauen Untersuchung. Beides zu vereinigen hat man mit Recht hier und da der schwereren Kavallerie noch spitzige Seitengewehre gelassen; aber bei weitem der größte Theil hat Seitengewehre in Säbelgestalt, die zum Stoß sehr wenig geschickt zu seyn scheinen; und doch verhält sich beständig der Stoß zum Hiebe, wie die gerade Linie zur krummen. Freilich gehört zum Stoß, in Vertheidigung und Angriff, mehr Geschicklichkeit und Uebung: aber es ist auch darin mehr Wirkung und Sicherheit, wie die Erfahrung durch mehrere Beispiele lehrt. Noch im siebenjährigen Kriege gaben davon ein Beispiel bei der Armee die sogenannten Bückeburger Eisenmänner, eine Art von Kataphrakten, die den Franzosen anfangs so furchtbar waren, daß man fast kein Kommando gegen sie vorwärts bringen konnte, bis der französische General seinen Dragonern gegen dieselben lange Stoßdegen gab, mit denen sie ihnen Französisch sehr geschickt durch die Schienen die Rippen trafen. Von dieser Stunde an waren sie nicht gefährlicher, als die übrigen.

Daß unserer Infanterie kein Degen und überhaupt kein Seitengewehr mehr nütze, seitdem man das Gewehr mit dem Bajonett bewaffnet hat, ist eine ziemlich ausgemachte und anerkannte Sache. Wenn der Mann sein Bajonett verloren hat, ist er selbst verloren; und es wird ihn wohl schwerlich irgend eine andere Handwaffe retten, die dem Säbel ähnlich wäre. Das hat man so allgemein gefühlt, daß man in den meisten Armeen dem Musquetir dieses überflüssige Instrument abgenommen hat. Zwar setzt sich noch überall der alte eingewurzelte Ehrgeiz gegen die Abgabe; aber warum soll der Soldat ein unnützes lästiges Instrument tragen, das ihm durchaus von gar keinem wesentlichen Vortheil seyn kann? Die Eng-

5*

länder, die Franzosen, die Russen und die Oestreicher haben es nach guter Berechnung abgelegt; und ich zweifle nicht, daß die Uebrigen nach und nach allmählich auch folgen werden. Den Grenadieren läßt man das Seitengewehr zu gewissen Behufen billig noch; aber dann muß man es anders modificiren, als man es gewöhnlich findet. Es muß dem Gladius der Römer näher gebracht werden. Weil sein Gebrauch meistens nur in Faschinenhauen und ähnlichen Verrichtungen bestehen kann, muß es Masse und Gewicht haben. Nur bei wenigen Truppen ist es zweckmäßig dazu eingerichtet. Bei den Russen hatten es einige Grenadierregimenter von dem Fürsten Potemkin erhalten, der überhaupt in dem Wesen des Dienstes mehrere sehr wohl berechnete Einrichtungen getroffen zu haben scheint, die ihm seine Feinde und Neider nicht gern zugestehen wollten. Im Gefecht sind sie von keinem Gebrauch; und so fürchterlich sie aussehen, ist es doch noch keinem Grenadier eingefallen, an sie zu denken, wo er sein Bajonett haben konnte. Aber bei Feldbeschäftigungen zu Faschinenbinden, und bei Verhauen können sie in den Händen der Menge von großem Nutzen seyn. Für den Mann mit dem Feuergewehr ist also, wenn er sein Bajonett verloren hat, wohl das einzige Heil eine besonnene Flucht: aber den Schildträgern würde man, auch auf den Fall des Verlustes der Lanze zum Gefecht, solche gladienähnliche Instrumente immer mit Vortheil lassen, da ihr Schild ihnen den Gebrauch derselben bei mißlichen Lagen sehr erleichtern würde. Wenigstens ist mehr Wahrscheinlichkeit des Nutzens da, als bei Leuten ohne alle Bedeckung gegen die längern Stoßwaffen.

Es sei mir nun noch erlaubt, auch einiges über militärische Kleidung hinzuzufügen, da dieser Gegenstand gewiß einer ernsteren Ueberlegung würdig ist, als es anfangs scheinen möchte. Von den Alten haben wir über militärische Kleidung nicht so viel Nachrichten, als es vielleicht der Antiquar wünscht; denn für die neuen

praktischen Maßregeln dürfte, vorzüglich in unserm Klima, wol wenig davon brauchbar seyn. Daß die Römer ihr kürzeres Kriegskleid hatten, das sie Sagum nannten, ist so bekannt, daß sich jeder Schüler sprichwörtlich daran erinnert. Die römische Nationalfarbe war, wie an der Toga des Friedens, also auch hier, weiß, oder vielleicht ohne Walke, weißgrau, die den Schmutz am wenigsten sehen ließ. Es versteht sich, daß auch die Abzeichnung der Prätexta nach den verschiedenen höhern Militärgraden, wie im Civil, stattgefunden haben wird: und das purpurne Paludamentum war ausschließlich dem Feldherrn eigen. Von den Spartanern lesen wir, daß sie im Felde die rothe Farbe trugen, um das Blut, das nothwendig fließen mußte, weniger in die Augen fallen zu lassen: eine psychologische Maßregel, die dem Muth der Nation keinen Eintrag thut, sondern ihr vielleicht mehr Ehre macht, da sie durch dieselbe sogleich an die Blutfarbe gewöhnt wurde! Mich däucht, daß dieses ein Grund ist, der bestimmen kann, diesem alten, unerschrockenen, kriegerischen Völkchen in diesem Punkte nachzuahmen. Die alten Römer und Griechen trugen in ihrer Zeit keine Beinkleider. Das ist so bekannt, daß die Dichter die Barbaren nur gentes braccatas, behosete Völker nannten: und in diesem Sinne wären freilich Sanscülotten ganz ächte Republikaner.

Ich nehme gern an, daß unsere heutige europäische Kleidung auch den Bedürfnissen des Kriegs am angemessensten ist; wenn sie nur so modificirt wird, daß sie dem Entzweck des Feldzugs gehörig entspricht. Daß sie so ästhetisch sei, oder es je werden könne, wie die der Alten es war, läßt sich wohl nicht behaupten. Eine Kleidung, die keinen reichen Faltenwurf erlaubt, kann nie sehr ästhetisch schön werden.

Von der militärischen Kleidung wird vorzüglich gefordert, daß sie den Körper gehörig warm halte und bequem sei, daß sie sich leicht und schnell anlegen lasse, und daß sie den Mann in keiner sei-

ner militärischen Funktionen hindere. Welche von unseren militärischen Kleidungen diesen Forderungen am meisten entspräche, oder wie das Fehlende am zweckmäßigsten ersetzt werden könnte, wäre allerdings eine Untersuchung, deren sich auch ein König nicht schämen dürfte: wenn man nur immer auf das wahre Bedürfniß und den richtigen Entzweck sähe, und nicht vorzüglich hier die Oekonomie bis zur kleinlichen Kärglichkeit triebe. Es ist vielleicht nicht zu tadeln, wenn man, wie es jetzt in dem Preußischen geschehen soll, das Kamisol zu ersparen sucht und nur die Flügel an den Rock näht; aber desto gewissenloser ist es, wenn das Kleidungsstück so schlecht und knapp und ärmlich geliefert wird, daß es kaum die Blöße deckt und vorzüglich den Unterleib leiden läßt, aus welcher Vernachläßigung ganze Kohorten Krankheiten und besonders die fürchterlichen Koliken und Ruhren herkommen, die oft bei den Armeen mit der Wetterveränderung zur Herbstzeit eintreten. Daß in mehreren Armeen die Bekleidung den Hauptleuten überlassen ist, hat noch die üble Folge, daß sie selten strenge nach den Gesetzen besorgt wird. Der Vortheil theilt sich, und die Theilnehmer halten desto mehr zusammen: und es ist in Verwaltung der militärischen Justiz bei gewissen Gelegenheiten noch so wenig Menschlichkeit und Ehrgefühl, daß die Rechtschaffenheit die Zähne knirschen möchte. Jeder gemeine Soldat, der sich bestimmt Gerechtigkeit verschaffen will, muß entschlossen seyn, seinen Kopf für seine und seiner Kameraden Sache in die Schanze zu schlagen, und hat immer noch nicht viel Hoffnung wahrer Hülfe. Es giebt mehrere Beispiele, daß Klagen bei Höheren mit Grausamkeit zurückgewiesen worden sind und daß man der vermessenen Kühnheit, Gerechtigkeit zu fordern, mit der Büttelbespotie der Stockschläge Einhalt that. Die Obern sollten zur Rettung ihrer eigenen Ehre dergleichen Verbrechen an der Menschheit jederzeit streng untersuchen und ahnden, und es nicht der Willkühr derer überlassen, die hier in ihrer eigenen

Sache Richter sind; welches bei allen Völkern, keine Barbaren ausgenommen, für eine Rechtsinkonsequenz gehalten wird. Diese Malversation geschieht vorzüglich mit Hemden und Schuhen, zwei Kleidungsstücke, die dem Manne so wichtig sind, und von deren Güte, oder Untauglichkeit so viel in seinem Wohlbefinden abhängt. Als ich noch bei der Armee bekannt war, habe ich darüber leider Erfahrungen gemacht, die nicht selten mein Gefühl empörten. Oft ist einem Manne das jämmerliche kurze Hemde aus den Beinkleidern gefahren, indem er sich bei irgend einem Tempo, oder zu irgend einem Behuf bücken mußte; und wehe dem, der es gewagt hätte, eine Beschwerde vor der Behörde, vielleicht gar vor der Front, zu bringen, wo doch durchaus rechtlich das Forum des Soldaten ist! Der wäre geradezu ein Meuter und Majestätsverbrecher, den sodann die Schikane zur ewigen Qual verdammt. Die Behörde giebt still einen gelinden Verweis, und der Richter übt in der eigenen Sache willkürliche Barbarei. Es soll mich freuen, wenn man jetzt ähnliche Klagen zu führen nicht mehr Ursache hat.

Von allen Vorkehrungen zur militärischen Kleidung ist mir die russische unter dem Fürsten Potemkin als die beste und zweckmäßigste vorgekommen, weil sie alle Forderungen am besten erfüllte. Es ist bekannt, daß der Fürst nicht allein seinen Einfällen folgte, sondern Officiere um Rath fragte, die mit den Einrichtungen aller guten Heere bekannt waren, und daß also von Allem das Nützlichste und Zweckmäßigste ausgesucht wurde. Das Meiste und Ausgezeichnetste scheint er, mit einigen kleinen Veränderungen von den Engländern und vorzüglich von den Bergschotten genommen zu haben.

Der Mann trug nach der Potemkinschen Ordonnanz auf dem Kopf eine Kaske, deren höchste Zweckmäßigkeit ich nicht untersuchen will, die aber gewiß die beste war, die man in neuern Zeiten irgendwo gebraucht hat. Der hohe eiserne Bogen, mit Pferdehaar oder Wolle umwunden, sicherte ziemlich gegen jeden Säbelhieb, und das

Stirnblech that ziemlich jeder Kugel Widerstand, die nicht zu scharf war; daß also diese Kaske als Kopfbedeckung und Schutzwaffe zugleich angesehen werden konnte. Ueber dem Kamisol war eine kurze, aber völlige warme Leibbedeckung, Kurtka genannt, die den ganzen obern Körper von allen Seiten reichlich umhüllte und nichts Ueberflüssiges gab. Die Beinkleider bestanden in Scharimary, oder langen, den ungarischen ähnlichen Hosen, und Halbstiefeln. Diese Scharimary schlossen sehr schicklich unten über den Halbstiefeln den Fuß gehörig fest ein, damit ihn auf dem Marsche weder Staub, noch eingefallene Steinchen beschweren möchten; und selbst der Regen konnte nur mit Schwierigkeit und nur erst, wenn er längere Zeit anhielt, eindringen. Es ist für die Fußbekleidung immer eine Hauptsache, daß der Fuß von allen Seiten fest verwahrt sei und vorzüglich nicht von beständig einfallenden kleinen Steinen leide, welches die englischen Fußgänger auch außer dem Militär wohl erwogen zu haben scheinen. Auch die gewöhnlichen Kamaschen erfüllen ziemlich diese Absicht, wenn nur ihr Anlegen nicht zuviel Zeit erforderte, da doch Zeitersparniß bei dem militärischen Anzug eine Hauptsache ist. Das Haar war ordentlich, nicht gar zu kurz abgeschnitten und reinlich gekämmt, so daß ich nie eine ernstere, kriegerischere, männlichere Erscheinung gesehen habe, als ein damaliges russisches Grenadierbataillon, das zum Schlagen fertig unter den Waffen stand. Es ist in der That keine unästhetischere und zugleich zweckwidrigere Erscheinung, als wenn ein Krieger ein schönes Haupthaar sklavisch in einen steifen Zopf gezwungen und in Seitenlocken verwirrt, verkleistert, gebacken und eingemehlt trägt. Bei der Reiterei vermag der dicke Zopf mit einer eingelegten Eisenstange vielleicht noch zuweilen einen Säbelhieb abzuwehren; aber bei der Infanterie ist durchaus kein Zweck dieser Zeit-, Talg- und Mehlverderbung zu finden, die überdieß der Reinlichkeit eben nicht sehr zuträglich ist. Es ist nichts Seltenes, daß ein Soldat über eine halbe

Stunde an seinem Zopfe wickelt und über seinen Locken drechselt, und stufenweise dann von dem Korporal bis zum Hauptmann, oder wol gar von einem Kleinmeistermajor die herbsten Verweise, oder vielleicht thätige Züchtigung erhält, daß er — keine Haarkräuslertalente hat. Es scheint als ob man die Würde und den Ernst eines Kriegers durch dergleichen Quisquilien mit Gewalt zur Kleinlichkeit eines Jungfernknechtes herabsetzen wollte.

Wenn man nun weder Kaskett noch Mütze haben will, — unsere Grenadiermütze ist ein solches mißgebornes Kasket, die wol kaum die Absicht erfüllt, das Ansehen des Mannes kriegerisch zu machen — so ist doch immer ein runder Hut jeder dreieckigen Ausgabe vorzuziehen. Abgerechnet, daß er besser gegen Sonne und Regen schützt, da man gegen die Witterung den Soldaten vielleicht absichtlich nicht zuviel schützen will, giebt er ein schönes ästhetisches, leicht bewegliches Ansehen. Aber was das Vorzüglichste ist, er ist durchaus im Tragen und Handhaben des Gewehres nicht hinderlich, welches bei den dreieckigen großen Hüten kaum vermieden werden kann, wenn man sie auch noch so gezwungen auf das rechte Ohr pflanzt. Wenn auch der Mann durch Haken und Schnur und Maschinerie seinen Hut noch mehr befestiget, so wird er doch nicht selten dadurch beschwert, wenn er das Gewehr auf der Schulter so tragen soll, daß es ihm bequem und seinem Nachbar, oder Hintermann nicht hinderlich ist. Es versteht sich, daß der Rand des runden Hutes nicht so groß seyn darf, daß daraus der nämliche Vorwurf entsteht, den man dem dreieckigen macht. Der vorige König von Preußen scheint das Nachtheilige der dreieckigen Hüte empfunden zu haben, da er die beiden Seiten so sehr verkürzen ließ und dafür hinten und vorn einen Aufschlag machte, der die Unbequemlichkeit in der Waffenübung aufhob. Dawider war allerdings durchaus nichts zu sagen: warum er aber nicht lieber gleich die runde Form nahm, anstatt eine so widrige Gestalt zu schaffen, begreife ich nicht

wohl. Am richtigsten und zugleich am geschmackvollsten scheinen die Spanier die Hüte berechnet und genommen zu haben, da sie den runden Rand nur auf einer Seite, nämlich auf der Gewehrseite aufheften lassen. Dadurch erhält er eine der schönsten Gestalten, die nur in Gellerts Hutmetamorphose vorkommen können. Diese auf gestutzte Seite mit einer Feder versehen, wie es bei ihnen gewöhnlich ist, giebt dem Kopfputz eine kriegerische leichte Zierlichkeit, die dem ehemaligen Feuer der Nation und ihrer alten Galanterie ganz entspricht, und in der Waffenübung durchaus nicht hindert.

Wenn man es also auch nicht wagt, zu den alten schweren Schutzwaffen, deren Vorzug doch ziemlich mathematisch klar ist, zurückzugehen; sollte man doch unsere neueren Waffen selbst und die Kleidung noch besser nach der Mechanik und vorzüglich nach der Mechanik des menschlichen Körpers einrichten, um dadurch den größten, möglichen Vortheil zu erlangen.

Ohne meine Gedanken anmaßlich hartnäckig zu behaupten, habe ich sie Kennern und Männern von Einsicht mit der nämlichen Offenherzigkeit zur Würdigung vorgelegt, mit welcher ich über andere, nicht minder wichtige Gegenstände zu reden gewohnt bin.

Jeder giebt seinen Scherf und sucht nach seinen wahren, oder vermeinten Kräften zur Verbesserung dieses, oder jenes Faches beizutragen. Wenn etwas nicht geschieht, ist es deßwegen kein Beweis, daß es nicht geschehen könnte und sollte. Mancherlei Verhältnisse, Verflechtungen und Absichten und Kollisionen erklären, warum nicht immer das Beste gewählt wird.

Vorrede

zu

Robert Percival's Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

Aus dem Englischen frei übersetzt.

Leipzig 1805.

Der Verleger gab mir dieses Buch zum Uebersetzen, und ich machte es so gut ich konnte. Es wäre unstreitig besser geworden, wenn ich mehr Naturhistoriker und Geograph gewesen wäre. Ich habe mich so viel als möglich treu an den Urtext gehalten, und nur zuweilen einige Pleonasmen weggelassen. Zwar fühle ich wohl, daß die Sprache noch nicht gehörig geglättet ist; sie ist aber auch bei dem Engländer ziemlich kostbar und stattlich, und ein Mittelding zwischen dem guten natürlichen Vortrag und dem vornehm gezwungenen Stiel der Diplomatik. Der Wiederholungen sind nicht wenige; aber ihre Weglassung war ohne große Veränderung selten möglich. Wie viel wir durch dieses Werk in der Kenntniß eines wichtigen Strichs der Erde weiter kommen, mögen Kenner entscheiden. Die Absicht des Buchs leuchtet in die Augen; sie ist patriotisch englisch: dazu hat der Verfasser die Feinde seiner Nation so schlecht gemacht, als sich nur mit Ehre und einigem Schein von Wahrheit thun ließ. Ich glaube wohl, daß er ziemlich Recht haben mag; aber dadurch wird die Sache für seine Landsleute nichts besser; denn wo sie den Meister spielten und noch spielen, geht es im Ganzen mit eben so wenig Mäßigung und Humanität her, als wo die Franzosen herrschen. Die Franzosen wissen doch allen ihren blutigen Erpressungen unter allen Malversationen

noch einen Anstrich von Wohlwollen zu geben; wodurch sich freilich nicht leicht ein Sehender blenden läßt. Unser Mann sagt ohne Scheu geradezu, wenn wir das Vorgebirge haben, beherrschen wir den Handel Indiens, folglich den Handel der Welt, folglich — die Folgen sind alle klar. Das ist ächt brittisch; Britania rule the wawes, und durch die Wogen mache den Erdball zinsbar! Freilich kann ein Britte nicht wünschen, daß das Kap in den Händen der Franzosen bleibe, und die daraus gezogenen Inferenzen sind wohl ganz richtig; aber ob irgend eine andere Nation zu wünschen Ursache habe, daß es in den Händen der Engländer sei, ist eine andere Frage. Mich däucht die Folgen von dieser Seite sind eben so klar und noch größer. Der jetzige politische Horizont kommt mir vor, wie die Tage vor der Schlacht bei Zama. Siegt Frankreich, so haben wir wahrscheinlich eine Römerey, vielleicht etwas sanfter und glimpflicher nach dem Geist der Zeiten, im übrigen aber ganz ähnlich. Frankreich hat sich seinen Cäsarn auf Willkühr übergeben, weil es der Freiheit und öffentlichen Gerechtigkeit nicht fähig ist. Wenn England dem Streiche nicht erliegt, ist dadurch nichts gewonnen, als Dauer des Kampfes, zu dem die Andern die Kräfte liefern. Percival hat allerdings Recht, wenn er sagt, das ziemlich alle Nachbarn Frankreichs Zinsleute sind: aber es ist nicht das Verdienst der englischen Mäßigung, wenn ihre Nachbarn nicht englische Tributäre werden. Ihre Navigationsacten sind von eben dem Stempel, wie die französischen Konskriptionen und freiwilligen Anleihen, die man mit Bajonetten ansagt. Siege, welche Partei man wolle, so haben wir Anderen nicht viel erbauliches dabei zu erwarten; wir sind immer in Gefahr ächt biblisch von der Ruthe zum Skorpion zu kommen. Die Energie der Engländer ist nicht zu verkennen, so wenig als ihr Freiheitssinn zu Hause; daß sie sich aber durch Gerechtigkeit, Humanität und reines Wohlwollen als Nation in fremden Welttheilen auszeich-

nen sollten, wird ihm nicht so leicht Jemand glauben, der nur etwas in der Geschichte geblättert hat. Einzelnen Charaktern der Großmuth wird dadurch nicht widersprochen. Das System der Nationen ist Sklaverei, feiner oder gröber; und alle Spitzköpfe arbeiten mit ihren Werkzeugen, den Plattköpfen, dahin, den alten Fuß so schlafsüchtig weiter fortzuführen. Rechtliche Leute sehen vor der Hand die Unmöglichkeit der Vernunft und suchen sich zu beruhigen, wie die Welt durch ein minimum sanae rationis regiert wird. Desto größer ist vielleicht die Weisheit der Einzelnen; wenigstens ihre Klugheit.

Daß ohne England Anarchie in der übrigen Welt sein würde, ist von dem Verfasser allerdings sehr patriotisch gesprochen, aber der Beweis will den Andern nicht so recht einleuchten. Daß die Engländer als Nation eine ehrenvollere Rolle in den Konjunkturen der letzten Zeit gespielt haben, als wir anderen, ist nicht zu läugnen: aber die Ursachen wären auch leicht aufzufinden, ohne daß eben ihr Verdienst beträchtlich dadurch gewönne. Wir sind noch lange nicht dahin, wo wir die Vernunft in das öffentliche Recht tragen dürften; Meinungen beherrschen immer noch die Welt, immer eine verkehrter als die andere. Obgleich das Meiste, was der Verfasser über den Charakter der Holländer und ihre Regierung sagt, eine Grundlage der Wahrheit hat, so geht er doch wol etwas zu strenge mit ihnen um. Die alte Kraft findet man freilich nicht mehr; aber durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Bonhommie sind sie noch immer ausgezeichnet; dieses wird in dem Buche selbst hier und da zugestanden. Daß ihre Machthaber im Rohre saßen und also nach dem Sprichwort für sich schnitten, ist unter allen Nationen so etwas alltägliches, daß es kaum Erwähnung verdient. Das Sklavenwesen mag im Innern am Kap freilich stark genug seyn, aber ich erinnere mich nie, irgendwo gehört zu haben, daß sich die Engländer durch Mildheit gegen die Ihrigen auszeichnen. Es ist

aber keine Ehre für das Christenthum, daß seine Anhänger diesen Schandfleck der menschlichen Vernunft die Sklaverei auf alle Weise tiefer einzubrennen und zu verewigen suchen. Wo der Begriff Sclave noch im Recht gilt, darf man durchaus nicht behaupten, daß man nur die erste Stufe reiner menschlicher Bildung erstiegen habe. Es thut mir leid, wenn dieses Urtheil den alten klassischen Nationen nicht günstig ist; aber es ist, däucht mich, philanthropisch ausgemacht, daß uns der Himmel vor griechischer und römischer Freiheit bewahren müsse, wenn für das allgemeine Heil der Menschheit Hoffnung seyn soll. Nach den Angaben des Verfassers bin ich sehr geneigt, ziemlich vortheilhaft von den Malayen zu denken, weil ich ihren Handlungen psychologisch bessere Gründe unterlegen darf. Sie haben ein tiefes Gefühl natürlicher Befugnisse, aber ohne Läuterung der Vernunft. Wer zu mir sagt, du bist mein Sklave, das heißt, ich gebrauche dich unbedingt als Werkzeug zu meinen Zwecken, der giebt mir für den schicklichsten Moment rechtlich den Dolch in die Hand. Freiheit ist durchaus nichts als Gerechtigkeit, und diese nichts als gleiche Befugnisse mit gleichen Pflichten im Staate: und so lange man sich ein Haar breit von dieser Bahn entfernt, mag man Konstitutionen bauen so viel man will, sie werden blitzende Meteore seyn, aber nicht halten. — Nur die Natur mit ihren Gesetzen ist beständig. Die Sophismen dagegen, die man mit der Geschichte zu beweisen sucht, sind bekannt. Man appellirt an die Leidenschaft der Menschen: eben dieser sollte man auf alle Weise zuwider arbeiten und man thut ihr auf alle Weise Vorschub. Man rede also doch nur von Ordnung und Gesetz; aber nicht von Gerechtigkeit. Sehr gern glaube ich, daß die Engländer sogleich mehr Industrie und Energie in die Kapnation gebracht haben und bringen würden, und daß die Verwaltung der Holländer selbstsüchtig langsam hinbrütend war: aber ich sehe nicht ein, wie man einer feinen polizirten Nation in unsern Ta-

gen ein Verdienst daraus machen kann, daß sie den Ueberwundenen ihr Privatrecht und ihre Religion läßt. Das Gegentheil wäre Barbarey; und wenn es in dem Moment der Eroberung geschähe, noch dazu stumpfer Blödsinn. So weit sollte endlich doch wohl der Menschenverstand gekommen sein, daß von Religion in Völkerverhältnissen nur in so fern die Rede sein kann, als besondere Meinungen Einfluß auf den wahren Staat und die öffentliche Sittlichkeit haben können. So lange noch Religionskriege möglich sind, hat der Despotismus und die Gaunerei wenigstens auf einer Seite gewiß noch gewonnenes Spiel. Ein Gott, für den man fechten muß, ist das erbärmlichste der Wesen.

Uebrigens ist dieses Werk für jeden Unbefangenen Beobachter von nicht geringer Wichtigkeit; wenn er nur sichtet, was der Nationalgeist aufgestellt hat, und was der reine Mensch äußert. Die Hauptzüge in dem Character der Kapländer findet man natürlich schon im Mutterlande; nur scheint der Verfasser etwas mit hogarthischer Feder gezeichnet zu haben. Es versteht sich, daß der Engländer überall von englischen Meilen spricht: und ein englisches Gallon hält ungefähr vier Maaß. Daß der Verfasser nicht bekannter mit dem Hemmschuh war, kommt mir sonderbar vor, da es doch eine Maschine ist, die man fast in ganz Europa braucht. So viel habe ich über das Buch selbst in der Vorrede sagen wollen, da ich den Text nicht gern durch Noten unterbreche. Percival verdient übrigens, auch wo er irrt und den Kontrast patriotisch übertreibt, als ein Mann von ernsthaften wohlwollenden Charakter, unsere Achtung. Nur überlasse ich nach diesen redlichen Aeußerungen jedem Unbefangenen, ob es wahrscheinlich ist, daß aus mir englische Guineen sprechen. Der Pariser Journalist hat unter dieser Rubrik mich, zusammen mit mehrern andern, deren einige allerdings eine solche Beitze verdienen, mit seiner Laverna begossen. Mein Buch, der Spaziergang nach Syrakus, enthält nach meiner Ueberzeugung

nur Wahrheit; und wenn ich darin über Wien und Rom, Neapel und Paris schrieb, so geschahe das ohne alle weitere Absicht, als weil ich eben dort war und sahe, was ich sahe, und darüber dachte, wie ich dachte, und weil ein rechtlicher unbefangener Mann mit Anstand darüber seine Meinung freimüthig zu äußern befugt ist. Wenigstens will ich mir dieses Recht nicht nehmen lassen, so lange ich das Wesentliche meiner Persönlichkeit fühle. Wenn Millionen vor einem einzigen Manne zittern und anbeten, so will ich weder das eine noch das andere; und wenn mich auch ein Schauerchen der Menschlichkeit überfiele, so soll es doch weder in Ueberzeugung noch Handlung etwas ändern. Ich werde nie so verwegen seyn, mir irgend einen Einfluß auf öffentliche Dinge anzumaßen; aber auch nie so kleinmüthig, meine Begriffe von Freiheit und Gerechtigkeit durch despotische Willkühr bestimmen zu lassen. Schweigen kann ich sehr wohl, das wissen alle, denen ich nahe bin, aber wenn ich rede, rede ich nur, wie ich denke. Was ich damals dort in dieser Rücksicht gesagt habe, hat sich fast ohne Ausnahme bestätigt. Das Gewebe ist so stark und fest und doch so fein und vernünftig scheinend heilig gezogen, daß Hoffnung da ist, es werden es Jahrhunderte nicht auflösen oder zerhauen, wenn es so gut gehalten wird, als es angelegt ist. Kein französischer Staatsrath wird mir darüber seine Meinung aufdrängen, die ich ihm gern lasse, und bei der ich sodann die meinige über ihn habe. Bonaparte ist, wenn man will, durch die Nation gerechtfertigt; das beweist zwar in der Sache nichts; aber es ist genug für ihn und die Nation. Er opfert seinem Schöpfer und Erhalter, dem Bajonett; das und der Glaube macht ihn selig: eine sehr alte Methode, die sich noch lange bewähren wird. Ich bin immer noch der Meinung, er habe das göttliche Geschenk des höhern Schicksals, bis jetzt der Einzige des ganzen Menschengeschlechts zu werden, von sich geworfen. Er ist vielleicht mehr als sein Emblem Karl, aber nicht was der Genius der Menschheit von

ihm forderte. Ein groſser Geiſt hebt ſein Zeitalter zu ſich hinauf, ein kleinerer ſteigt zu ihm herab. Und wenn er ſelbſt ein halbes Jahrhundert die ſegnende Aegide der groſsen Nation wurde, mein Glaube bliebe feſt: er hat Samen geſäet, deſſen Keim das Gute vernichten wird; der Weitzen iſt mit dem Unkraut ausgerauft. Wenn der Journaliſt in Paris überall feile Seelen ſieht, ſo hat das nun wohl ſeinen zureichenden Grund. Man kauft ſich ſeine Skribenten nicht allein in London oder Paris: aber was moraliſch käuflich iſt, iſt immer ſchlecht; deſto ſchlechter, je glänzender. Die Wahrheit ſieht man weder durch Wein noch durch Bier, und noch weniger durch ein römiſches Breve. — Die Inkonſequenz ſollte indeſſen doch keinem Pariſer Halbminiſter entwiſcht ſein, daſs der Söldling brittiſcher Guineen das Medium des Bierglaſes nöthig habe. Ich ſchäme mich meiner ehrlichen Armuth und des Nationalgetränkes gar nicht, das an dem deutſchen Unfug eben ſo wenig Schuld iſt, als hoffentlich der Burgunder an dem franzöſiſchen. Armuth bürgt immer eher für Ehre als Reichthum; und nicht überall iſt Ehre, wo Ruhm iſt. Der letztere ſcheint wieder der Abgott der Franzoſen zu werden, dabei iſt die erſte nicht immer ganz ſicher.

Ich bitte den Leſer um Verzeihung für dieſe Abſchweifung; aber in einem politiſchen Buche läſst ſich wohl eine kleine Regung gegen politiſche Miſshandlung entſchuldigen. Ich glaube übrigens nicht, daſs der Journaliſt ſeiner Rache einen Dienſt gethan hat; wenigſtens nicht mit ſeinem Tone.

Die

Impertinenzen.

Das Wort Impertinenz ist, wie viele andere, bei weitem nicht so schlimm, als es aussieht, und als der Schnack des sogenannten guten Tons es gemacht hat: es heißt etymologisch nichts weiter als eine Sache, die nicht an ihrem rechten Orte steht; so wie das noch härtere Wort Insolenz nichts bedeutet, als eine Sache, die gewöhnlich nicht zu geschehen pflegt. Wenn Jemand zu einem Andern sagt: „Vous êtes un impertinent!“ muß dieser Andere ihn etwas durch die Lunge schießen, oder stechen, oder er kann keine Uniform wieder anziehen und ad interim nicht sicher in einer Gesellschaft comme il faut erscheinen. Obgleich beide Wörter, Impertinenz und Insolenz, ursprünglich eben weiter nichts Schlechtes, und höchstens nur einen Solözism des Lebens bezeichnen, so hat sie der Euphemism der Gesellschaft schwer verpönt und vielen feinen Leuten ist eine Impertinenz aktiv und passiv weit schrecklicher, als ein entschieden schlechter Streich. Auch wäre es leicht psychologisch zu bestimmen, warum eine Impertinenz mehr schmerzt, als eine größere wirkliche Beleidigung, gegen die das Gesetz Genugthuung giebt. Man kann beide im Leben füglich als gleichbedeutend annehmen; beide beruhen auf Anmaßung und Geltendmachung falscher Vorzüge, die in den Augen der Vernünftigen durchaus kein gesellschaftliches Vorrecht geben können. Ueberhaupt ist ein gesell-

schaftliches Vorrecht in dem feinen Ton ein eben so nichtiges Unding, als ein politisches in dem politischen Staatsrecht. Alles ist indessen nicht Impertinenz, was so aussieht; und es ist schon eine sehr große, vieles ohne Fug dafür auszuschreien. Alles, was seinen vernünftigen Grund in den jedesmaligen Verhältnissen der Dinge hat, ist sehr pertinent: also gar keine Impertinenz.

Die Impertinenz ist eine feinere übermüthige Beeinträchtigung des moralischen Menschen, ohne daß der rechtliche deßwegen in den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft eine Sicherstellung hätte. Eine Impertinenz ist also mehr und weniger, als eine wirkliche Beleidigung, die eine Injurienklage rechtlich macht: weniger vor den Gerichtsschranken, da die Absicht nicht liquid gemacht werden kann; mehr, als boshafte Verachtung des moralischen Menschenwerths. Impertinenz ist meistens der schlimme Charakter aufschäumender junger Leute aller Stände, oder solcher Männer, deren Geist nicht aus der Jugendgährung herauskommt. Hohnneckerei und Einschneiden, um sein Uebergewicht in irgend einem Punkt zum Verdruß Anderer fühlen zu lassen, ist das Wesen der Impertinenz. Es ist also nichts ärgerlicher, als diese Aeußerung und zugleich zu allen Zeiten nichts gewöhnlicher, feiner und gröber. Es ist die Pleonexie in der Gesellschaft, die im Recht so viel Zerrüttung anrichtet. Jede Lage des Lebens und jeder sogenannte Vorzug haben eine eigene Impertinenz, die in der täglichen Gesellschaft manchen vernünftigen Genuß stört. Zu meiner eigenen Epanorthose und vielleicht zum Behuf anderer, die mit mir zu eparnothisiren Lust haben, will ich mir die Freiheit nehmen, einige dieser Impertinenzen aufzuzählen, zu untersuchen und dadurch vielleicht etwas zur Abstellung derselben beizutragen.

Eine der gewöhnlichsten Impertinenzen ist, wie bekannt, die Impertinenz des Geldes. Diese ist eine der erträglichsten, weil sie meistens eine der gröbsten und dümmsten ist; denn Grobheit und

Dummheit verschmerzt man immer an andern am ersten. Diese Impertinenz ist indessen nicht übel auf die fast allgemeine Feilheit der Menschen für Geld berechnet, und kann, wenn sie nur etwas mit Schonung betrieben wird, sehr weit gehen, ohne ihr eigenthümliches Angesicht zu zeigen. Sie hat zuweilen sogar noch den Blick der Gutmüthigkeit, und man vergiebt es noch allenfalls einem reichen Manne, wenn er geschmacklos prächtig bewirthet und einem armen Teufel empfindlich bemerklich macht, daß man nur bei ihm so köstliche Weine, so gute Kapern und so herrlichen Kaviar finden könne; er solle sich also ohne Umstände gütlich thun. Freilich zieht sich ein etwas feiner Mann sehr bald von einem solchen Tische zurück, wo er dergleichen Bemerkungen geflissentlich wiederholt hört, und sollte er auch zu Hause sich seine Kartoffeln selbst kochen. Aber sehr ärgerlich kann diese Impertinenz werden, wenn sie mit einem aufgeschossenen Glückpilz, oder einem reichen Erben auf dem Fußsteige der Chaussee reitet, oder im prächtigen Wagen um die Ecken der Stadtstraßen jagt. Da die Polizei gewöhnlich sehr wenig gehörige Notiz von dieser Ungebühr zu nehmen pflegt, so ist das pertinenteste, immer einen tüchtigen Knotenstock, oder eine gewichtige Knotenpeitsche zu führen, um sein einfaches Knochensystem gegen das zusammengesetzte dieser Impertinenz zu sichern. Virginitate rapta praetor non potest dare restitutionem in integrum: das gilt auch, wenn ein Bein entzweigefahren ist. Die Fußgänger verdienen aus dem sehr einfachen rechtlichen Grunde mehr Beachtung, weil sie sich verhalten wie 100 zu 1, und weil, wenn man es gründlich untersucht, eigentlich meistens die Fußgänger den Wagen ziehen und auf dem Gaule sitzen helfen. Die traurigsten Opfer dieser Geldimpertinenz sind die armen Handwerker, die man für die Kundschaft von einigen Goldstücken das ganze Jahr mit der gewissenlosesten Herabwürdigung behandelt.

Weit empfindlicher ist die Impertinenz des feinen Tons

und des. vornehmen Wesens. Diese sizt für den geübten Bemerker meistens auf der Nase, am Mundwinkel, auf der Hutstülpe, in dem in die Halskrause begrabenen Kinne und in hundert andern Schattirungen der Personalität. Oft trifft man sie mit der vorigen zusammen sublimirt; und dann wird sie ein eigenes Gemisch hervortretender anmaßlicher Geckerei. Sie füttert sich mit Modejournalen, weiß die Gallatage, die neuen Schnitte, die geheimen Anekdoten, die Theatergeschichten, die feinern und geübten Skandale und jeden Artikel des comme il faut an der Seine, der Themse, der Newa, der Spree und der Wien, und macht daraus ein kleinstädtisches lächerliches Gemengsel. Dazu gehört nicht selten, daß die Muttersprache absichtlich geradbrecht und der halbfremde Schnack recht schnarrend vornehm durch die Nasengänge hervorgeschnürt wird. Wer den letzten Fall nicht kennt, keinen neuen Frack trägt, das letzte Vaudeville nicht weiß, keine Charade dreht und nicht mit der Schönheit des Tages getanzt, oder doch wenigstens gesprochen hat, ist bei den Herren dieser Gilde ein jämmerlicher Wicht und wenig mehr als ein Hurone, der sehr zufrieden seyn muß, wenn man ihn nur gar nicht bemerkt.

Weniger beleidigend, aber etwas abgeschmackter und lächerlicher ist die Impertinenz der Gelehrsamkeit. Es ist wohl sehr ausgemacht, daß viele Gelehrte weit gescheidter seyn würden, wenn sie nicht so viel Schule hätten; und Gelehrsamkeit ist oft gerade das Gegentheil von Verstand und Vernunft. Gelehrte Impertinenz ist etwas mehr als Pedanterei. Leztere ist wenigstens sehr gutmüthig; erstere fast immer nur ein frivoler Ausbruch des innern Juckens in einem halbgebildeten Gehirn, das übelgesammelte Galimathias aus Plato, Aristoteles und Konsorten Leuten aufzutischen, die es entweder nicht brauchen können, oder es besser wissen. Diese Impertinenz ist nicht selten sehr spruchreich aus den Alten und schleudert den klassischen Donner anathematisch um sich her. Car-

cinoma et stipes et fungus et si quid vilius estis, sind die Floskeln, mit denen sie einen Mann überstreuen, der sich vermessen hat, hie und da einige Midasohren mehr zu sehen, als in der Fabel stehen. Besonders ist einer Klasse Philosophen jeder ein hebes et obtusum ingenium, ein gemeiner Flachkopf, der die schiboletische Weisheit ihrer Quiddditäten nicht ehrfurchtsvoll anstaunt, und es wohl gar wagt, sie in die kleine Dosis Menschenverstandes durch die Sprache des gewöhnlichen Lebens aufzulösen. Zum Glück bekümmert sich um diese Art Impertinenz selten ein Mann, der den Schulstaub etwas abgeschüttelt hat: und sie findet sich jetzt auch in Journalen nur noch selten, da sie der einen Hälfte zu viel Aufwand kostet und die andere sie nur selten versteht.

Eine bittrere Impertinenz ist aber die Impertinenz des Witzes. Wenn Geld und hoher Ton, etwas Kenntnisse und vieler Witz ohne Gutmüthigkeit zusammentreffen, welches wohl zuweilen der Fall ist, entsteht daraus die impertinenteste Mischung zu einer wahren Seelenpest. Nichts ist schneidender, als der Witz aus dem Kopfe eines lieblosen Spötters, wo er nicht selten wohnt. Je boshafter der Witz ist, desto ächter ist er meistens; denn desto entfernter und auffallender sind die Aehnlichkeiten, die er zusammenbringt. Nichts ist bekanntlich angenehmer und gefährlicher für alle Parteien, als Witz; und es ist sehr schwer, daß ein Witzbold nicht bald impertinent, oder gar unverschämt werden sollte. Hierher gehört aber keineswegs, wenn ein scharfsinniger Kopf sich mit sarkastischen Lakonismen für feinere boshafte Mißhandlungen rächt, gegen welche das geschriebene Gesetz keine Züchtigung hat bestimmen können. Die französischen Spießbürger hatten Piron etwas abderitisch beleidigt; er ging also in ihrer Gegend umher und schlug mit seinem Rohr allen Disteln die Köpfe herunter: je leur coupe les vivres, sagte er skoptisch, als man ihn um die Meinung seiner Beschäftigung fragte. Als allgemeine Strafe ist die

Sentenz freilich nicht ganz ohne alle ungerechte Anmaßlichkeit; aber sie ging mit gerechtem Unwillen aus der Seele des Dichters hervor, wenn man anders Piron dafür gelten lassen will. Die Krankheit des Witzes ist der Kitzel; auf diesen folgt das Lachen, erst in der Seele des Urhebers, dann bei den Hörern, wenn der Witz Sterling war. Aber eben dieser Kitzel bleibt selten in den Schranken schöner moralischer Schonung und kennt keinen Zügel, wenn er einmal wie Phaëtons Rosse den Sprung gewonnen hat. Er thut desto weher, weil er meistens nur kleine Menschlichkeiten und Lieblingsschwachheiten trifft, die selten großen Einfluß auf das Leben haben. Verbrechen und Laster können nie blutig genug gegeißelt werden und fordern etwas mehr als Witz: für sie gehört juvenalischer Zorn mit ewig tief brennender Beitze.

Eine vorzüglich bösartige Impertinenz ist die Impertinenz der Würde, oder vielmehr des Amtes. Man möchte freilich mit dem Amte sogleich auch gern Würde geben; es gelingt aber selten und man hat dadurch das Wort nur mehrdeutig gemacht. Die Römer müssen bei aller ihrer Verworfenheit nie so frivol gewesen seyn; denn ihr dignitas ist nie in einem zweideutigen Sinne gebraucht worden. Shakspeare's Hamlet zählt in seinem Selbstgespräch die Mißhandlungen von Leuten in der Würde (the insults of office) zu den Qualen des Lebens, in denen nur die Ungewißheit der Zukunft die ausgestreckte Hand von dem spitzigen Instrument zurückzieht. Es ist leicht zu begreifen, daß ein Mann durch wiederholte Verdrüßlichkeiten vielleicht ein sogenanntes Amtsgesicht erhält, das etwas Murrsinn auf der Stirne trägt: aber nur Halbbildung und Rohheit in den ersten Rechtsbegriffen kann das Unangenehme der Unterordnung härter machen, als es nach der Nothwendigkeit der Sache ist.

Mit ihr verwandt und mit ihr verschmolzen ist die Impertinenz der Macht, die sich oft weiter nicht viel um alten rechtlichen Anstand bekümmert, diktatorisch auf Büttel, Stock und Bajonettspitze hinweist und die hirnlose Willkür jeder liberalen Rechtserörterung unterschiebt, und noch glaubt, viel gethan zu haben, wenn sie das Ordnung nennt. Zur Ehre der bessern Menschheit muß man indessen doch bekennen, daß man diese letzten beiden Impertinenzen mehr bei Subalternen im Civil und Militär als bei Höheren antrifft. Der Korporal ist meistens willkürlicher als der General, und der Kanzellist schneidender und absprechender als der Minister. Das mag seine psychologischen Gründe haben, die man leicht auffinden könnte. Doch will ich nicht sagen, daß nicht zuweilen das Gegentheil eintrete. „Warum haben Sie das Schmähgedicht gemacht?" fragte der französische Großvezier den armen Wicht von Dichter. „Ich muß doch leben," erwiederte der Schuldige. „Je n'en vois pas la necessité," war die gräßliche Antwort. So schlecht auch die Rechtfertigung des Beleidigers, so bin ich doch schon durch diesen einzigen Ausspruch des Minister geneigt zu glauben, er konnte nicht genug mit beißiger Lauge begossen werden. Ein treffenderes Beispiel der Impertinenz des Amts und der Macht hat vielleicht die Geschichte nicht aufzuweisen; denn der Hirschtransport und die Verordnung hier soll das Volk rufen: Es lebe der König! sind schöne Mäßigung dagegen. Bloß die römische Geschichte hat einige noch empörendere Vorfälle unter den Kaisern; aber in allem, was in Recht und Vernunft widersprechend ist, sind nun einmal Römer und Römlinge Koryphäen.

Hiermit schließe ich meine Impertinenzen; nicht als ob es nicht viel mehrere, feinere und gröbere gäbe, die man in hundert Färbungen alle Tage im Leben sieht, auf Börsen und in Rathshallen, in Vorzimmern und auf Exercierplätzen, auf Bällen und

auf Marktplätzen. Durch Impertinenz des Witzes und des sogenannten guten Tons zeichnen sich vorzüglich die Franzosen aus; jetzt kommt noch die Macht hinzu. Die Russen stehen ihnen in beiden nicht sehr nach. Versteht sich, daß dieses nur viele Individuen trifft und die Nation nur in sofern, als ein solches Individuum in wichtigen Geschäften einen Theil derselben mit sich zieht. Die Engländer sind das Prototyp der Impertinenz des Geldes und der Macht in allem, was Seewesen und Handel betrifft; sonst sind sie leidlich bescheiden. Wir Deutsche haben zu wenig Feuer, um uns durch irgend eine Impertinenz vorzüglich auszuzeichnen, ausgenommen vielleicht in der schwerfälligen Impertinenz des Geldes und der Gelehrsamkeit. Die Periode der Adelsimpertinenz ist ziemlich vorbei; doch vielleicht nicht ohne Rückkehr. Verstand, Gerechtigkeit und Vernunft, oder mit einem Worte, Weisheit, können nicht als impertinent gedacht werden; sondern es ist ihre Natur, daß sie überall an ihrem Orte stehen, oder sie widersprechen sich selbst und sind also nicht mehr, wofür man sie gelten lassen will. Eben aus ihrer Entstellung entsteht nach und nach die Impertinenz. Gerechtigkeit muß erscheinen als Gesetz; das Gesetz ist oft einseitig, oder wohl gar falsch; also erzeugt seine Anwendung und Handhabung Druck der Einzelnen zum Vortheil der Einzelnen. Dieser, mit Uebermuth verfolgt, giebt die furchtbarste Höhnung der Gerechtigkeit selbst. Die übrigen Arten Impertinenzen wird jeder Verständige in seinem Gesichtskreise leicht auffinden und wir wollen wünschen, und hoffen, daß er sie seinerseits bekämpfen und entfernen helfen wird.

Eine der vorzüglichsten Ursachen, warum wir wohl immer mit vielen Impertinenzen heimgesucht bleiben dürften, ist, weil sie den Weibern und Mädchen fast ohne Ausnahme gefallen wenn sie selbst nur nicht zu sehr darunter leiden. Der Grund

davon ist wohl, weil jede Impertinenz einen hohen Grad von physisch üppiger Lebendigkeit und von Geistesübermuth voraussetzt; zwei Dinge, wodurch man, nach den wesentlichen Vorzügen des Geldes und der rhythmischen Nase, nebst Zubehör, immer am sichersten Kredit bei dem Geschlecht genannt. Freilich hält das nicht sonderlich lange; aber auf Dauer wird hier nicht gerechnet. Schon ein ziemlich alter Engländer sagt psychologisch: „Every woman loves at heart a rake.“ Ich habe mich also vielleicht unwillkürlich bei den Damen verwahrt, wenn ich — auch mit einer ziemlich wahren Impertinenz aufhöre.

Kurzes

Pflichten- und Sittenbuch

für Landleute *).

Nachlaß,

mitgetheilt

von

M. Joh. Sam. Vertraugott Schieck,

Prediger in Pomßen und Großsteinberg bei Grimma.

---

*) Von seinem Freunde Göschen dem Verf. aufgetragen aber wegen etwas zu hoch genommenen Standortes bis 1810 nicht gedruckt.

Lieben Freunde vom Lande!

Ich glaubte, daß ein kleines Buch dieser Art euch wohl sehr nützlich seyn könnte, und ich setzte mich hin und schrieb es.

Es haben vielleicht nur wenige von den Männern, welche Bücher schreiben, mehr Gelegenheit gehabt, euch und eure Lage besser kennen zu lernen, als ich: und es ist gewiß keiner, der mehr euer herzlicher Freund ist und euch inniger wohlwill. Jeder gute Mensch wünscht das Glück aller seiner Mitbrüder, und trägt dazu bei, so viel er kann; jeder nach seiner Weise. Ich kann sonst nichts Wesentliches für euch thun, als mit euch über den Menschen und seine Pflichten, die einzigen Stützen seiner Glückseligkeit, mit warmer Theilnahme zu sprechen.

Man hat darüber schon viele Bücher geschrieben, die meistens alle gut und wahr sind: aber sie sind theils zu groß, theils zu gelehrt, und also für euch nicht immer so deutlich und faßlich, als sie seyn könnten und sollten. Ich habe mich bemüht mit wahrer Ueberzeugung in euere Seelen zu sprechen. Ob es mir gelungen ist, darüber könnt und müßt ihr nur selbst urtheilen, wenn ihr aus meinem Vortrage den Nutzen schöpft, der meine Absicht war.

Es wird gewiß meine größte Belohnung seyn, wenn ich erfahre, daß recht viele von euch dadurch mehr Belehrung zum Leben, mehr Abscheu vor dem Bösen, mehr Befestigung im Guten, mehr Ermunterung, Trost und Beruhigung im Leiden, mehr wahren Frohsinn im Glück bekommen haben, und daß mancher dadurch hier und da besser und glücklicher geworden ist.

Des Lasters Weg ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Gellert.

Von Gott.

Wir schauen hin auf die Flur, wo eben der Sämann die Körner in die Furchen geworfen hat; die Erde scheint todt, der Same scheint gestorben zu seyn. Aber das Körnchen keimt und lebt auf, das schöne liebliche Blatt dringt hervor; das Blatt wächst und wird zum Stock; der Stock breitet sich aus und treibt Stengel; jeder Stengel schoßt empor zur Aehre. Die ganze weite Flur der Saat bewegt sich in Wogen und duftet Wohlgerüche. Das Körnchen, das gestorben schien, giebt sich selbst hundertfach ins Leben zurück.

Es müssen sehr unglückliche Menschen seyn, die keinen Gott glauben. Wir möchten über sie weinen.

Dort fällt eine Eichel herab; der Wind bedeckt sie mit Erde. Der nächste Frühling bringt ihre Blättchen hervor; die Blättchen werden zur Pflanze, die Pflanze zum Bäumchen, das Bäumchen zum Stamm, der Stamm zum hohen majestätischen Baum, der

sich Jahrhunderte empor thürmt, und mit seiner Wurzel rundum die Tiefe faßt. Ein Volk von Vögeln lebt und nistet in seinen Aesten Jahrhunderte, und singt dem Schöpfer Lob; und unten an seinem tausendjährigen Stamme, den kaum der Blitz zerschmettern kann, sitzen Menschen und freveln, und wollen vernünfteln, ob und was Gott sei.

Sie müssen sehr unglücklich seyn. Wir möchten über sie weinen.

Sie laben sich an der Blumen Geruch, und zweifeln an dem Schöpfer der Blumen. Sie sehen in den Blitz und staunen in die Donnerwolke, und verkennen den, der den Donner sendet und den Blitz leitet. Sie hören die Stürme brausen, und wollen den nicht sehen, der sie im Zügel hält, daß sie nicht den Felsen herab stürzen, an dessen Fuß die Sünder sitzen.

Sie müssen sehr unglücklich seyn.

Gott, unser Schöpfer, wir wollen niederfallen und anbeten vor dem Gedanken deiner Herrlichkeit und Größe. Wir können dich nicht begreifen, denn wir sind Staub und Asche, und du hast die Morgensterne gemacht. Aus deiner Hand sind die Sonnen wie Funken geronnen. Die Blinden am Geiste sehen dich nicht; die Tauben am Herzen hören dich nicht. Du wogst die Welten, und maßest ihnen ihre Laufbahn, die sie wandeln sollten. Das Meer ist vor dir wie ein Tropfen; du hast die Berge aus der Erde gehaucht, und von deinem Hauche sinken sie zurück. Gott, unser Erhalter, wir wollen hingehen zu deinen Altären und danken. Der Boden ist bestreut mit deinen Gütern; du krönest jedes Jahr mit neuem Wuchs. Wir werden gesättiget aus deiner Hand und sind froh. Deine Fußstapfen triefen von Fett. Du öffnest den Schooß der Erde, daß sie uns giebt einen Vorrath nach dem andern. Millionen nähren sich täglich von deinen Gaben und sammeln sich Reichthum. Gott, unser Vater, wir wollen uns werfen in deine Arme

mit kindlicher Liebe. Jeder Tag ist ein neuer Beweis deiner Güte und Vaterhuld. Könnte auch eine Mutter ihres Säuglings vergessen, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn, den sie geboren hat, so willst du doch unser nicht vergessen, Vater. Die Sonne gehet auf und unter, um uns Segen zu bereiten, die Jahreszeiten wechseln mit deinen Geschenken, um uns zu erhalten und zu erfreuen. Dein Regen tränkt die Furchen, damit unser Fleiß gedeihe. Wohin wir sehen, ist alles voll von deiner Liebe und Sorgfalt für uns, deine Kinder.

Wie kann der Mensch, der ein Wurm ist, sich erkühnen, dein Wesen ergründen zu wollen! Wie kann er so blind, so gefühllos seyn, deine wohlthätige Allgegenwart nicht zu sehen, nicht zu empfinden! Seine stolze Kunst kann keinen Halm hervorbringen, wie er zu seinen Füßen liegt; und er wagt es, über Gott zu richten. Wie will der Endliche den Unendlichen messen? Die Weisen werden Thoren, wenn sie in die Tiefen der Unendlichkeit dringen wollen. Ehrfurcht und Anbetung vor dem Ewigen, dessen Daseyn in jedem Blatte redet, dessen Wohlthätigkeit aus jeder Pflanze spricht, dessen Herrlichkeit der kleinste Wurm im Staube verkündiget. Sterne gehen wie Lichtstaub aus seiner Hand, und werden Welten: ewiges Licht ist sein Gewand, das kein sterbliches Auge durchschauen kann. Wir sollten es wagen, Gott kennen zu wollen, wie Gott ist! Wir können nicht unverwandt in unsere Sonne sehen, die ein Pünktchen ist in seinen Schöpfungen, deren Feuer vielleicht Eis ist gegen das Feuer der Sonnen um seinen Thron; deren Glanz Dämmerung ist gegen den Glanz des ewigen Lichts, in welchem er wohnet.

Ein Blick um uns her und sodann in unser Herz ist der tiefste Beweis von Gott. Wer diesen nicht fühlt, für den spricht die Weisheit umsonst. Die Thoren sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott; aber sie werden dafür gestraft durch ihr eigenes Herz,

welches traurig und trostlos in der Welt umher irrt, und sich an nichts mit Vertrauen wenden kann. Wer auf Gott nicht hoffen kann, wie will der auf irgend etwas in der Welt hoffen, wie will er von sich selbst etwas hoffen können?

Gott! gieb, daß wir uns nie verirren:
Laß in Betrug und falschen Wahn
Nie unsre Herzen sich verwirren,
Und zeig uns stets die rechte Bahn.
Bei dir nur, Vater, finden wir
Beruhigung und Heil, bei dir.

Wenn Frevler von den frechen Rotten
In ihres Stolzes Unverstand
Der Ehre deines Namens spotten,
Weil dich noch nie ihr Herz empfand,
So sei uns deines Namens Licht
Erleuchtung, Trost und Zuversicht.

Du hast uns aus dem Nichts gerufen
Mit jeder Wohlthat uns erfreut,
Und führst von Stufen uns zu Stufen
In eine höh're Seligkeit.
Bei dir ist, wenn Vernichtung droht,
Ein neues Leben in dem Tod.

Von der Religion.

Die Religion ist die beste Führerin durch das Leben, die beste Leiterin in frohen Tagen, die beste Trösterin im Unglück. Unter der Religion verstehen wir diejenige Beschaffenheit des Verstandes und des Herzens, wo wir nach den wahren Gründen beständig ge-

neigt sind, alle unsre Pflichten mit Vergnügen zu erfüllen. Diese wahren Gründe liegen in dem Glauben und dem beständigen Andenken an Gott, unsern Schöpfer und Vater, an seine unendliche Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit, seine unumschränkte Güte, seine ewige Ordnung durch die ganze Natur, seine väterlichen Absichten zu unserer Glückseligkeit. Der Grund aller Religion ist also allein feste unerschütterliche Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes, von seiner Vorsehung, von dem hohen alles überwiegenden Werth der Tugend, von der Unsterblichkeit unsers Wesens und der Vergeltung nach dem Tode für unser Leben hier auf der Erde. Der Böse kann nichts Gutes erwarten, und den Guten wird das Böse nicht immer quälen. Alles hat seine gemessene Folge. Gott belohnt den Frommen und Rechtschaffenen; aber der Böse bestraft sich selbst, weil er das Glück der Tugend von sich wirft. Wenn es hier dem Verächter alles Guten zuweilen durch das ganze Leben sehr wohl geht, und der Verehrer und Befolger der wahren Tugend beständig unglücklich zu seyn scheint, so ist dieses ein starker Beweis mehr, daß dort nach diesem Leben erst eine ganz richtige Austheilung seyn wird. Es ist nothwendig, daß der Boshafte, der Unterdrücker, der Grausame, der Ungerechte, der Verführer und Spötter der Unschuld und Tugend einst den Lohn seiner Thaten habe; denn Gott ist heilig und gerecht; es ist nothwendig, daß der Fromme, der Dulder, der Sanftmüthige, der Verkannte, der Unterdrückte, den hier die Bosheit peinigte, der Edle, der Christ im wahren Sinne, einst den sichern Genuß seiner Tugenden habe; denn Gott ist heilig und gerecht. Himmel nennen wir den seligen Zustand unserer Vollendung, wo wir mit höhern Kenntnissen geschmückt, mit größeren Kräften ausgerüstet, zu festerer Tugend bewährt, in Verbindung mit uns ähnlichen Frommen, von Gott mehr schauen, ihn mehr preisen und glücklicher seyn werden, als wir uns hier denken können. Es hat es kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und es

ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Hölle nennen wir den Zustand der Qual, wo die Bösen in böser Gesellschaft zu ihrer desto größeren Marter die Folgen ihrer Thorheit und Verkehrtheit empfinden werden. Ihre Erkenntniß wird nur das Schreckliche ihrer Verdammniß vermehren, und ihre steigenden Kräfte werden nur zur Last ihrer unaussprechlichen Leiden beitragen, die sie sich hier durch Verachtung aller Warnungen der Vernunft und der göttlichen Lehre zugezogen haben. Wenn hier schon mancher Bösewicht nach dem Verbrechen mit Angst und Verzweiflung fürchterlich ringt, welche Qual muß dort einen Verdammten fassen, der ein ganzes Leben ruchlos verschwendet hat, und keine Hoffnung einer Rettung siehet!

Gott hat uns nur zu Menschen geschaffen. Wir sind oft noch schwach von Natur und manchen Gebrechen unterworfen. Auch der Beste, der Aufmerksamste, der Frömmste ist nicht frei von Irrthümern; wir fehlen alle mannichfaltig. Gott wird uns unsere Fehler verzeihen; denn er ist gütig, er ist unser Vater: aber er wird unsere Verbrechen strafen; denn er ist heilig, er ist unser Richter. Seid heilig, wie euer Vater im Himmel heilig ist, sagte Christus, der göttliche Lehrer der Religion. Aber nur Gott ist vollkommen heilig; wir können nur aus unendlicher Ferne uns eifrig bemühen, als sein Ebenbild ihm ähnlich zu werden. Gleich wird ihm kein Mensch und kein Engel; denn er allein ist unendlich.

Wir wollen nicht diejenigen verachten oder gar hassen, welche vielleicht über manche Punkte der Religion andere Begriffe haben, oder von einer andern Kirche sind, als wir. Sie sind alle unsere Brüder und haben mit uns einen Vater, und mit uns eine Hoffnung; denn wir sind alle Kinder eines Stammes. Gott allein siehet ihr Herz, beurtheilet ihren Verstand, und wird mit ihnen handeln nach seiner Güte. Wer den Herrn fürchtet und recht thut

aus allerlei Volk, der ist ihm angenehm. Wer irret, verdient Mitleiden, und wo es möglich ist, Belehrung. Verachtung ist das Zeichen eines hoffärtigen stolzen Herzens; und den Haß kann nur eine boshafte Seele in sich nähren. Liebet Gott über alles, und liebet euern Nächsten wie euch selbst, sagt der göttliche Stifter unserer heiligen Religion; in diesen beiden Geboten liegt das ganze Gesetz. Dieses Gesetz ist ja jetzt gewiß die Grundlage aller Religionsparteien um uns her: denn es ist das Gesetz Gottes, das er selbst jedem Vernünftigen, und auch den Heiden, ins Herz geschrieben hat. Wir wollen also alle lieben wie unsere Brüder. Nur der Atheist oder der offenbare Gottesläugner kann keine Religion haben; denn ohne Gott ist keine Religion; aber wir wollen auch ihn lieben und ihn bedauern; er ist unser unglücklicher verirrter Bruder. Gott, den er nicht kennet, mag sich seiner erbarmen.

Mach unser Herz zu deinem Thron,
Und laß uns nichts den sel'gen Glauben,
Womit du uns beglückest, rauben
O göttliche Religion!

Du zeigest uns den ebnen Pfad;
Erhöhest dieser Erde Freuden,
Verminderst dieser Erde Leiden,
Und reichst uns immer Trost und Rath.

Du giebst, wenn nach dem Pilgerlauf
Wir müde werden, Ruh den Müden,
Und trägst dann wiederum in Frieden
Den Geist zu seinem Schöpfer auf.



Vom Gottesdienst.

Die wahre Religion besteht freilich nicht in äußerlichen Gebräuchen, sondern wohnt in der festen Ueberzeugung des Verstandes und in der tugendhaften Neigung des Herzens. Ein Mensch ohne Religion ist ein unglücklicher Mensch für sich selbst, und gefährlich für Andere. Wir dürfen aber nicht gleich so lieblos urtheilen, wenn ein Mensch nicht durchaus, wie wir, denkt, er habe darum wirklich keine Religion. Sein Leben ist die beste Probe, ob er Religion hat, oder nicht; denn der Glaube, der sich nicht durch Werke zeigt, ist todt, und so gut als kein Glaube.

Wenn aber das Wesen der Religion selbst gleich nicht in Gebräuchen bestehet, so wird doch der Mann, welcher wirklich Religion besitzt, diese äußern Gebräuche, welche immer mit ihr in Verbindung stehen, nie vernachlässigen. Wir nennen alle diese Gebräuche zusammen Gottesdienst, aber nur auf menschliche Weise, wie wir fast immer von Gott sprechen. Gott gewinnt durch unsern Dienst, durch unsere Verehrung nichts; er wird dadurch nicht größer, herrlicher und seliger, als er seiner ewigen, unendlichen Natur nach ist. Der Vortheil ist allein für uns. Wir erheben durch den Gedanken an ihn unsere Seele, wir stärken unsere Entschlüsse zum Guten, wir befestigen unsere Ueberzeugung in der Wahrheit, wir erhöhen unsern Muth zu allen Pflichten, unsere Standhaftigkeit zu unvermeidlichen Widerwärtigkeiten; wir gewinnen herzliches Vertrauen zu Gott, als unserm Vater und unermüdeten Wohlthäter. Sind dieses nicht sehr wesentliche Vortheile, die wir alle auch mit aus der äußern Religionsübung erhalten können und erhalten sollen?

Diese Gebräuche sind, die Besuchung der öffentlichen Versammlungen, wo Andacht, Gebet, Dank und Unterricht in unsern

Pflichten die große wichtige Absicht ist. Nicht jeder, der die Kirchen mit der größten Regelmäßigkeit und mit ängstlichem Schein der Gewissenhaftigkeit besucht, ist deßwegen auch ein guter Christ; das Christenthum erfordert mehr als Gebetsformeln, Gesangsweise und Pharisäerwesen: aber ein guter Christ wird doch diese löblichen Wege und Mittel zur Erbauung und der ferneren Belehrung nicht versäumen. Der Zweck ist wahre Tugend und Glückseligkeit; die Mittel dazu sind gründlicher Unterricht und fester Vorsatz, den Weg zu gehen, den wir als den richtigen erkennen. Die wohlthätigen Einrichtungen sind bei uns seit vielen Jahrhunderten so, daß Jeder über seine Pflichten, so wie über Recht und Unrecht, über Tugend und Laster überhaupt, öffentliche Unterweisung haben kann; und wer diese absichtlich und leichtsinnig vernachlässiget, zeigt sich als einen Verächter der Ordnung Gottes. Gott selbst hat diese Ordnung geboten, und die Obrigkeit hat und übt die Pflicht, zu unserm eigenen und dem allgemeinen Glücke darüber zu wachen. Wer über den öffentlichen Gottesdienst spottet, ist gewiß ein Bösewicht. Die Lehrer der Religion müssen für uns immer Männer von Würde seyn. Sie haben ein heiliges Amt: und ihre Verantwortung vor Gott wird doppelt schwer seyn, wenn sie das Amt der Tugendlehre nicht durch ihr Leben ehren, und nicht durch Unterricht und Beispiel das Gute bewirken, das sie bewirken sollen.

Die Heiden feierten die Feste ihrer falschen Götter mit glühendem Eifer; und wir sollten nicht die unendliche Größe der wahren einzigen Gottheit an bestimmten Tagen dankbar andächtig bewundern? Wir sind Menschen, die jeden Tag neuen Schwachheiten ausgesetzt sind, und brauchen also beständig Wiederholung der Wahrheiten, die uns nöthige Bestärkung in den Pflichten, welche uns heilig seyn müssen. Unser eigenes Glück erfordert dieses: wer könnte gleichgültig gegen etwas seyn, das sein und seiner Brüder

Glück betrifft? Die Sonntagsfeier ist also auf alle Weise Pflicht für uns alle. Der Tag ist ein Tag der Ruhe, ist ein Tag der Sammlung neuer Kräfte, ein Tag der Ueberlegung, der Betrachtung; der stillen Freude, wenn wir glücklich sind, des heilenden Trostes, wenn wir unglücklich sind. Du sollst den Feiertag heiligen. Aber unser Schöpfer kann nicht wollen, daß wir über den Entschlüssen zum Guten das Gute selbst, über der Ermunterung zu unsern Pflichten die Pflichten selbst vergessen sollen. Wir dürfen also wohl das Wichtigere dem weniger Wichtigen vorziehen. Wer in die Kirche geht, wenn er seinen kranken Bruder pflegen und ihm Arznei reichen soll, thut nicht seine Pflicht. Wer den Abendsegen betet und mit seinem Nachbar grollt, wie kann der dem Schöpfer ein angenehmes Opfer bringen? Das Beten wäre Sünde, wenn man darüber seine Arbeit vergessen wollte: und der Mann wäre ein Thor oder ein gottloser Heuchler, der beten und nicht arbeiten wollte, wenn seine hungernde Familie um Brot schreiet. Dem Arbeitsamsten bleiben immer noch einige Minuten Zeit zur Andacht übrig: und die wenigen herzlichen Worte eines Mannes, der seine Pflichten erfüllt hat, sind gewiß vor Gott mehr, als sonst lange Gebete. Der Faule, welcher betet, spottet. Das Gebet des Gottlosen, des Menschenhassers, des Unversöhnlichen, des Peinigers seiner Brüder, ist Lästerung. Der Himmel erhört nur das Gebet der Tugendhaften; und tugendhaft ist nur, wer seine Pflicht thut. Werke der christlichen Liebe und der Noth sind an jedem Sonntage erlaubt, nicht allein erlaubt, sie sind geboten. Wer einem Freunde Trost und Hülfe bringen kann, darf mit gutem Gewissen die Betstunde versäumen: er betet durch ein gutes Werk, welches dem Himmel angenehm ist; und das wird dem Vollbringer Freude und Belohnung geben. Wer seine Ernte retten kann, darf sie ohne Bedenken unter der Kirchenzeit retten: er rettet seine Familie vom Mangel. Gott will es, und die Obrigkeit will es; denn er kann

von der künftigen Ernte seinem dürftigen Bruder geben. Wer aber den Tag, welcher der heiligen Ruhe und der Betrachtung bestimmt ist, mit gewöhnlichen ununterbrochenen Geschäften, mit bloßem sinnlichen üppigen Vergnügen verbringt und nicht den Versammlungen der christlichen Gemeine beiwohnt, wenn er wohl könnte, ist ein Leichtsinniger, vielleicht ein Verächter. Wenn man daselbst auch nicht immer etwas Neues hört, so muß es für unser Herz allezeit doch eine wahre Erquickung seyn, mit unsern Brüdern vereint, Gott, unserm Vater und Wohlthäter zu danken, seine unendliche Macht, Güte und Weisheit, womit er uns täglich beglückt, zu preisen, unser Herz zu ihm erheben und ihm alle Angelegenheiten unserer Seele, unseres Herzens und unsers häuslichen Lebens kindlich zu empfehlen.

Es ist zwar kein Beweis, daß der Mann, welcher beständig viel und ununterbrochen betet, ein guter, frommer Mann ist; denn es giebt der Heuchler und Mundchristen viele: aber derjenige ist gewiß kein guter Mann, welcher gar nicht betet. Er zeigt durch ein solches sorgloses, unbesonnenes Betragen, daß sein Verstand ohne wahre Erkenntniß und sein Herz ohne wahres Gefühl ist. Wie will derjenige seine Pflicht gegen seinen Mitbruder erfüllen, der nicht Dankbarkeit gegen seinen Schöpfer und größten Wohlthäter empfindet? Wie will der seinen Bruder lieben, der sich beständig von ihm entfernt, sich ihm nie zu nahen sucht, seine Wohlthaten mit Kälte und Murrsinn empfängt und verzehret? Nein wir wollen keine christlichen Gebräuche, weder öffentlich noch zu Hause, vernachlässigen. Sie dienen alle dazu uns mit Gott immer mehr zu beschäftigen, ihn und unsere Mitmenschen mehr lieben zu lernen, und unsere Pflichten immer wichtiger und doch angenehmer und leichter zu machen, unsere wahren Freuden zu berichtigen, zu läutern und zu sichern, und uns in unserm Unglück Beruhigung, Trost und ermunternde Stärkung zu verschaffen.

Von den Pflichten gegen uns selbst überhaupt.

Gott hat uns alle zur Glückseligkeit geschaffen: denn er ist der Allgütige. Diese Glückseligkeit können wir nur durch Gehorsam gegen ihn und wahre Tugend erreichen; denn er ist der Allweise und Heilige. Alle Mittel, diesen Zweck, unsere Glückseligkeit zu erreichen sind uns Pflicht: denn der Zweck, den Gott, der Allerhöchste und unser Schöpfer und Vater und Wohlthäter will, ist Gesetz. Und es ist kein höheres Gesetz, als dieses; denn es ist kein höherer Gesetzgeber als Gott. Jedes Gesetz, das die Menschen elend und unglücklich machen wollte, wäre ein Widerspruch, wäre eine Lästerung gegen Gott und seine Weisheit und Güte, eine schreiende Ungerechtigkeit. Diese Erde soll für uns kein bloßes Jammerthal und unser Leben darauf nicht Elend seyn. Die Menschen thun sehr übel, wenn sie es dazu machen; sie handeln wider den Willen Gottes und gegen ihr eigenes Glück, gegen ihre Vernunft. Die nothwendigen Uebel in der Welt sind geringe gegen das unendliche Gute, das uns der Himmel täglich und von allen Seiten genießen läßt. Vollkommen können wir nicht seyn, denn wir sind Menschen: also auch nicht vollkommen glückselig. Gott allein ist die Vollkommenheit und die höchste Seligkeit. Wir selbst wollen hier so vollkommen, so zufrieden und glücklich werden, als es unsere Natur erlaubt. Dort werden wir höher steigen, wenn wir hier auf unserer Stelle gut waren. Jeder Mensch ist zwar frei, und könnte vielleicht sagen: wenn ich andern nichts zu Leide thue, so kann ich mit mir selbst machen, was ich will; denn über mich bin ich Herr. Er ist zwar Herr über sich selbst; aber diese Herrschaft darf er nicht gegen den Zweck und die Absicht seines Schöpfers, nicht gegen die Vernunft, er darf die

Herrschaft über sich selbst nicht wider sich selbst brauchen. Denn das hieße, ich will nicht vernünftig, ich will kein Mensch seyn, wozu ihn doch Gott geschaffen hat. Jeder Mensch hat also Pflichten gegen sich selber; er soll seine Natur so gut und vollkommen und sich selbst so glücklich zu machen suchen, als möglich ist. Das ist der Wille Gottes; das zeigt ihm seine eigene Vernunft. Aber Gott ist der Schöpfer und Vater nicht allein jeder einzelnen Menschenklasse, eines besondern Volks: er ist der Schöpfer und Erhalter von Allem, was ist. Er will also nach seiner Güte, daß alles, was er geschaffen hat, auch in dem Zustande, zu welchem er es geschaffen hat, gut und glücklich sei. Wir sollen also nicht allein für uns glücklich seyn; sondern alle sollen glücklich, alles soll glücklich seyn, weil es Gott geschaffen hat; denn Gott schafft nichts umsonst und zwecklos. Das ist der Wille Gottes, und auch dieses zeigt uns unsre Vernunft. Daraus entstehen unsere Pflichten gegen Andere; wie wir unten im Folgenden sehen werden. Der allgütige, allweise Regierer der ganzen Welt hat es so eingerichtet, daß immer das Glück des Einen das Glück des Andern nach sich ziehet, daß sich bei dem Wohlbefinden des Einen auch der Andere mit wohl befindet, und bei den Leiden des einen Theils der Gesellschaft auch die übrigen leiden. Wenn ein Land glücklich ist, so sind es alle Einwohner, und wenn es elend ist, so leiden alle. Nichts kann uns deutlicher zeigen als diese wohlthätige Einrichtung der Gottheit, wie sehr wir uns alle als Brüder, als eine Familie unsers allgemeinen Vaters lieben, uns wohl wollen und gegenseitig unterstützen sollen. Wenn jeder Mensch, ohne andere zu bevortheilen, so viel als möglich ist, für seinen eigenen Vortheil Sorge trägt, sich selbst so gut, so froh, so glücklich als möglich zu machen sucht; so wird er es nicht allein für sich selbst, sondern auch Andere um und neben ihm

werden es mit ihm. Seine Familie genießt mit ihm, Andere genießen mit ihm, durch Verwandtschaft, Freundschaft oder andere Verbindungen; die übrigen suchen ihm nachzueifern, und alle um ihn her befinden sich besser. Der gütige Schöpfer hat die Natur des Menschen so eingerichtet, daß er sich nie gern allein freuet, daß er Freuden und Leiden gern mit seinen Nebenmenschen theilt; dadurch gewinnen alle. Die Freuden werden größer, das Unglück wird kleiner.

Ein Mensch, der die Pflichten gegen sich selbst nicht erfüllt, die ihm Gott, der ihn zum Menschen schuf und ihm Vernunft gab, auflegt, wie will er die Pflichten gegen Andere als Vater, als Gatte, als Hausherr, als Mitglied der Gemeine, als Freund, als Unterthan erfüllen? Zuvor müssen wir gute Menschen seyn, ehe wir in irgend einer andern Lage etwas anderes gut seyn können. Und ein guter Mensch ist man nicht, wenn man nicht das ganz und vollkommen ist, wozu uns der Schöpfer unserer Natur nach bestimmt und gemacht hat. Ist es nicht ein großer Vorwurf für einen Menschen, wenn man mit Recht von ihm sagen muß: er ist ein thörichter, unvernünftiger Mensch? das heißt, er beträgt sich gegen sich selbst nicht so, wie er als ein Mensch, der Verstand und Ueberlegung besitzt, sich betragen sollte. Wenn er Andere beleidiget und ihnen Unrecht und Schaden thut und sie elend macht, so ist er noch mehr als dieses; er ist böse und lasterhaft. Aber jenes ist oft der Anfang und Uebergang zu diesem.

Von der Uebung unsers Verstandes.

Der Mensch ist auf dem ganzen Erdboden das einzige Geschöpf, das Vernunft hat: dadurch erhebt er sich und herrscht über alle

übrige Kreaturen nach der Einrichtung Gottes. Und wir sollten nicht dieses ausschließliche, unschätzbare Geschenk der Gottheit, unsere Vernunft, heilig halten, ausbilden und zu erhöhen suchen? Nur durch Vernunft erkennen wir Gott und seine Ordnung und seine Gesetze; nur durch Vernunft überzeugen wir uns von unsern Pflichten und ihrer Nothwendigkeit und Unverbrüchlichkeit; nur durch Vernunft sehen wir den Weg zu unserer wahren Glückseligkeit. Verstand und Vernunft hat noch überall den größten Werth; auch dann, wenn man oft keinen Gebrauch davon macht. Wenn man im gemeinen Leben sagt, er ist ein reicher Mann, ein vornehmer Mann, ein mächtiger Mann; so sind wir dabei ziemlich gleichgültig, oder wir fürchten uns, weil wir nicht wissen, was noch folgen wird. Wenn man aber sagt, er ist ein verständiger, vernünftiger Mann, so haben wir gleich Achtung und Zutrauen; denn wir schließen mit Recht, ein vernünftiger Mann könne nicht schlimm seyn. Nur Verstand und Vernunft macht den Menschen wahrhaftig zum Menschen; alles andere ist Zufall und hat dagegen keinen großen Werth. Halten wir nicht mit Wahrheit diejenigen für die allerelendesten und unglücklichsten, die ihre Vernunft verloren haben? Und wenn ein Mensch in der Würde sitzt, sagt der Sittenlehrer Sirach sehr nachdrücklich, und hat keinen Verstand, so ist er wie ein Vieh. Es ist desto trauriger, wenn ein Mann, der eine Würde hat, nicht verständig ist, da er es vorzüglich seyn soll, da er mit für Andere denken und rathen und ihnen helfen soll. Sirach spricht also nicht umsonst so stark. Wir sollen demnach unsern Verstand so viel wir können zu bilden suchen; durch Unterricht, durch Nachdenken, durch Aufmerksamkeit auf alles, durch Umgang, durch gute Bücher, wenn wir Gelegenheit haben. Wir sollen unserer Vernunft folgen in unsern Urtheilen; denn Gott hat jedem Menschen Vernunft gegeben, die er gebrauchen soll. Wir sollen die Vernunft Anderer anhören, sie prüfen, vergleichen, und unsere

darnach berichtigen, wenn wir noch nicht ganz gewiß waren, oder die unsrige befestigen, wenn wir Recht hatten. Die Vernunft dürfen wir überall brauchen; denn wir sollen überall Menschen, das heißt, vernünftige Geschöpfe seyn. Wenn unsere Vernunft noch manches nicht begreifen und einsehen kann, so sollen wir uns dabei beruhigen; denn wir sind jetzt nur Menschen, die unmöglich alles bis auf den letzten Grund erforschen können. Auch die Weisen wissen nicht alles, und zanken sich oft über Dinge, die uns sehr unnütz und sonderbar scheinen. So viel wir für unsern Stand und unser Leben brauchen, können wir ohne Mühe fassen. Ueber unsere Vernunft ist manches, und das ist nicht für uns; aber wider unsere Vernunft darf uns niemand etwas aufbürden. Wer seinen Verstand nicht aufgehellet und gebildet hat, der ist zu keinem Geschäfte des Lebens vorzüglich geschickt und in Gefahr, sich beständig zu verirren. Er weiß nie recht bestimmt und gewiß, was seine Pflicht ist in diesem, oder in jenem Falle, welches in diesem oder jenem Falle die beste Weise zu handeln sei. Er thut entweder zu viel oder zu wenig, thut sich oder Andern Schaden. Er kann über keinen Vorfall, wo es oft wichtig und nöthig ist, schnell und richtig urtheilen; und muß sich dann auf Andere verlassen, die es vielleicht eben so wenig können, oder die wohl gar die Absicht haben, ihn zu hintergehen. Wer seinen Verstand nicht gebildet hat und sich nicht eine Kenntniß der gewöhnlichen Dinge und Erscheinungen in der Welt erworben hat, der ist in Gefahr, eine Menge abergläubische Meinungen zu behalten oder anzunehmen, die entweder seine Ruhe stören, ihn ängstlich machen, von dem Wesentlichen der Religion und der Lebenspflichten abziehen oder gar ihm und seinem Nächsten durch seine Unwissenheit und Thorheit empfindlich schaden. Die leeren Einbildungen von Teufelswirkungen, Hexerei, Gespenstern, Kobolden und Zaubereien aller Art setzen den Leichtgläubigen in manche Furcht, über die der Vernünftige nur lächelt. Die Bosheit und List mancher Men-

schen bedient sich dann der Einfalt Anderer, um ihre schändlichen Absichten durch Betrug zu erreichen. Die Erscheinungen der Natur selbst setzen manchen, der keine richtigen Begriffe und Belehrungen darüber hat, in das größte Schrecken. Der wohlthätige Donner ist ihm ein furchtbares Strafgericht, der Blitz eine Zornflamme, da doch der allgütige Gott diese Erschütterungen der Luft und der Erde zur größten Wohlthat geordnet hat. Mit Verstand und Vernunft hat man überall die nöthige Gegenwart des Geistes, und siehet sogleich die wahre Ursache, woher etwas entstehet, oder muthmaset sie doch ziemlich richtig, und keine Furcht kann sich unserer bemächtigen.

Ob wir gleich in unserm Stande oder bei unserer Lebensweise weder gelehrt werden können noch sollen, so müssen wir uns doch die nöthigen Begriffe zu sammeln suchen, um über alles, was um uns her und bei und unter uns vorgehet, ordentlich, genau und treffend zu urtheilen, weil davon sehr oft unser und unser Nebenmenschen Glück abhängt. Gelehrsamkeit ist nicht immer Verstand; aber Verstand ist dem Menschen in jeder Lage unentbehrlich: und je mehr einer hat und ihn braucht, desto besser wird es um ihn stehen und mit allen, die mit ihm zu thun haben.

Von der Ruhe der Seele.

So wie der Friede im Lande das unschätzbarste Glück für das ganze Land ist, so ist Friede und Ruhe in dem Gemüthe eines jeden einzelnen Menschen das größte Glück für ihn. Diesen Frieden, diese Ruhe sollen wir zu erlangen und zu erhalten suchen. Wir können dieses, wenn wir es sollen; denn wir sollen nichts, was wir

nicht können. Dem Einen wird es freilich in seiner Lage schwerer, als dem Andern; aber keinem ist es unmöglich. Das beste Mittel dazu ist das allgemeine Mittel zur Glückseligkeit überhaupt: nämlich fester Glaube an Gott und Vorsehung, an Tugend und Unsterblichkeit, treuer Eifer in Erfüllung aller unserer Pflichten. Wie sollte der nicht ruhig seyn, welcher fest überzeugt ist, Gott ist mein Vater, der mein Glück will und veranstaltet und befördert, der alle Haare auf dem Haupte gezählt hat, und ohne dessen Willen und weise Leitung mir nichts widerfahren kann! Voll Vertrauen spricht ein solcher mit dem frommen Dichter:

> Kein Sperling fällt,
> Herr, ohne deinen Willen;
> Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
> Daß deine Hand mein Leben hält?

Aber nur derjenige kann ohne Furcht und mit stiller, tröstlicher Ruhe an Gott und seine Vatergüte denken, der ihrer als ein gutes Kind würdig ist. Nur derjenige ist ihrer als ein gutes Kind würdig, der auf die Gebote Gottes, die er ihm durch die Vernunft und sein Wort giebt, mit kindlicher Ehrfurcht hört, sie zu verstehen sich bemüht und sie alle zu erfüllen sich eifrig bestrebt. Nur die Guten haben Frieden im Herzen. Die Bösen sollen keinen Frieden haben, weder hier noch dort; das ist ihre Strafe. Es ist die Natur der Bosheit und der Sünde, daß sie quält und foltert, auch wenn sie glücklich zu seyn scheint. Das ist weise und gerechte Ordnung des Schöpfers; damit jedermann sich vor der Bosheit hüte, wie vor einer Schlange und ihr nicht zu nahe komme.

Die Ruhe der Seele ist Belohnung des Guten und wieder eine Quelle vieles Guten. So entspringt ein Gutes aus dem andern, so wie oft ein Böses aus dem andern ent-

springt. Der Ruhige im Geist genießt die Geschenke des Himmels mit doppelter Heiterkeit, und der Friede seiner Seele verbreitet sich über sein Gesicht und durch sein ganzes Wesen. Seine Mienen, seine Reden, sein Gang, alle seine Bewegungen zeigen, daß er glücklich ist, und daß er glücklich zu seyn verdient. Sein Leben ist froher, seine Arbeit ist leichter und besser; und alle Menschen, selbst die Mißmüthigen und Unzufriedenen, schließen sich gern an ihn an. Wie sollte der nicht innern Frieden haben, der alle seine Pflichten mit Vergnügen und Eifer erfüllt, und überzeugt ist, daß der Himmel bei solchen Bemühungen ihn nicht verlassen werde?

Wenn ihn auch Leiden und Widerwärtigkeiten treffen, so denkt er, daß er ein Mensch ist, der ohne Leiden nicht leben wird; daß er vielleicht manche Unannehmlichkeiten durch Fehler und Vergehungen sich selbst zugezogen hat: und das macht ihn aufmerksam und vorsichtig auf die Zukunft. Keine Verbrechen beschweren sein Gewissen; und für seine Unvollkommenheiten, Fehler der Uebereilung und Schwachheiten hofft er Verzeihung von Gott, wie ein gutes Kind Verzeihung von seinem Vater hofft, das sich immer noch bessern will. Tugend und ein reines Herz sind der sicherste Grund zur Ruhe des Lebens. Es ist ein Spiegel seiner Seele, wenn der gute, fromme, vortreffliche Gellert sagt:

Besitz' ich nur
Ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich, wenn Andre zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

Wenn er auch dulden muß, so duldet er als Christ mit Gelassenheit und Standhaftigkeit. Wer seine Freuden und sein Glück liebt, der bewahre seine Tugend; denn mit der Tugend schwindet alle

wahre Freude dahin. Er muß etwas auf der Seele haben, sagt das Sprichwort von einem Menschen, der unruhig, ängstlich, heimlich, verschlossen sich herumtreibt; und selten irrt das Sprichwort. Wie in der Welt der Krieg schneller und leichter ausbricht, als der Friede hergestellt wird; so geht in dem Menschen die Ruhe schneller verloren, als sie wieder gewonnen wird.

Aber auch Erziehung und Gewohnheit wirken oft sehr viel, die beständige Ruhe und Gleichmüthigkeit behaupten zu helfen. Man giebt so Vieles der Natur und dem Temperamente Schuld, welches doch meistens, theils unsere eigene, oder wohl auch die Schuld unserer Erzieher ist. Wer nicht von Jugend auf seine Begierden, seine Leidenschaften, und besonders seine Heftigkeit und Hitze hat zähmen lernen, der ist hernach sein ganzes Leben in einer beständigen, oft sehr quälenden Bewegung. Manche Kleinigkeit setzt ihn außer sich und verdirbt ihm Freude und Genuß auf viele Tage. Manche Unannehmlichkeit, die er mit etwas mehr Ueberlegung und Besinnung leicht hätte heben können, ängstigte ihn so, als ob es das ganze Glück seines Lebens beträfe. „Er hat ein unruhiges Temperament," sagt man oft mit Recht, aber dieses Temperament ist oft nur Vernachlässigung der Erziehung und Folge des eigenen Leichtsinns. Es ist also auch in dieser Betrachtung heilige Pflicht für Aeltern und Erzieher, das Gemüth junger Leute durch Sanftmuth, Klugheit, Beharrlichkeit und vor Allem durch eigenes gutes Beispiel vor allen heftigen Leidenschaften zu bewahren, die in der Folge der Ruhe des Lebens so gefährlich werden. Und jeder, der schon selbst hinlängliche Besinnung hat und die Dinge in der Welt mit etwas Ernst betrachtet und beurtheilen kann, muß an sich selbst arbeiten, sich eine beständige Gelassenheit und Ueberlegsamkeit zu erwerben, die ihm in so manchen bedenklichen Fällen des Lebens den größten Nutzen bringen und

über sein ganzes Wesen eine stille Ruhe des Innern und heitere Zufriedenheit verbreiten.

Von der Sorge für unsere Gesundheit und zeitliche Wohlfahrt.

Wir haben Seele und Körper; und beide sollen sich wohl befinden, eins mit dem andern und durch das andere. Wenn die Seele leidet, leidet gewöhnlich der Körper mit; und die Seele empfindet ebenfalls die Schmerzen des Körpers. „Er ist an Leib und Seele gesund,“ pflegt man von einem Menschen zu sagen, dem es durchaus recht wohlgeht. Es ist also unsere Pflicht, für dieses Wohlbefinden zu sorgen, und Alles zu verhüten, was dasselbe stören kann. Wir auf dem Lande sind in dieser Rücksicht weit glücklicher, als die Städter. Der Himmel um uns ist freier, die Luft reiner und heiterer; Alles athmet mehr Leben und Gesundheit. Die Bewegung, eine nothwendige Bedingung zum Wohlbefinden, liegt nothwendig in unserer Lebensart. Daher sind auch im Allgemeinen die Landleute immer noch gesünder, munterer, stärker und fester, als die Bewohner der Städte. Aber auch bei uns auf dem Lande ist man oft sorglos genug und schadet sich zuweilen durch Unbesonnenheit auf einmal mehr, als das eingesperrte Stadtleben gewöhnlich in vielen Jahren schaden kann. Wir glauben oft, unsere Gesundheit sei unverwüstbar, von Stahl und Eisen, wie man sich ausdrückt, und stürmen ohne Gedanken fort, bis ununterbrochene Unbesonnenheit, oder irgend ein Zufall, den wir hätten vermeiden können, uns niederwirft. Dann sind wir desto schlimmer daran, da wir gewöhnlich die Hülfe eines geschickten Arztes nicht sogleich

in der Nähe haben und die Verzögerung oft sehr gefährlich ist. Je unschätzbarer uns also in unserm Stande unsere Gesundheit ist, desto aufmerksamer sollten wir sie zu bewahren, zu stärken und zu befestigen suchen. Unsere Erziehung ist von Jugend auf freier und härter, und macht uns also stärker und dauerhafter. Aber auch diese Stärke und diese Dauerhaftigkeit braucht Schonung und Aufmerksamkeit. Wir sind den übeln Folgen der Witterung nicht so sehr unterworfen, als die Weichlinge der Städte; aber wir sind ihnen doch auch ausgesetzt. Unser Knochenbau ist zwar fester, aber er ist doch nicht unzerstörbar. Daß wir uns nicht durch Mangel der Bewegung und Arbeit schaden, dafür ist durch unsere Beschäftigung gesorgt. Aber Mancher schadet sich dagegen auf sein ganzes Leben durch übertriebene Anstrengung. Wie oft haben bei uns Personen, sowohl Männer als Weiber, dadurch, daß sie auf einmal mehr arbeiten wollten, als ihre Kräfte erlaubten, ihre Gesundheit auf immer zerstört? Der menschliche Körper ist bei aller seiner Stärke doch so fein gebaut, daß nur inwendig eine Haut reißen, ein kleiner Knochen aus der Fuge treten, eine Ader springen darf, und das Ganze liegt da, und kann nur mit vieler Mühe und unter großen Schmerzen, oder vielleicht nie wieder in Thätigkeit gesetzt werden. Auch dürfen wir nicht glauben, daß die Witterung uns durchaus nichts schaden werde, und daß wir ohne Unterschied uns jeder Veränderung derselben ohne Gefahr aussetzen können. Ein fester, abgehärteter Körper trotzt ihr zwar länger; aber die gehörigen Vorsichtigkeitsregeln müssen doch die Gesündesten nicht unterlassen. Man muß nie zu schnell aus der Hitze in die Kälte, aus der Kälte in die Hitze, aus der Ruhe in die Bewegung, aus der Bewegung in die Ruhe kommen. Die Natur macht keinen Sprung; sie steigt hinauf und herab; zwischen Sommer und Winter liegen Frühling und Herbst. Die Kleidung darf weder zu leicht, noch zu schwer; weder zu luftig noch erstickend warm seyn. Allerlei Essen

und Trinken ist unserm Magen zwar nicht so gefährlich, als den Verzärtelten; aber es giebt doch manche Speisen, die durch ihre Natur einander so entgegen sind, daß sie auch dem Stärksten empfindliche Folgen verursachen. Jeder muß sie also kennen lernen, um nicht nach und nach durch Leichtsinn dieser Art seine gute Verdauung zu Grunde zu richten. Gesundheit ist ein Geschenk des Himmels, dessen Werth, wie den Werth alles Uebrigen, wir dann erst recht schätzen lernen, wenn wir in Gefahr sind, sie zu verlieren. „Ein Jeder prüfe, was seinem Leibe gesund ist!" sagt Paulus, der in seinen Briefen manche goldne Regel für Seele und Leib mittheilt, weil er selbst ein Mann war, der das menschliche Leben sehr wohl kannte. Gesundheit ist die Fähigkeit zu genießen; und wenn man dem Kranken alle Herrlichkeiten der Erde brächte, er würde nur doppelt elend seyn, weil er nichts davon genießen könnte. Arbeit und Mäßigkeit ist allein die goldne Regel und das sicherste Mittel, an Leib und Seele gesund zu werden und es immer zu bleiben.

Der Himmel hat jedem den Trieb eingepflanzt für sein Fortkommen zu sorgen. Die Sorge für seine Gesundheit ist der erste und wichtigste Schritt dazu. Dem Kranken hilft nicht seine Kunst und seine Wissenschaft, nicht sein Fleiß und seine Geschicklichkeit. Aber es ist sodann auch unsere Pflicht, so viel uns in unserer Lage möglich ist, etwas zu lernen, das uns in der Zukunft Nahrung und Unterhalt verschaffen kann. Er hat in der Jugend nichts gelernt, ist ein Vorwurf, den man oft gegen einen Menschen machen hört, und der, wenn er gegründet ist, sehr traurig und drückend seyn muß. Jeder soll also irgend etwas Gemeinnütziges in seiner Jugend zu lernen suchen; irgend ein Handwerk, irgend eine Kunst, irgend eine Fertigkeit in einer Art von Arbeit, wodurch er sich und Andern zu nützen hoffen kann. „Ein Handwerk hat einen goldenen Boden," pflegt man zu sagen und sagt recht. Denn die Hauptbedürfnisse in dem menschlichen Leben bleiben immer die

nämlichen; und Handwerker, welche diese Bedürfnisse durch ihre Arbeit befriedigen, sind immer die unentbehrlichsten, die schätzbarsten und also die sichersten. Der Ackerbau, so einfach er scheint, erfordert eine Menge Dinge, deren aufmerksame Erlernung und zweckmäßige Uebung den Verstand und die Ueberlegung beschäftigen können. Alle diese Dinge, so geringe sie vielleicht einzeln seyn mögen, sind uns in unserm Stande höchst wichtig. „Zwischen Pflügen und Pflügen ist ein Unterschied,“ sagt das Sprichwort, und nicht Jeder ist ein guter, geschweige denn ein vollkommener Landwirth, der eine gerade Furche ziehen und eine Wiese mähen kann.

So wie jeder Handwerker seine Geräthschaften ganz kennen, ihre Tüchtigkeit beurtheilen und sie alle zweckmäßig zu gebrauchen wissen muß; so muß auch jeder Landmann seine mannigfaltigen Werkzeuge zu beurtheilen und fertig zu gebrauchen verstehen. Der Ackerbau ist immer die sicherste, unfehlbarste Stütze des menschlichen Lebens; und wer ihn mit gehöriger Aufmerksamkeit und gehörigem Fleiß und gründlich treibt, wird am wenigsten in Gefahr kommen, Mangel zu leiden. „Das ist mein Acker und mein Pflug!“ pflegt der Gelehrte von seinen Büchern, der Kaufmann von seinem Handel, der Künstler von seiner Kunst und jeder ordentliche Mann von der Beschäftigung zu sagen, auf die er sich am besten verlassen zu können glaubt; ein Beweis, daß Acker und Pflug, wenn sie gleich nicht immer reich machen, doch ihre Arbeiter am wenigsten verlassen. Also vorzüglich durch Erlernung alles dessen, was zum glücklichen Fortkommen in irgend einem Fache gehört, sei es Kunst, oder Handwerk, oder Ackerbau sorgen wir am wesentlichsten für unsere irdische Wohlfahrt. Alles übrige, Geld, Güter, Häuser, Hausgeräthe können wir durch irgend einen Unglücksfall verlieren, aber unsere Einsichten, durch die wir uns wieder helfen können, bleiben; unsern Fleiß, unsere Standhaftigkeit, unsern Muth uns gegen das Unglück zu stemmen, kann uns Niemand nehmen.

Diese schätzenswerthen Eigenschaften werden im Gegentheil im Unglück oft noch stärker und nützlicher. „Wer ein ehrlicher Mann ist und das Seinige gelernt hat," ist die gute, schlichte Redensart, „kommt überall fort." Den Geschickten hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt. Wir können freilich nicht dafür stehen, daß es uns immer glücklich gehen werde. Aber eben deßwegen sollen wir durch Fleiß, Gewöhnung und Erlernung alles Nützlichen, was wir je brauchen können, dafür sorgen, daß uns Unglücksfälle des Lebens, wenn sie eintreten, nicht niederschlagen.

Von der Ordnung.

„Ordnung ist das halbe Leben," heißt es; und wenn man das Glück des Ordentlichen und die traurige Lage des Unordentlichen ansieht, so dürfte man wohl sagen: „Ordnung ist das ganze Leben!" Das höchste Muster aller Ordnung und der herrlichsten Uebereinstimmung ist Gott in seiner Weltregierung. Millionen Sterne gehen ihre gemessene Laufbahn; die Sonne geht auf und unter; der Mond wächset und nimmt ab, die Jahreszeiten kommen und gehen: und alles nach den weisesten und festesten Regeln. Alles ist, und bleibt, und gedeihet, wie es soll; Alles ist zum Glück der Geschöpfe eingerichtet. Wenn ein Reich in allen seinen Theilen glücklich ist, wenn alle Stände, vom Throne bis zur geringsten Strohhütte ihre Pflicht thun und einander mit Eifer wechselseitig unterstützen, so sagen wir: „es ist Ordnung im Lande!" Und wenn wir sagen: „es ist keine Ordnung im Lande!" so ist das der schärfste Tadel, den wir über die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte ergehen lassen. Eben so ist es in der Stadt und in der

Gemeine; und eben so ist es in der einzelnen Haushaltung und mit jedem einzelnen Menschen. „Er ist ein ordentlicher Mann, sie ist eine ordentliche Frau!" ist ein allgemeines, vielbedeutendes Lob, wenn es von einem Menschen gesagt wird. Mit Ordnung wird jedes Geschäft leichter, jede Arbeit angenehmer, jede Beschwerlichkeit eher überstiegen, jede Unannehmlichkeit vermieden, oder bald beigelegt. Selbst Gefahr und Unglück werden durch ununterbrochene Ordnung am besten vorhergesehen und abgewandt. „Es ist nichts mit ihm anzufangen, er ist ein unordentlicher Mensch!" hört man von einem Menschen, den man wohl zuweilen noch härter einen Taugenichts nennt. Hat irgend Jemand Ordnung nöthig, so ist es der Landmann, da sein ganzes Leben in einer Verkettung von Dingen besteht, die oft einzeln von keiner Wichtigkeit zu seyn scheinen, die aber im Ganzen die Seele der Landwirthschaft und des ländlichen Wohlstandes ausmachen. Wenn man durch einen Ort reiset, fällt man nicht gleich von dem äußern Anschein ein ziemlich richtiges Urtheil, hier wohnen gute, oder hier wohnen schlechte Wirthe? Wo die Dächer löcherig, die Thore verfallen sind; wo das Vieh über alle Zäune und Mauern springt; wo in den Gärten die Bäume dünne und zerbrochen stehen; wo der Schmutz in allen Höfen bis an die Knie geht; wo das Vieh aussieht, wie die theure Zeit in Aegypten: da kann man sicher schließen, daß es um die Haushaltung und um die Gemeinde schlecht bestellt ist. Wo aber rund um das Dorf die Baumpflanzungen blühen, wo die Gärten voll Obstbäume stehen, die Wege und Fußsteige gangbar und reinlich sind, wo die Thiere mit den Menschen sich wohlbefinden, da darf man sicher auf gute Ordnung im Orte rechnen. Es ist ein Vergnügen, wenn man zuweilen vor einem Hofe vorbeigeht und sieht, wie Alles, vom Wohnhause bis zum Hühnerstalle so gut und nett und reinlich und bequem ist. „Hier wohnt ein sehr ordentlicher Wirth," sagt der Fremde, und betrachtet die Pflanzung und den Bau einige Mal

mit Zufriedenheit, ehe er weitergeht. Traurig und niederschlagend ist es hingegen, ganze wichtige Wirthschaften in dem kümmerlichsten Verfall zu sehen, wo man schon am durchlöcherten zerbrochenen Thorwege die wahre Beschaffenheit des Inwendigen befürchtet und ziemlich richtig muthmaßet. Freilich ist es nicht allemal der Fall, daß der Besitzer eines solchen Hauses durch seine Nachlässigkeit und Unordnung Schuld des traurigen Anblicks ist. Häusliche oder öffentliche Unglücksfälle können Ursache seines Unvermögens seyn, und ihn hindern, so viel wieder herzustellen und auszubessern, als nöthig wäre und er wohl wünschet. Aber dieses ist doch der seltenere Fall.

Es ist eine böse sündliche Vernachlässigung, nichts mehr thun zu wollen, als wir zur Noth für uns zu brauchen glauben. Wenn unsere Vorfahren eben so gedacht hätten, wie würde es jetzt auf der Erde aussehen? Wenn sie keine guten Häuser gebaut, kein Holz, keine Bäume angebaut hätten, wie traurig würde es um uns und unsre Zeitgenossen stehen? Gott gab uns die Erde mit dem Befehl, sie zu bauen. Es ist also nicht allein Vernachlässigung unsers eigenen Glücks, es ist Verachtung des göttlichen Gebots, wenn wir es nicht thun oder nicht so gut thun, als wir können. Wir können von einer Gegend zu ihrem Lobe und zur Empfehlung ihrer Bewohner kaum etwas besseres sagen, als, die Gegend ist herrlich bebaut; man findet keinen Fußbreit Landes unbenutzt; es ist Alles, wie ein schöner Garten. Und wir können kaum etwas Schlimmeres von einem Lande von seinen Einwohnern sagen, als wenn man spricht: es ist alles verfallen, wüste und leer, als ob gar keine Menschen dort wohnten. Es ist uns so wohl, wir sind so glücklich wenn wir unter einem Baume sitzen, seinen Schatten genießen, oder von seinen Früchten zehren, und wenn dann die Alten sagen: diesen Baum hat mein Großvater gesetzt, er war der Lieblingsbaum meines Vaters; so lange und so viel hat er schon getragen, und so

lange verspricht er noch zu leben, und so viel noch zu tragen. Wir genießen schon seit Jahrhunderten das Glück, daß wir freie Leute sind. Keine Gewalt, keine Willkühr kann uns aus dem rechtlichen Besitze unserer väterlichen Güter vertreiben. Gesetze und Gerechtigkeit schützen uns vor allen Eingriffen, und Niemand schränkt uns ungebührlich in unsern Eigenthumsrechten ein. Unsere Kinder und Enkel sind gewisse Erben alles dessen, was wir von unsern Vätern bekamen und durch unsern Fleiß erwerben. Sollten wir nicht für sie pflanzen und bauen, so viel wir können, damit sie uns einst eben so danken, wie wir jetzt unsern Vorfahren? Sollte nicht jeder gute menschenfreundliche Wirth bei der Pflanzung eines Baumes, wenn er auch vielleicht nicht mehr hoffen kann, seine Früchte zu essen, bei sich selbst mit innigem Vergnügen denken, meine Enkel und Urenkel werden einst hier sitzen, und glücklich sein und mich segnen. Das ist gut und edel gedacht und gehandelt; und solche Gedanken und Handlungen belohnen sich schon durch sich selbst. Der Gute findet Vergnügen im Gutes thun.

Die Ordnung und ihr Vortheil zeigt sich überall und im Kleinsten, wie im Größten. Schon Kleidung und Betragen zeichnen den ordentlichen Menschen aus; jeder hat sogleich ein gutes Zutrauen zu ihm: so wie man gegen einen Unordentlichen, den seine Unordnung auch meistens schon im äußern Aufzuge sichtbar macht, sogleich Mißtrauen hat; und mit Recht. Denn wer will einem Menschen fremde Sachen sicher anvertrauen, der seine eigenen nicht in Acht nimmt? Der Ordentliche hat alle seine Sachen an der rechten Stelle und alle in der Beschaffenheit, wie sie seyn sollen. Reinlichkeit und Nettigkeit herrscht überall wo es nur möglich ist. Zu jedem Gebrauch kann er jedes Werkzeug sogleich finden: jedes ist im Stande, so daß auf keine Weise ein Aufenthalt entsteht. Von dem Pfluge und dem Wagen, als den Hauptinstrumenten des Landmanns, bis zu der Dreschflegelkappe, und dem kleinsten Nagel an

der Tennewand ist Alles, wie es seyn soll. Da geht Alles, wie und wenn es gehen soll. Die Aecker sind bestellt zur rechten Zeit; die Gräben sind gezogen, ehe der Regen einbricht; das Heu wird gemacht, ehe es das Wasser verderben kann; die Ernte ist vollendet, wenn der Pastor das Fest halten will, und der Schnee kommt nicht, ehe die Wintersaat besorgt ist. Der Dünger liegt nicht Monate lang auf dem Felde, ehe er eingepflügt wird, die Maulwurfshügel machen die Wiese nicht unsichtbar und die Sense muß nicht erst aus der Stadt geholt werden, wenn die Nachbarn schon Heu einfahren. Es kann zwar einmal der Marder die Hühner im Stalle würgen, und die Sperlinge und Elstern können einmal die Käse im Korbe verzehren; aber wenn es oft geschieht, so verdient der Hausherr, daß die Marder seine Hühner würgen, und die Sperlinge und Elstern seine Käse verzehren. Nichts geht in der Welt über die Ordnung; und wie weit man in der Welt mit Wenigem und Ordnung kommen kann, zeigen hier und da Beispiele, welche aufmunternd seyn sollten. Eine ziemlich arme Gemeine besetzte auf Anrathen und Vorstellung einiger vernünftiger Mitglieder etliche leere, sonst unbrauchbare Plätze an den Bergen mit Obstbäumen: in zehn Jahren verkauften sie schon das Obst, jährlich für eine beträchtliche Summe, und konnten in kurzer Zeit aus dem daraus gelösten Gelde, nach Besorgung einiger andern geringern Nothwendigkeiten, sich eine Spritze und ein Haus dazu bauen lassen, und die übrigen Feuergeräthschaften in bessern Zustand setzen. Durch die Pflanzung wurden also sonst ungebrauchte Stellen benutzt, die Gegend schöner und anmuthiger gemacht, und einem wesentlichen Bedürfniß abgeholfen, das, wenn es hätte sollen durch baaren Geldbeitrag besorgt werden, gewiß würde schwer geworden, oder vielleicht noch lange aufgeschoben worden seyn. So kann man durch Aufmerksamkeit und Ordnung manches zu großem Vortheil benutzen.

Von der Mäßigkeit und Sparsamkeit.

Diese beiden häuslichen Tugenden sind der Grundpfeiler der häuslichen Glückseligkeit. Den meisten unter uns sind sie durchaus nöthig, wenn wir nicht bald zu Grunde gehen wollen; und selbst den Reichern an Gütern sind sie unentbehrlich. Sie folgen aus der Ordnung, oder sie sind vielmehr die Ordnung selbst im Genuß mit Vorsicht und Hinsicht auf die Zukunft. Der Mäßige hält ein im Genusse, um desto länger genießen zu können: der Sparsame geht haushälterisch um mit den Mitteln des Genusses, damit sie ihm nicht fehlen zur Zeit, wenn es am nöthigsten ist. Der Mäßige erreicht mehrere wohlthätige Zwecke durch seine Mäßigkeit. Er verlängert den Genuß und sichert ihn für die Zukunft, und ihm ist doppelt wohl bei dem Gegenwärtigen. Er ist froh, aber nicht ausgelassen; er genießt, aber er schwelgt nicht. Er nimmt zum Bedürfniß und zur Sättigung, aber nicht zur Völlerei; um Kräfte zu sammeln, nicht um sich zu mästen. Seine Seele herrscht über seinen Körper, und er läßt sie nicht in der Unthätigkeit des Körpers einschlummern. Mäßige Mahlzeiten geben frohe Tage und ruhige Nächte. Der gesättigte Mensch ist leicht und heiter und lebendig an Leib und Seele; der überfüllte ist träg und schleicht wie die Schlafsucht. Den Unmäßigen beschwert bald hier bald da eine Uebelkeit, und der Arzt und Apotheker haben zu arbeiten, um wieder gut zu machen, was er verdorben hat. Keines Dinges zu viel, ist ein goldenes Sprüchelchen überall. Mancher zerstört seine Gesundheit durch übermäßiges Arbeiten; aber mehrere zerstören sie sich durch Uebermaß in Speise und Trank. Beides ist sehr schlimm, aber das letzte ist schändlich. Durch Ausschweifung entehrt der Mensch seine Vernunft, indem er sein Glück verwüstet. Er sinkt fast tiefer, als die unvernünftigen Geschöpfe, welche selten über ihr

Maß verzehren. Ein Landmann, der den Pflug regiert und den ganzen Tag sich in der freien Luft bewegt, verlangt freilich billig mehr zu einer Mahlzeit, als ein Stubensitzer, der selten vom Stuhle aufsteht. Der Landmann arbeitet mehr mit dem Körper: sein Körper muß also mehr Nahrung haben. Er ist stärker; eben deswegen verzehrt er mehr. Mäßigkeit ist eine Sache, die bei verschiedenen Personen verschiedenes ist. Was für den einen zuviel wäre, ist für den andern noch zu wenig, und umgekehrt. Der sicherste Beweis, daß jeder sein richtiges Maß beobachtet, ist, wenn er beständig gesund, leicht munter und froh ist, wenn alle seine Arbeit fördert, wenn er nicht ungewöhnlich ermüdet; wenn er nach der guten Mahlzeit gut schläft, ohne viel und ängstlich zu träumen, wenn ihn sein Blut nicht peitscht, wenn er an Doktor und Barbier um Purganz und Aderlaß in zehn Jahren nicht denkt, und die Apotheke den Leuten in der Stadt läßt. Uns gewöhnlichen Landleuten wird die Mäßigkeit weit leichter, als den Reichen in der Stadt; die dann nicht einmal Gelegenheit haben, ihre Ueberfüllungen durch nöthige starke Bewegung einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen. Daher sind in der Stadt Schocke von Krankheiten, die wir in unserer glücklichen Unwissenheit gar nicht kennen. Den Reichen ist also bei ihrem Ueberfluß vorzüglich die Mäßigkeit zu empfehlen; den Armen empfiehlt sie oder gebietet sie sich mit ihrer Begleiterin, der Sparsamkeit von selbst. Den Reichen ist sie höchst nützlich und nöthig; den Armen ist sie durchaus unentbehrlich; Sparsamkeit gehört durchaus zur Sorge für unser Glück, vorzüglich auf dem Lande. Wer bürgt uns, daß die künftige Ernte so reichlich seyn werde, wie die von diesem Jahr? Der Winter ist lang. Wenn das Obst alles frisch verzehrt oder verkauft und nichts getrocknet oder gebakken worden ist, so wird der Mangel dieser herrlichen gesunden Kost bald empfindlich gespürt. Werden die Bäume das künftige Jahr wieder so reichlich tragen? Vorrath im Keller und auf dem Boden

ist die Pflicht des Hausvaters und der Hausmutter. So wie jeder vernünftige einzelne Mann auf sein Alter denkt, so denkt der Hausvater an die Zukunft für seine Kinder. Es ist Pflicht, den Kindern so viel als möglich das Erbe ihrer Vorfahren zu erhalten. Es ist etwas ehrwürdiges, einen Hof von Vätern auf Söhne in einer langen Reihe Jahrhunderte herab beständig im Erbe und immer im Wohlstand zu sehen; eben so ehrwürdig als die Besitzungen der Vornehmen von Ahnen zu Ahnen herab. Nur Häuslichkeit, Ordnung und Sparsamkeit kann dieses bewirken. Es ist höchst wehmüthig, wenn man von einem Manne sagt, er hat Haus und Hof verlassen müssen: und höchst qualvoll muß es für ihn seyn, wenn ihm sein eigenes Gefühl sagt, er selbst sei Schuld daran. Diese Sparsamkeit wird desto nothwendiger, je mehr man jetzt von allen Seiten die Bedürfnisse des Lebens vermehrt. Wir haben jetzt in unsern Haushaltungen Dinge, die wir für unentbehrlich halten, von denen man vor hundert Jahren noch gar nichts wußte, und sich, ohne sie, doch eben so wohl oder besser befand. Der Tabak und der Kaffee verzehrt auch unter dem Landvolke große Summen, ohne daß er den geringsten Vortheil brächte. Verständige Aerzte behaupten und beweisen die Schädlichkeit von beiden; und doch nimmt der Gebrauch immer mehr überhand. Es ist ein großer Vortheil wenn man alle oder doch seine meisten Nothwendigkeiten aus seiner eigenen Wirthschaft nehmen kann, welches mit diesen beiden überflüssigen und doch kostspieligen Bedürfnissen durchaus unmöglich ist. Jeder für sich und alle für alle sollten nach und nach diesem Unheil zu steuern suchen, das schon manchen Magen und manche Geldbörse verdorben hat. Wenn man jemand, der es nicht gewohnt wäre, zur Strafe zwänge, Tabak zu rauchen oder zu schnupfen, so würde diese Strafe sehr grausam scheinen, so ekelhaft und widerlich ist diese berauschende giftartige Pflanze der Natur. Jetzt hat die verderbliche Gewohnheit auch fast die Natur verkehrt; so

viel Gewalt hat eine anfangs unsinnige Mode, wenn sie einmal durch Allgemeinheit das Lächerliche verloren hat.

Von der Arbeitsamkeit.

Arbeit erhält das Leben: der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen. Wenn er nichts zu arbeiten hat, so sucht er sich wenigstens zum Ersatz Beschäftigungen; und thut oft, da er nichts Gutes zu thun weiß, etwas Böses. Das ist der Fall oft mit den Reichen, die in der Ueppigkeit des Ueberflusses an wahre Arbeit nicht denken. Daher das alte Sprichwort: Müssiggang, der Laster Anfang. Das erste wahre Geschenk, das also Aeltern ihren Kindern machen können, sie mögen arm oder reich, geringe oder vornehm seyn, ist, daß sie dieselben zur Arbeit gewöhnen. Er will nicht arbeiten, sagt man im gemeinem Leben von einem Menschen, der ganz unbrauchbar ist, und den man seine ganze Verachtung fühlen lassen will. Arbeit ist das erste Mittel, an Leib und Seele gesund zu seyn. Arbeit würzt die Mahlzeit, und dem Arbeitsamen schmeckt schwarzes Brot und eine Wassersuppe besser und wird ihm wohlthätiger, als dem faulen Schwelger fremde Weine und Wildpasteten.

Wie geht es, Nachbar? fragt man. Wir arbeiten brav, ist die Antwort; und da schmeckt das Essen und da sind wir gesund. Arbeit und Mäßigkeit sind die besten Aerzte. Der letzte begleitet gewöhnlich die beiden ersten. Der gute Arbeiter, welcher mäßige Mahlzeit hält, klagt selten über Magendrücken, Schwindel, Kopf-

schmerzen und Bauchgrimmen: der Doktor ist für ihn ein Mann, für den er in seinem Ausgabebuche höchst selten etwas anschreibt.

Die Arbeit ist das einzige sichere Mittel zum Wohlstande. So wohlthätig hat es durchaus der Himmel geordnet, daß immer ein Segen aus dem andern fließet. Der Arbeitsame erhält seine Gesundheit, und gewinnt Vorrath für künftige Vorfälle des Lebens. So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen, sagt der biblische Sittenlehrer. Die Wahrheit des Spruchs zeigt sich bald an dem Uebertreter der Ordnung. Wer nicht arbeitet, verdient nichts, hat bald nichts und kann also nichts verzehren. Mangel und Dürftigkeit folgen dem Faulen auf dem Fuße nach. Schon die Faulheit selbst ist eine Krankheit; und wer ihr nicht bei Zeiten zu steuern sucht, fällt aus einem Uebel in das andere. Der Faule ist langsam, träge, verdrossen, mürrisch; und wird sodann furchtsam, blödsinnig, dumm. Selbst der Genuß des Lebens ist für ihn beschwerlich. Er ist zu faul zum Essen, sagt man, die faulste Faulheit auszudrücken: und sehr passend von einem solchen völlig unthätigen Geschöpf. Nur die größte Unbequemlichkeit und der schärfste Reiz des Hungers treibt ihn zur Schüssel; und er glaubt eine Arbeit gethan zu haben, wenn er den Magen zur gemächlichen Verdauung angefüllt hat. Träge Thiere sind zu nichts gut als zur Mast; aber die Mast des faulen Menschen ist der Gesellschaft eine doppelte Last, da er doch nun einmal Mensch ist. Die Faulen gehören zur Strafe der Erde; zu den Geschöpfen, von welchen man sagt, daß sie nur da sind, die Früchte des Landes zu verzehren. Nichts Verächtlicheres kann man von einem Menschen sagen als dieses; es ist nur in der Natur des Ungeziefers, alles zu verzehren und nichts zu erwerben. Die ganze Schöpfung ist thätig und regsam; alles arbeitet auf der Erde: alles hat den Trieb, die Sorgfalt für sich und seine Brut. Manche Thiere können dem Men-

schen Muster des Fleißes, der Arbeitsamkeit und der Sparsamkeit seyn.

Wie emsig im Grund sich die Ameise regt,
Und Körnchen bei Körnchen zum Vorrathe trägt!
Sie schafft in dem Sommer, damit es ihr nicht
Im Froste des Winters an Brote gebricht.

Dort sammelt die Biene mit künstlichem Sinn
Von Blume zu Blume den süßen Gewinn
Das wirthliche Völkchen fliegt ein und fliegt aus,
Und füllet mit Honig das zierliche Haus.

Geh, siehe das kleine, das fleißige Thier,
Du müßiger Fauler und lerne von ihr;
Geh, sammle wie Bienen, es eilet die Zeit;
Bald sind mit Gestöber die Fluren beschneit.

Durch Arbeit erwirbt man nicht allein, sondern man lernt auch Mäßigkeit und Ordnung. Wer es weiß, wie sauer manches zu erwerben ist, der lernt den Werth desselben schätzen, der denkt nach, wie viel mit dem Erworbenen gethan werden kann, und rechnet aus und setzt sich vor, so viel als möglich damit zu thun. Wer arbeitet, thut nichts Böses: denn nur dasjenige ist Arbeit, wodurch etwas Gutes und Nützliches für uns und Andere bewirkt wird. Wenn der Boshafte, der Menschenfeind den Untergang und das Verderben eines Andern sucht, und man sagt, er arbeitet, andere zu verderben; so ist dieses eine ehrlose schändliche Absicht und die Bemühung verdient nicht den guten Namen, daß es Arbeit genannt werde. So trachtet ein böser Geist Unglück zu stiften. Arbeit ist eine dauernde Beschäftigung zu einem nützlichen und löblichen Zwecke. Und wenn wir für uns und unsere Haushaltung sorgen, ohne daß wir Andern schaden, wenn wir unserm Nächsten helfen, ohne daß wir uns und unsere Familie ganz vernachlässigen, so kön-

nen wir in dem besten Sinne sagen, wir arbeiten: kein Zweck kann nützlicher und löblicher seyn.

Von der Klugheit und Bedachtsamkeit im Reden.

Zwischen Weisheit und Klugheit ist ein großer Unterschied. Der Weise ist immer klug; aber der Kluge ist nicht immer weise. Weisheit ist Tugend, verbunden mit Klugheit: Klugheit ist oft ohne Tugend. Wir sagen oft, er ist ein kluger Mann! von einem Menschen, der nur seine Geschäfte mit vieler Feinheit macht und sich zuweilen über einen Betrug, den man ihm nicht beweisen kann, kein großes Gewissen macht. Das ist eine sehr boshafte Klugheit. Aber wir sollen doch auch klug seyn; daß heißt: wenn wir gut und tugendhaft sind, so sollen wir uns auch bemühen, so zu scheinen, daß man uns nicht für schlimm halte, daß wir durch Unachtsamkeit, Leichtsinn und Unbesonnenheit nicht uns selbst und vielleicht auch Andern schaden. Was hilft es manchmal einem Manne viel in der Welt, wenn er auch wirklich der ehrlichste Mann ist, und doch Jedermann das Gegentheil von ihm glaubt und deßwegen durchaus kein Zutrauen zu ihm hat? Ist nicht ein wirklich ehrliches Mädchen eben auch unglücklich, wenn man ihre Ehre und Tugend überall bezweifelt, und ihr keine Sittsamkeit mehr zutraut? Der Schein thut viel in der Welt. Wir sollen also auch auf den guten Schein halten. Sehr schlimm ist es, wenn viele Menschen auf nichts mehr, als auf den Schein halten. Diese nennt man mit Recht, wenn sie fromm scheinen wollen, Frömmler

und Scheinheilige, und wenn sie für ehrliche Leute gelten wollen, Gleißner und Duckmäuser. Wir dürfen nur erst wirklich gut seyn, so wird uns der Schein nicht schwer werden. Der Schein ist meistens nur wegen der Schlimmen, welche so gern immer nur Arges von ihrem Nächsten denken, weil sie selbst arg sind. Wir sollen also Klugheit mit der Tugend verbinden; aber nicht durch den Schein der Klugheit den völligen Mangel der Tugend verbergen. „Seid klug," steht in der Schrift, „aber seid ohne Falsch! Wir sollen also nicht allein nichts Böses thun, sondern wir sollen auch etwas Gleichgültiges unterlassen, wenn es durch die Umstände uns in den Verdacht des Schlimmen bringen kann. Ich spreche nur vom Gleichgültigen, das an sich selbst weder gut, noch böse ist. Denn etwas wirklich Gutes dürfen wir auch des Verdachtes wegen nicht unterlassen. Zum Beispiel, es geht Jemand oft des Nachts einen gewissen Weg, wo man glaubt, daß er keine gute Absicht habe; so soll er ihn nicht gehen, wenn seine Absicht nicht wirklich sehr gut und wichtig, sondern vielleicht nur gleichgültig ist: denn er muß den Verdacht vermeiden. Es kann ihm selbst und vielleicht auch Andern schaden. Das verwickelt oft in gefährliche Weitläuftigkeiten, und man kann zuweilen dabei den guten Namen verlieren, ohne wirklich etwas Böses gethan zu haben. Und nach einem guten Gewissen ist ein guter Name für jeden Ehrliebenden das größte Glück in der Welt. Wer oft mit schlechten Leuten zusammen ist, den wird man bald für ihren Gesellen halten; und wenn er auch wirklich mit ihnen weiter keine Gemeinschaft hat. „Sage mir, mit wem du umgehst," heißt das Sprichwort, „und ich will dir sagen, wer du bist." Vor Gott ist es genug, reines Herzens zu seyn; denn Gott siehet das Herz an. Aber die Welt kann nicht die Herzen prüfen, und muß oft nur nach dem äußern Schein urtheilen. Wer also den Schein gar zu sehr vernachlässiget, handelt nicht klug, handelt auch nicht gut und weise. Denn da

wir mit Menschen umgehen müssen, sollen wir wissentlich den Menschen auch nicht die entfernteste Gelegenheit geben, Böses von uns denken zu können.

Eben so große Behutsamkeit ist im Reden nöthig. Die Zunge ist ein kleines Glied, aber sie richtet viel Unheil an. Gedanken sind zollfrei, sagt man; das heißt: der Mensch darf über alle Dinge nach seiner Ueberzeugung, so wie er die Wahrheit zu erkennen glaubt, bei sich urtheilen; aber sein Urtheil und das Gedachte zu sagen und unbedachtsam ohne Unterschied darüber zu sprechen, kann große, oft sehr schädliche Folgen haben. Wir haben vielleicht selbst noch nicht die Sache recht eingesehen, und setzen sodann durch unsere Voreiligkeit und Ungeschicktheit Andere in Verwirrung, aus der wir weder sie noch uns herausbringen können. Wir glauben, etwas sei wahr, welches doch vielleicht nicht wahr oder doch nur halb wahr ist. Wir glauben, etwas sei recht, welches doch nur unter gewissen sehr wenigen Umständen recht ist. Wir sind vielleicht gar nicht im Stande, über alle Umstände zu urtheilen, und wagen es doch, über die Sache selbst zu sprechen, als ob wir sie so gewiß und fest entscheiden könnten, wie zweimal zwei vier ist. Dadurch hat Mancher große Verwirrung angerichtet und sich in große Gefahr gestürzt. Bedenke doch, was Du sprichst! ist ein so gewöhnlicher Zuruf, eine so gewöhnliche Regel, daß man sie täglich vielmal hört; die aber desto öfter vergessen und vernachlässigt wird, je öfter man sie hört. Ein unbesonnenes Wort hat manchen ins größte Unglück gebracht. Er kann seine Zunge nicht im Zaume halten, ist ein Vorwurf, den man einem Menschen mit Recht macht, welcher sich durch seine Heftigkeit oder Unbesonnenheit verleiten läßt, Dinge zu sagen, die er nicht beweisen kann, oder die in seiner Lage doch ihm nur schaden, ohne fast jemandem zu nutzen. Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz, sagt der alte biblische Klugheitslehrer. Das erstreckt sich aber nicht so weit, daß wir zahm und

furchtsam schweigen sollen, wo Recht und Ordnung will, daß wir sprechen. Ein Mann, der mit Muth, Standhaftigkeit, Klugheit und Mässigung für sich und die Gemeine spricht, verdient den Dank und die Achtung aller seiner Mitbrüder, auch wenn er seinen guten, gerechten Zweck nicht erreichen und vielleicht für seine Offenherzigkeit leiden sollte. Gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit dürfen wir nicht allein, sondern wir sollen sprechen. Die höhere Obrigkeit wird und will uns schützen: es ist ihre Pflicht, so wie es unsere Pflicht ist, ihr zu gehorchen und uns mit Ehrerbietung gegen sie zu betragen. Aber Gerechtigkeit und Ordnung, Mäßigung und Klugheit müssen überall unsere Führerinnen seyn. Unnütze Worte verderben die Sache. Wir beleidigen oft durch ein übereiltes Wort bitter und ziehen uns unnöthige Feindschaften zu, die wir mit vieler Mühe kaum wieder aussöhnen können. Ueberhaupt ist das Vielreden selten ein Zeichen der guten Rede. Wenig reden und viel denken ist allezeit besser, als viel reden und wenig denken, wie das oft der Fall ist. Wo viele Worte sind, da geht es ohne Sünde nicht ab, da werden gewöhnlich manche Fehler gemacht. Daher ist ein Großsprecher nie in dem Ansehen, daß er viel Verstand und Muth habe.

Auch in unsern häuslichen Angelegenheiten und in Gesellschaften ist die äußerste Behutsamkeit der Zunge nöthig, damit wir uns nicht schaden oder durch Uebereilung und Unachtsamkeit Böses stiften. Ein Wort giebt das andere, sagt man im Guten; aber eben so oft giebt ein Wort das andere im Schlimmen. Aus einer Freiheit wird oft Ausgelassenheit, aus der Ausgelassenheit wilder Muthwille, aus diesem Bitterkeit, aus dieser Beleidigung, aus der Beleidigung heftiger Zorn und großes Unglück. Der Sittenlehrer der Schrift kann nicht oft genug wiederholen: bewahre deine Zunge. Auch wird oft durch Leichtsinn im Reden, wenn auch nicht sogleich Unheil daraus entstehet, doch viel Schaden gestiftet. Viele ärgern

sich vielleicht über unsittliche und unanständige Ausdrücke, die ein Anderer im ungezogenen Muthwillen redet. Hier kann oft Unbesonnenheit so viel Böses anrichten, als die Bosheit selbst. Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt; steht im Testamente. Vorzüglich ist es unverantwortlich, wenn viele so äußerst leichtsinnig sind, im Beiseyn von jungen unschuldigen Leuten oder Kindern ohne Scham und Gefühl für Sittsamkeit Unanständigkeiten zu sprechen. Das Unglück, das daraus entsteht, ist oft nicht zu zählen. Ein Zotenreißer ist ein verächtlicher Mensch, der jeder gesitteten Gesellschaft Schande macht. Wer sich aber nicht vor Kindern schämt, der ist die Unverschämtheit selbst. Auch die Heiden gaben dieses Gebot, man sollte Ehrfurcht vor den Kindern haben; das heißt, man solle in ihrer Gegenwart durchaus nichts thun und reden, was auf irgend eine Weise ihre jungen Seelen verderben könnte. Mancher sucht eine Ehre darin, daß eine Gesellschaft eben nicht gezogener Leute seinen schmutzigen Witz belacht: er sollte aber dabei bedenken, daß Vernünftige ihn verachten, und daß vielleicht selbst seine übeln Gesellen nur deßwegen froh sind, daß sie selbst noch nicht so unverschämt sind, als er sich durch seine Ungezogenheiten zeigt.

Von der Freude.

Freude, Gottes schöne Gabe,
Schmücket rund umher die Flur;
Von der Wiege bis zum Grabe
Lächelt Freude der Natur.

Zu des Schöpfers Heiligthume
Macht die Freude Wald und Au';
Freude blüht in jeder Blume,
Perlt in jedem Tropfen Thau.

Freundlich sinkt die Sonne nieder;
Freude strahlt ihr letzter Blick:
Majestätisch kommt sie wieder,
Bringt die Freude neu zurück.

Freude hauchen warme Düfte
Mit dem Frühling durch das Blut;
Freude wehen kühle Lüfte
In des Sommers hoher Glut.

Freude ruft nach dem Gewitter
Alles durch das weite Feld;
Freude scherzet um den Schnitter,
Der die schwere Garbe hält.

Freude wirbelt durch die Lauben
Aller Vögel Lustgesang:
Freude blicken Purpurtrauben
An des Hügels Rebengang.

Freude nickt mit vollen Aesten
Uns der Obstbaum freundlich nach;
Freude säuselt in den Westen,
Murmelnd in dem Kieselbach.

Freude blitzet nach dem Sturme
Selbst des Winters Angesicht,
Wenn die Dole von dem Thurme
Traulich mit der Elster spricht.

Freude jagt den Schwarm der Knaben
Auf dem Teich im raschen Lauf;
Und als Freunde ziehn die Raben
Ernst zum Fest mit ab und auf.

Freude treibt das muntre Mädchen,
Wenn der Sand im Glase sinkt,
Von der Nadel und dem Rädchen
Zu der Freundin, die ihr winkt.

Freude hallet von der Tenne,
Wenn der Schnee im Hofe flockt,
Und die Wirthin Hahn und Henne
Vor der Thür zum Futter lockt.

Freudig hüpft der Wiegenknabe
In dem Arm der Wärterin;
Freudig sieht der Greis am Stabe
Auf die kleinen Enkel hin.

Freude macht den guten Alten,
Wenn die Schwätzer seine Knie
Ungestüm umschlungen halten,
Selber wieder jung wie sie.

Freude, Gottes schöne Gabe,
Schmücket rund umher die Flur:
Von der Wiege bis zum Grabe
Lächelt Freude der Natur.

Alles durch die ganze Natur zeigt uns, daß der Mensch zur Glückseligkeit, zur Freude geschaffen ist. Die Sinne fühlen es, die Vernunft ruft es in uns und die Religion bestätiget es mit ihrem heiligen Ausspruch. Alles was ist, soll glücklich seyn, soll Freude haben, so viel es genießen kann. Gott ist unser Vater, der Vater will seinen Kindern nur Wohlthaten geben. Gott ist die Liebe; die Liebe theilt nur Freuden aus. Die reinsten, unschuldigsten, wohlthätigsten und dauerhaftesten Freuden sind die Freuden der Natur. Diese können wir auf dem Lande vorzüglich reichlich genießen. Jede Jahreszeit wechselt mit eigenen Geschenken; jede bietet ihren eigenen Genuß dar. Im Frühling ist die Erde ein Blumen-

teppich und die Luft ein Balsamhauch; alles wacht und lebt und wirkt von neuem. Wer sich da nicht freuen kann, muß sehr unglücklich seyn. Der Sommer giebt mit dem Heu und Getreide allerlei herrliche erfrischende Früchte, und seine Arbeiten sind mit tausend Annehmlichkeiten durchwebt für alle, die sie genießen können. Der Herbst ist ein Segensbringer an Obst und Wein, reichlicher oder sparsamer, und oft in solchem Ueberfluß, daß wir aus Leichtsinn den Reichthum nicht mehr achten. Jeder Ort und jede Gegend giebt ihre eigenen Schätze, wenn der Fleiß der Menschen sie nur bauen und sammeln will. Die Hügel geben Trauben, die Thäler Obst und Erdfrüchte aller Art. Der Winter ist die Ruhe des Jahres, aber dennoch reich an Freuden für jeden, der die übrigen Jahreszeiten that, was er thun sollte und des Winters nicht vergaß. Der Winter belebt die ganze Natur von neuem: er giebt Stärke und Kraft und Munterkeit und Thätigkeit zum kommenden Jahre. Wäre das Jahr ein beständiges Einerlei, so würden uns bald Ueberdruß und vielleicht Ekel im Genusse stören. Aber der gütige Vater der Natur hat in seinen Geschenken die wohlthätigste Abwechselung. Alles kommt und geht und kommt wieder in seiner Reihe, mit immer neuer Verschönerung durch die wohlthätige Wirkung des Himmels und unsern eigenen Fleiß. Zur Freude ruft uns also alles, was wir hören; winkt uns alles, was wir sehen. Der wäre höchst undankbar gegen den Himmel, der sein Herz der Freude verschließen wollte. So wie ein froher, glücklicher Vater nichts lieber sieht, als wenn seine ganze Familie um ihn her versammelt sich freuet, so blickt Gott gewiß mit dem größten Wohlgefallen auf alle seine Geschöpfe herab, wenn alle mit froher dankbarer Seele das Glück genießen, zu welchem er sie geschaffen hat. Aber unsre Freude muß menschlich, muß vernünftig und mäßig seyn. Wer nur die Sättigung und den Rausch der Sinne kennet und darin seinen ganzen Genuß setzet, ist noch nicht der hohen Vorzüge

werth, die ihm der Himmel gegeben hat. Die Sinne dürfen die Freude mit genießen; denn der Himmel hat sie uns auch gegeben, indem er uns zu Menschen schuf: aber die vernünftige Seele muß beständig am Ruder sitzen, um alles zu ordnen und zu sichern, damit die Sinnlichkeit nicht den Meister spiele und allen Genuß für Gegenwart und Zukunft verderbe, anstatt ihn zu erhöhen. Die Freude wird wohl zuweilen laut, bricht wohl in ihrem Strome des Frohsinns in Gesang aus. Niemand darf und wird das tadeln, wenn er auch nicht selbst immer mit einstimmen kann. Aber wenn die Lust zu ausgelassener Wildheit, der fröhliche Gesang zum widerlichen, übertosenden Lärm wird, so verschwindet das schöne Geschenk des Himmels, die Freude, und es tritt oft Verdruß an ihre Stelle. Wer in seinem Genusse Sittsamkeit, Mäßigkeit und vernünftige Besinnung vergißt, ist jeder ordentlichen Gesellschaft eine Schande; und man schämt sich seiner mit Recht und sucht ihn zu vermeiden, wenn man ihn nicht bessern kann. Ein muthwilliger Freudestörer ist nie ein guter Mensch; und derjenige muß gewiß sehr unglücklich oder sehr böse seyn, dem eine unschuldig frohe Gesellschaft nicht Theilnahme an ihrem Vergnügen einflößt. Wer frohen Sinn hat, suche diesen frohen Sinn zu erhalten. Mit Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, Fleiß und Erfüllung aller seiner Pflichten ist man beständig zufrieden, und die Heiterkeit verläßt nie ganz. Jede Lebenszeit so wie jede Jahreszeit hat ihre eigenen Freuden. Das Kind, der Knabe, der Jüngling, der Mann, der Greis haben sie; und wohl dem Alten, der noch mit grauem Haupte Antheil an den Freuden der Jugend nehmen und sie durch ernste Zurechtsweisung ordnen und befördern kann! Der wahren, reinen Natur darf sich Niemand schämen. Wer den Geschmack daran verloren hat, der ist schon fast für die Welt, für seine Freunde und für sich selbst verloren. Wenn man einen recht unglücklichen Mann nennen will, so sagt man wohl, er hat alle Freude verloren. Möchte unter un-

fern guten Bekannten kein einziger solcher seyn: und wenn je einer ist, so wollen wir mit brüderlicher Theilnahme durch jedes Mittel ihn zu erheitern suchen. Er lernt sich wieder freuen, sprechen wir, wenn wir die sichere schöne Hoffnung der Genesung von einem Kranken geben wollen, er leide an der Seele, oder am Körper. Der Himmel mag denen verzeihen, welchen es ein Vergnügen ist, die Freuden der Menschen zu zerstören; wir wollen sie bedauern.

Von der Traurigkeit und dem Leiden.

So viel Freude und Genuß uns auch der Himmel giebt und bereitet, so ist doch das Leben nicht ohne Leiden. Der Kelch des Lebens ist nie ohne Mischung von Bitterkeit; selbst der Glücklichste kostet das Loos der Menschlichkeit. Der Mensch ist ein unvollkommenes Geschöpf: Unvollkommenheit erzeugt Schwachheit; Schwachheit Fehler; Fehler bringen Beschwerlichkeiten; eine Beschwerlichkeit wird Ursache von andern: und endlich wird zuweilen das Leben, verschuldet oder unverschuldet, eine Kette von Ungemach, deren ersten Grund wir kaum finden können. Und wenn wir die Klugheit der Engel und ihre Tugend hätten, würden wir doch nicht ganz ohne Leiden seyn; denn auch Engel sind nicht unendlich. Nur der Unerschaffene allein ist rein und von sich selbst und durch sich selbst ewig vollkommen und ewig nothwendig selig. Als Menschen müssen wir also Leiden erwarten, uns als Christen darauf vorbereiten mit Muth und Stärke und Geduld, sie annehmen mit Gelassenheit und tragen mit Standhaftigkeit. Haben wir sie verschuldet, so lernen wir daraus Weisheit und Vorsichtigkeit, um sie inskünftige zu vermeiden: sind wir uns keiner Schuld bewußt, so unterwerfen wir

uns mit Ruhe der allgemeinen Fügung des Himmels und glauben, daß wir als Menschen nicht ganz ohne Leiden seyn können, und daß doch endlich Gottes Güte noch Alles zu unserm Besten führen werde. Obgleich dieses Leben kein Jammerthal ist, noch seyn soll, so kann es doch, unserer endlichen Natur nach, und als eine Vorbereitung auf einen künftigen weit vollkommenern Zustand, nicht ohne manches Uebel seyn. Aber alles Uebel wird sich zum Guten lösen: und es hängt von uns ab, dadurch nach der Absicht Gottes weiser und stärker und besser und hier schon vollkommener zu werden. Wir dürfen also nicht glauben, daß Unglücksfälle und ungewöhnliches Elend willkürliche grausame Strafen Gottes sind. Gott straft kein Geschöpf, um es elend zu machen: er ist kein Mensch mit Zorn und Leidenschaft. Wenn wir sagen, Gott zürnt, so ist das sehr menschlich gesprochen, und heißt nur: Gott will die Menschen durch nothwendige natürliche Folgen ihrer Vergehungen und Laster, wie ein Vater durch heilsame Züchtigung, zur bessern Einsicht bringen, damit sie nicht ferner den Weg der Tugend verlassen und für sich und Andere in der Welt Unglück stiften. Manche Leiden sind schon so nothwendig mit der menschlichen Natur verbunden, daß wir sie als ein Loos unserer Sterblichkeit nehmen müssen. Eben deßwegen sind wir hier nur Menschen, das heißt Geschöpfe, die eben diese Naturen, eben diese Fähigkeiten, eben diese Freuden und Leiden haben und haben sollen. Gottes Rathschluß ist der beste; und kein Sterblicher hat ihn ganz durchschaut.

Wir mögen so aufmerksam über unsere Gesundheit wachen, als wir nur können, irgend ein Zufall kann uns eine mehr oder weniger gefährliche Krankheit zuziehen, die mit mehr oder weniger Schmerzen verbunden ist. Es ist menschlich; das ist allerdings ein gründlicher Trost. Wer ist so kühn und vermessen, eine Ausnahme von dem allgemeinen Loose nothwendig machen zu wollen. Unsere Väter sterben, wie ihre Väter gestorben sind; und wir selbst wer-

den sterben, wie unsere Väter. Der ist gefühllos, der dann dem Loose der Menschlichkeit keine Thräne der Rührung und Wehmuth zollen kann. Aber dieses Loos ist menschlich, und die Thräne ist es auch. Trauern dürfen wir; denn es liegt in der Natur. Der Himmel selbst führt Zufälle herbei, wo die Wehmuth unwillkürlich in unser Herz dringt und die Thräne unbemerkt in unser Auge tritt. Trauern führt zum Ernst, Ernst zum Nachdenken, Nachdenken zur Weisheit, und Weisheit zur Glückseligkeit. Wir sollen aber nicht die Traurigkeit bei uns so herrschend werden lassen, daß wir dadurch unser Leben verseufzen, die Kräfte unserer Seele und unseres Körpers schwächen, unsere Pflichten vergessen und uns und unsere Familie und Freunde mit uns unglücklicher machen, als wir sonst wären. Wir sollen durch Unglück Muth sammeln, aber uns nicht niederschlagen lassen. Unglück bildet den Menschen oft zur Tugend, den das Glück fast verzogen hatte. Alles, was der Himmel uns schickt, sollen wir zu unserer Besserung und Befestigung im Guten nützen. Der Mensch, der sich in Glück und Unglück nicht mäßiget und sich nicht gleich bleibt, sieht das Leben und die Dinge des Lebens noch nicht mit rechten Augen an. Wir sollen nicht hart und unempfindlich seyn; aber der Schmerz soll uns nicht völlig niederschlagen, daß wir nicht uns selbst und unsere Freunde und alle, denen wir Pflichten schuldig sind, darüber vergessen. So wie die Freude größer wird durch Theilnahme, so wird der Schmerz kleiner. Es ist also Menschlichkeit und Christenpflicht, den leidenden, trauernden Bruder durch Freundschaft aufzurichten, seinen Kummer zu theilen und ihn zu zerstreuen; alles aufzusuchen, was ihm seine Leiden erleichtern und vergessen machen kann, mit Rath und That ihm beizustehen, damit der Gram nicht in seiner Seele herrschend werde. Tröstet einer den andern, sagt Paulus, der tief aus dem Herzen des Menschen heraus und deßwegen wieder tief in das Herz des Menschen spricht. Wer des Trauernden spottet, des-

sen Seele ist hart wie ein Kiesel, und nicht werth, daß der Himmel ihm Freude gebe. Es giebt Unglücksfälle, wo sich Vernunft und männliche christliche Tugend bald faßt. Den Verlust des Vermögens vermindert der Gute durch innere Zufriedenheit, durch neuangestrengten Fleiß und Mäßigkeit. Ueber eine geringe Ernte tröstet die Hoffnung der künftigen. Gegen Bosheit und Verläumdung schützt ein gutes Gewissen und die Freundschaft der Rechtschaffenen; gegen Ungerechtigkeit die frohe Ueberzeugung, daß es besser sey, Unrecht zu dulden als zu thun, und daß wir nicht so böse handeln würden. Aber es giebt Schläge des Schicksals im Leben, die das Herz tiefer verwunden, und desto tiefer verwunden, je besser und gefühlvoller es ist. Die gewöhnlichen traurigen Begebenheiten des Lebens, der Tod geliebter Aeltern und Gatten, hoffnungsvoller, freudenversprechender Kinder, an denen jetzt schon die ganze Zärtlichkeit des Vaters und der Mutter hing, rühren die Seele auf lange Zeit mit unüberwindlicher Wehmuth, und jeder Gedanke, jede Erinnerung ist ein neues trauriges Gefühl. Untreue der Freunde, für deren Rechtschaffenheit wir fast mit unserer eigenen gebürgt hätten, und Betrug von Personen, die wir so innig liebten, so hoch schätzten; dieses alles sind Erfahrungen, die das Herz der edelsten Menschen mit Traurigkeit und zuweilen mit vieler Bitterkeit füllen. Diese Erfahrungen sind auch der Probestein unserer Vernunft und unseres Glaubens an Tugend und Vorsehung. Es ist freilich höchst traurig und niederschlagend, wenn wir Menschen, die wir sehr lange Zeit und fest für gut und redlich hielten, auf einmal sehr schlimm finden; wenn wir sehen, daß diejenigen, die wir für gerecht hielten, höchst ungerecht, die wir für leutselig hielten, höchst grausam, die wir wohlthätig glaubten, höchst eigennützig sind: und es ist schwer, nicht in den Glauben zu verfallen, alle Menschen seyen nichts werth, da uns diejenigen betrogen, die wir für die besten hielten. Aber wir dürfen in unserm Schmerz, in unserm Un-

muth nicht selbst ungerecht werden. Wie klein und eingeschränkt ist unsere Bekanntschaft! Es giebt der guten Menschen gewiß noch recht viele; und selbst unter den Schlimmen ist selten einer so schlimm, als man von ihm glaubt. Wir wollen unsern Schmerz und unsere Unzufriedenheit also auch in dieser Rücksicht zu mäßigen suchen. Jeder mag seine Gesinnungen und seine Handlungen verantworten. Der Himmel kennt das Herz eines jeden, und wird ihm endlich geben, was er verdient.

Wir wollen die Betrübniß und die Traurigkeit, so viel wir können, zu vermindern uns bemühen. Jeder Unglückliche soll bei uns Zuflucht, jeder Leidende bei uns Theilnahme, jeder Trostbedürftige aufmunternde Zusprache finden. Leiden sind nicht die Absicht des Himmels, aber oft heilsame Mittel, die Menschen so gut, so vollkommen und endlich so glücklich zu machen, als sie werden können. Keiner unserer Freunde soll in trüber, schwermüthiger Einsamkeit seinem Schmerze nachhängen; wir wollen ihn zu erheitern und ihn für die Freude empfänglich zu machen suchen. Und wo der Schmerz eines Unglücklichen unheilbar ist, so wollen wir eine Thräne des Mitleidens mit ihm weinen, und ihm wenigstens so viel Trost und Linderung verschaffen, als er in seinem Zustande haben kann.

Wer seinen Bruder leiden sieht
Und, kalt bei seinem Leiden,
Sich ihm zu helfen nicht bemüht,
Verdienet keine Freuden:
Wer nicht ein Mensch mit Menschen ist,
Ist noch viel weniger ein Christ.

Wir wollen nie vor Gram und Schmerz
Des Nächsten uns verschließen,
Und, wo wir können, in sein Herz
Trost, Muth und Labung gießen:

Denn glücklich, glücklich ist der Mann,
Der Kummervolle trösten kann.

Wer in ein Haus, wo Trauern war,
Die Freude wieder bringet,
Den segnet dort der Sel'gen Schaar,
Die schon am Throne singet,
Wenn von des Leidenden Gesicht
Nun nur des Dankes Thräne spricht.

Vom Muthe.

In allen Lagen des Lebens ist Entschlossenheit und Muth oft nöthig, manchmal unentbehrlich, und immer höchst nützlich. Muth ist eine ausgezeichnete Gabe des Mannes, die man bei ihm voraussetzt und verlangt. Ein Mann, der keinen Muth besitzt, gilt kaum für einen Mann; und selbst die Weiber können ihm ihre Geringschätzung kaum verbergen. Muth braucht nicht allein der Kriegsmann, der Reisende, der Handwerker in gefährlichen Arbeiten; jeder Mensch braucht Muth bei vielen Vorfällen des Lebens. Wir können die Gefahren nicht voraussehen, in welche wir gerathen werden. Nur Muth rettet in Gefahr; entfernt oder überwindet sie. Wo mehr Stärke ist, da setzt man auch mehr Muth voraus. Der Muth ist Vertrauen auf seine Kräfte, Seelenkräfte oder Kräfte des Körpers. Man fordert also von dem Manne mehr Muth als von dem Weibe, weil er der Stärkere ist: und wenn die Frau mehr Muth hat, so ist es ein Beweis, daß sie die Stärkere ist; wenigstens an Geist. Meistens thut Geistesstärke mehr als Körperkraft. Der Mann soll nicht allein seines Weibes, sondern seiner ganzen

Familie Schutz und Vertheidiger seyn: ohne Entschlossenheit und Muth wird er diese Pflicht sehr schlecht erfüllen. Den Muthlosen schlägt die kleinste Gefahr nieder, und er sieht oft die nächsten leichtesten Mittel zur Rettung nicht. Er hat den Muth verloren, sagt man von einem Menschen, der sich gar nicht mehr dem Unglück entgegen stemmen kann und der also alle Aussichten auf Glück durch eigene Kleinmüthigkeit aufgegeben hat. Ein solcher Mensch hat die Würde des Menschen verloren. Mensch seyn, heißt mit Vernunft und Kraft arbeiten und wirken, und durch sein Wirken etwas Gutes zu erreichen hoffen und den Ausgang der wohlgemeinten Arbeit dem Lenker des Schicksals überlassen. Wer nicht mehr wirkt und arbeitet und hofft, ist fast zur Maschine geworden. Beklagenswerth sind die Menschen, die durch widrige Schicksale sogleich kleinmüthig werden, die sodann in Traurigkeit, Furcht und Unthätigkeit versinken: und es ist unsere Pflicht, die wir nicht so schwach sind, sie so viel als möglich durch unsere Standhaftigkeit mit aufrecht zu halten.

Muth ist zwar ein Geschenk der Natur; und wem die Natur dasselbe versagt hat, der wird es sich nie in einem hohen Grade erwerben, aber wir können doch durch Vernunft und Uebung, durch Anstrengung und Abhärtung, durch Bekanntmachung mit Gefahren und glücklicher Ueberwindung derselben, nach und nach uns eine Festigkeit verschaffen, die dem natürlichen Muthe oft nichts nachgiebt. Noth bricht Eisen, sagt man, und Gefahr giebt Muth. Es ist aber immer ein mißliches Unternehmen, sich durch wirklich große Gefahren erst Muth erwerben zu wollen, in welche wir schon Muth mitbringen sollen. Jeder Mensch hat natürlichen Muth; nur wird er bei manchen in der Jugend genährt und ausgebildet, und bei manchen gedämpft und erstickt. In der Jugend muß dem Knaben Muth eingeflößt werden, der ihn als Mann einst zeigen soll. Wenn das Kind und der Knabe mit übertriebener Aengstlichkeit vor

jedem raschen Schritte gewarnt werden, wenn die Mutter ihn nicht von der Hand und dem Gängelbande lassen will, wenn man ihn mit Ammenmährchen, Gespenstergeschichten und allen Albernheiten des Aberglaubens überall einzuschränken sucht, und dadurch seine junge empfängliche Einbildungskraft auf sein ganzes Leben krank macht; wenn jeder Fall, jedes Stolpern, jeder wunde Finger und jede blutige Nase kläglich betrauert und mit furchtbaren Beispielen aller Art begleitet wird, so wächst die Furcht mit den Jahren, wie der Muth gewachsen wäre; und es ist dann zu spät, wenn man endlich dem Jünglinge die mädchenhafte Bangigkeit durch Vernunftgründe benehmen will. Der Knabe soll Muth haben und ihn nähren und wachsen lassen. Es ist ein muthiger Knabe, sagt man mit Vergnügen von einem Kleinen, der in seinen Kinderspielen schon zeigt, daß er einst ein fester, ernster, entschlossener Mann seyn werde. Die Natur wird schon selbst warnen, und zu rechter Zeit gegebene Vorstellungen und Zurechtweisungen werden die jugendliche Hitze schon mäßigen. Es ist immer besser, man hat einst den Zügel nöthig, als den Sporn: man kann das Feuer eher dämpfen als anfachen; den Muthigen eher zurückhalten, als den Furchtsamen vorwärts bringen.

Daß die Weiber nicht den Muth der Männer haben, liegt in der Natur, und ist weise Absicht der Natur. Ihr Bau ist feiner und zarter; ihre Geschäfte sind mehr häuslich und wirthlich: sie sind nicht zu großen Unternehmungen bestimmt. Ein Weib kann des Muthes eher entbehren, als ein Mann; er würde ihr oft nicht einmal zur Ehre gereichen. Wir wollen gewiß keine Frau loben, wenn wir von ihr sagen: sie ist ein wahrer Dragoner von einem Weibe. Schüchternheit, Besorglichkeit und etwas Furchtsamkeit liegen in dem Wesen der Weiber; und der Himmel hat dieses sehr weise eingerichtet; denn diese Schwachheiten sind sehr genau mit den weiblichen Tugenden der Sittsamkeit, der Schamhaftigkeit und

Sanftmuth verbunden. Aber wenn diese Furchtsamkeit in erschütternde Aengstlichkeit ausartet, so ist sie auch dem Weibe schädlich und selbst bei dem Weibe lächerlich: und das Weib muß sodann sich durch vernünftiges Nachdenken davon los machen und etwas Entschlossenheit und Unerschrockenheit zu erhalten suchen. Dieß ist nöthig, zumal bei uns auf dem Lande, wo die meisten Arbeiten immer etwas beschwerlich sind, und es manche Gelegenheit giebt, wo auch Frauen durch ihre Kleinmüthigkeit und Bangigkeit zu ihren Pflichten ungeschickt werden. Muth ist zu allen Dingen gut, aber der Muth des Weibes bestehet mehr in stiller Ruhe und Gelassenheit und williger Folgsamkeit, wo die Nothwendigkeit irgend etwas Gefährliches herbeiführt, das überstanden werden muß. Der Mann soll durch seine stärkere Vernunft und durch seinen höhern Muth den Muth des Weibes unterstützen; und wenn die Frau in seinen Gründen und seiner festen Entschlossenheit Beruhigung findet, so ist das alles, was man von ihr erwarten kann.

Von der Zufriedenheit mit unserm Zustande.

Es ist eine allgemeine Bemerkung durch alle Stände der Welt, daß fast Niemand mit seinem eigenen Zustande durchaus ganz zufrieden ist. Wenn dieses bloß eine regsame innerliche Unruhe ist, daß wir uns in unserer Lage noch besser befinden könnten und also besser seyn sollten; wenn wir uns also bestreben immer besser zu werden, um uns besser zu befinden; so verdient dieses keinen Tadel. Es ist dieser Wunsch und dieses Bestreben vielmehr ein Geschenk des Himmels, und soll immer fortdauern, um uns zu beständiger Thätigkeit anzutreiben und zu weitern Fortschritten anzuspornen.

Wenn aber daraus ein peinliches Mißvergnügen entsteht, wenn wir verdrossen zu unsern Pflichten werden; wenn wir das nicht froh genießen, was wir haben, weil wir ängstlich nach dem geizen, was wir nicht haben und auch vielleicht nicht erhalten können; so ist dieses eine thörichte Selbstplage, Vergiftung unserer besten Freuden und die Quelle vieles Unglücks für uns und Andere.

Der Himmel hat das Ganze geordnet und jedem seine Stelle angewiesen, auf welcher er stehet. Wer seine Lage in der Welt selbst gewählt hat, der hat seine Freiheit gebraucht und hat dadurch über sich selbst bestimmt. Ist es nun nicht Kurzsinn und Kleinmuth, Mißvergnügen darüber zu haben, was man doch mit freier Willkür sich selbst ausgesucht? Wer die eigene Wahl nicht hatte, muß glauben, der Himmel habe für ihn gewählt; und der Himmel sorgt für alle seine Kinder gut, wenn nur jedes die Mittel brauchen will, die ihm der Himmel zu seinem Glück in seiner Lage angewiesen hat. Wer mit seinem eigenen Willen unzufrieden ist, ist ein Thor; wer aber wider den Willen und die Weisheit des Himmels murret, ist ein Ruchloser. Vernunft, Tugend, Arbeit, Mäßigkeit, Vertrauen auf Gott, der unser Vater und allgemeiner Versorger ist, sind in jeder Lage Mittel, ein ruhiges und zufriedenes Herz zu bekommen und zu erhalten.

Kein Stand in der Welt ist ganz ohne Unannehmlichkeiten; wir sind überall Menschen und haben überall mit Menschen zu thun. Es kann durchaus nicht Alles nach unserm Willen gehen. Das allgemeine Loos der Menschheit ist eine Mischung von Freuden und Leiden, Anmuth und Bitterkeit: wenn der Mensch verständig ist, so wird immer der Freuden und der Anmuth mehr seyn, als der Leiden und der Bitterkeit. Die meisten Unannehmlichkeiten in der Welt sind doch unser eigenes Werk. Wir sollen also darauf denken, sie zu entfernen, und nicht deßwegen über das Schicksal murren. Es ist eine allgemeine Seelenkrankheit der Menschen, Andere

für glücklicher zu halten, als sich selbst. Schon dieser Gedanke zeigt von Schwachheit; und in sofern ist man freilich nicht glücklich, weil man so schwach ist, zu glauben, daß man es nicht ist. Aber wer daraus Veranlassung und Ursache zum Trübsinn, zum mürrischen Wesen, zur herrschenden Unzufriedenheit nimmt, der verräth bei seiner Schwachheit noch Bösartigkeit. Wir sollten uns freuen, wenn Andere glücklicher wären als wir selbst sind. Aber das ist doch meistens nicht der Fall. Das Glück eines Jeden liegt in seinem Gefühl, in seiner Ueberzeugung. Und dieses Gefühl, diese vermeintliche Ueberzeugung ist bei den meisten Menschen, die wir wegen ihres Glücks vielleicht beneiden, weit peinigender und quälender als bei uns selbst. Wir pflegen oft die Reichen und Vornehmen zu beneiden, und haben wirklich gar nicht Ursache. Der Reichthum könnte zwar viel zur Vermehrung des irdischen Glücks beitragen; aber er trägt selten viel dazu bei. Mit ihm kommen Sorge, Furcht, Mißtrauen, oft Langeweile und Grillen; oft wohl gar Hartherzigkeit und Geiz. Alle diese Thorheiten bringen keinem Menschen Gutes, und machen dem Besitzer am meisten das Leben schwer. Mancher, der Geld und Gut in Menge hat, weiß vor Angst nicht, was er mit seiner Zeit anfangen soll, verfällt aus einer Thorheit in die andere und verschwendet endlich Zeit und Geld ohne Sinn, und hat dafür nichts, als bittere Reue. Den Vornehmen quälen seine Geschäfte, seine Feinde, deren er immer mehr hat als ein Geringer, seine Plane, sein Ehrgeiz; und quälen ihn desto mehr, je empfindlicher er gegen Alles ist. Daher findet man nirgends mehr mißvergnügte und unzufriedene Leute aller Art, als unter den Reichen und Vornehmen: denn es hat Niemand mehr Zeit und Gelegenheit, so viel Grillen zu sammeln, die Einbildung so zu beschäftigen, so viele unnütze Dinge anzufangen und mit so vielen Thorheiten sich zu beschäftigen. Es ist daher sehr gewöhnlich, daß man diese Reichen und Vornehmen eben in dem Mißmuth

und dem Gefühl ihres erträumten Unglücks und ihrer selbstgeschaffenen Leiden sagen hört: „Es ist doch niemand so glücklich als der Bauer und der Landmann!“ Ihr Wunsch ist eben so übereilt und unüberlegt, als wenn der Landmann sie beneidet. Die Thorheit ist auf beiden Seiten gleich groß. Jeder könnte und sollte sich in seiner Lage sehr wohl befinden, ohne eine gehässige Vergleichung anzustellen. Der Vernünftige steht an jeder Stelle gut, wo er sich selbst, oder wo ihn die Vorsehung hingesetzt hat. Der Unzufriedene sucht die Zufriedenheit überall vergebens. Der Vernünftige hat nicht mehr Bedürfnisse, als er Mittel hat, sie zu befriedigen; und der Unverständige fände in dem Besitze aller Schätze der ganzen Welt nicht Mittel genug, allen seinen Thorheiten und Gelüsten Genüge zu thun. Wir Landleute haben in unserer Lebensart schon das beste Mittel gegen das Mißvergnügen. Arbeit und Anstrengung den ganzen Tag läßt keine Grillen aufsteigen, würzt eine einfache, mäßige Mahlzeit und bringt einen ordentlichen, gesunden Schlaf. In der Stadt ist es keine bloße Höflichkeit, wenn man sich beständig gegenseitig fragt, ob man wohl geschlafen habe, weil wirklich dort Viele aus mancherlei Ursachen oft sehr übel schlafen. Es ist daher den Städtern meistens eine wahre Wohlthat, uns auf dem Lande, oder vielmehr nur das Land besuchen zu können, weil da die schöne, herrliche Natur ihnen doch einige Bewegung abnöthiget und sie also zwingt, sich etwas besser zu befinden. Der weiche Pfühl des Reichen ist oft mit mehr Angst und Kummer und Sorge bestreut, als das harte Lager des Tagelöhners, der die Augen schon zum sanften Schlafe schließt, wenn er sich kaum hingestreckt hat. Gesetzt auch, unsere Lage hat manche Beschwerlichkeiten, wie es denn nicht anders möglich ist, so machen wir durch Mißmuth und Aergerniß nichts besser, aber wohl Vieles, ja fast Alles schlimmer. Unser Herz wird ganz verstimmt; es ist uns kein Genuß mehr Genuß; Verdrossenheit und Trägheit setzt sich in unserm ganzen We-

sen fest: die Hoffnung fühlen wir mit ihrer ängstlichen Marter und nicht mit ihrer lindernden Stärkung: und wenn sie fehlschlägt, so ergreift uns verzweifelnde Kleinmüthigkeit, aus der uns kaum alle Kraft der Vernunft und Religion herausheben kann. Mit Heiterkeit haben wir schon in dem gegenwärtigen, sei es noch so klein und geringe, unendlich viel frohen Genuß für uns und die Unsrigen. Die Zukunft wird helle, weil unsere Seele ein heller Spiegel ist. Soll etwas irgendwo geändert und gebessert werden, so bessert man es immer nur mit Muth und frohen Sinn. Weisheit und Tugend ist in jeder Lage, in welche uns die Vorsehung setzt, der sicherste Weg, unser Glück und unsere Zufriedenheit zu finden. Daß in dem Umfange des Landlebens auch wirklich mehr wahrer Genuß und wahre Freude herrscht, beweiset, bei aller unserer Einfalt des Lebens, schon der erste Anblick des Volks. Es ist bei uns im Ganzen mehr Gesundheit, mehr Munterkeit, mehr Kraft, mehr Thätigkeit: warum sollte nicht auch mehr Zufriedenheit seyn? Mürrisches Mißvergnügen ist Versündigung an unserer Vernunft und an dem Schöpfer, der uns diese Vernunft und so viel herrliche Geschenke gegeben hat, täglich bereitet und immer zu geben verheißet.

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre froh, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden;
Ein jeder Stand hat seine Last.

Von den Pflichten gegen Andere überhaupt.

In der Schöpfung Gottes ist überall Ordnung und Schönheit: überall deutliche Absicht, daß er nur das Glück aller seiner Ge-

schöpfe will. Wer diese Ordnung störet, diese Schönheit entstellt, der ist der Verderber seines eigenen Wohls, der Beleidiger der Majestät Gottes. Wir fühlen Alle und beständig in uns das Bedürfniß und den Wunsch, daß es uns immer wohlgehe; wir wenden dazu jedes Mittel an, das uns unser Verstand zeigt. Wir verlangen, daß uns Niemand in der Erreichung unserer Absichten stören soll; und wir verlangen das mit Recht. Gott hat uns zu vernünftigen und glücklichen Geschöpfen geschaffen; und das wollen wir seyn. Aber Gott hat auch alle übrigen Menschen, die uns in Allem ähnlich sind, zu vernünftigen und glücklichen Geschöpfen geschaffen; und sie wollen das auch seyn. So wie sie uns also in der Erreichung unserer erlaubten Absichten nicht stören dürfen, so dürfen wir sie auch in der Erreichung der ihrigen nicht stören. Sie haben die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Fähigkeiten, die nämlichen Gedanken; sie sind uns ganz gleich; sie sind Geschöpfe des nämlichen Gottes; sie haben das nämliche Recht. Jedermann fühlt die Verbindlichkeit der Pflichten, die ihn gegen Andere binden; aber Jedermann kann sie auch leicht sehen und begreifen, wenn er nur mit etwas Aufmerksamkeit nachdenken will. „Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das sollst du ihnen auch nicht thun!" das ist ein alter, goldener, ewig wahrer Ausspruch, den die Weisen und Sittenlehrer aller Zeiten und Völker auf mancherlei Weise, aber immer mit dem nämlichen Sinn ausgedrückt haben. Er enthält den ganzen Grund unserer Pflichten gegen Andere, wie wir sie uns nur denken können. Gott will, es soll Alles Ordnung und Wohlstand seyn: beides kann nicht bestehen, wenn Jeder den Andern in seiner Ordnung und in seinem Wohlstande beeinträchtigen wollte. Gott ist die unendliche Vollkommenheit und allerhöchste reine Ordnung; wir sollen ihm so viel, als in unsern Kräften stehet, nacheifern: denn wir sind nach seinem Bilde geschaffen; er hat uns Vernunft und Liebe und Mitempfindung gegen unsere Mitgeschöpfe

gegeben. Kein Stern hemmt den andern in seiner Laufbahn; Millionen große Weltkörper gehen neben und zwischen einander mit der schönsten Eintracht, und bilden Jahrtausende und Jahrtausende das große, herrliche, glänzende, uns unbegreifliche Weltgebäude. So soll es auch auf der Erde gehen; wie im Großen, so im Kleinen; und so kann es gehen. Das Ganze ist gleichsam ein schönes, wohlgeordnetes Gebäude, wo jeder Theil in seiner Art gut und schön ist, aber es nicht bloß für sich allein ist, sondern auch die übrigen zweckmäßig mit unterstützet und sie wenigstens auf keine Weise hindert. Alles ist mit Weisheit und Kunst in einander gefügt; Alles ist zu einer allgemeinen Absicht abgemessen; Alles thut seinen Dienst, Nichts ist überflüssig, oder unnütz. So soll es unter den Menschen seyn; und so könnte es seyn, wenn Jeder in seiner Lage alle seine Pflichten treu erfüllen wollte. Wer die Verbindlichkeit seiner Pflichten läugnen wollte, der gäbe durch diesen ruchlosen Unsinn auch allen Uebrigen die Freiheit, sich gleichfalls von den ihrigen los zu machen. Und was entstände daraus? Alle Ordnung verschwände, alle Bande zerrissen, alle Sicherheit wäre verloren: Gewaltthätigkeit, Verwüstung und Gräuel würden herrschen, wie wir zuweilen in Ländern sehen, wo die Gesetze auf eine Zeit gar keine Kraft haben. Unsere Pflichten entspringen aus der ewigen Einrichtung der Natur und unseres Wesens; sie sind die einzigen Stützen unserer Sicherheit und unserer irdischen Wohlfahrt. Wer sich von seinen Pflichten lossagen wollte, sagte sich von seiner Vernunft los, sagte sich los von allen Ansprüchen auf die Rechte, die er als Mensch hat. Die Pflichten sind für Alle, binden Alle; aber sie sichern auch Alle, schützen Alle. Die Pflichten, die uns gegen Andere obliegen, liegen auch Andern ob gegen uns. Sie sind Menschen wie wir. Wir können in der Hauptsache auf die nämliche Weise und durch die nämlichen Mittel glücklich werden, durch gegenseitige Tugenden. Pflichten sind keine Lasten; denn ohne sie wären wir elend. Es giebt

vielleicht Fälle, wo sie Beschwerden zu seyn scheinen; aber meistens liegt die Beschwerde nur in unserer Kurzsichtigkeit. Eine kleine Mühe, mit welcher wir uns vor unendlichen, unabsehbaren Uebeln in Sicherheit setzen, ist eine sehr wohlthätige Mühe. Unsere Vernunft gebietet alle Pflichten und die Religion heiliget sie. Wir wollen also als vernünftige Geschöpfe alle unsere Pflichten und Alles, was denselben zuwider ist, kennen lernen, und nie etwas nur in Gedanken zu unternehmen, was das Glück unserer Mitbrüder stören könnte, und dadurch nothwendig unser eigenes in Gefahr setzen müßte.

Von der Gerechtigkeit.

Die erste, größte vorzüglichste Haupttugend, welche alle übrigen in sich begreift, ist die Gerechtigkeit. Ein Mann, der nicht gerecht ist, kann keine der andern Tugenden nur in einigem Grade besitzen. Die ganze Pflichtenlehre könnte man in die beiden Gebote fassen: „sei gerecht gegen dich selbst und gegen Andere!“ Wer gerecht ist, ist es gegen Alle; gegen Andere, wie gegen sich selbst. Es ist Niemand gegen sich selbst gerecht, der es nicht gegen Andere ist. Die Wage der Gerechtigkeit ist durchaus richtig, unbestechlich gleich. Laß Jedem das Seine; nimm ihm nichts auf keine Weise; weder durch Dieberei, noch durch gewöhnlichen Betrug, noch durch List, noch mit dem Schein des Rechts. Die große allgemeine Wichtigkeit dieser Pflicht erhellet aus der einmüthigen Uebereinstimmung aller Nationen des Erdbodens, der alten und der neuen, der rohen und der gesitteten. Die Verwaltung und Aufsicht über öffentliche

Gerechtigkeit machte bei allen den ersten Artikel ihrer bürgerlichen Einrichtungen aus. Alle übrigen Pflichten überließ man mehr der Weisheit und Klugheit der Familienväter und der Gewissenhaftigkeit eines jeden Einzelnen: die Gerechtigkeit, ohne welche durchaus gar keine Gesellschaft bestehen kann, war überall eine Sache des gemeinen Wesens. Alle Gebote in der Gesetzgebung Moses, nachdem er das Grundgesetz der Religion, die Verehrung des einzigen wahren Gottes befohlen hatte, handeln von der Gerechtigkeit. Vom vierten bis zum zehnten Gebote sind alle lauter nähere Bestimmungen dieses großen, heiligen Gebots. Der weise Führer des Volks glaubte, wer die Pflichten gegen Andere nach diesen Vorschriften erfüllte, werde die Pflichten gegen sich selbst nicht unterlassen; und berührte sie nicht in seinen Tafeln. Gerechtigkeit ist der ewig feste Grund jeder Verbindung. Jeder Staat bestellte Richter und Obrigkeiten unter allerlei Namen und Würden, das Recht zu erhalten, ohne welche der Staat bald selbst verloren ist. Wenn man ein recht unglückliches Land nennen will, dessen Fall und gänzliche Zerrüttung man befürchtet, so sagt man: „es ist keine Gerechtigkeit mehr im Lande; es herrscht Ränkesucht und Unterdrükkung; das Recht ist feil und wird den Meistbietenden verkauft.“ Wo dieses ist, da sieht es sehr schlimm aus: jeder Fremde schlägt ein Kreuz und geht mit Furcht und Abscheu vorüber, und beklagt die Unglücklichen, welche dort wohnen müssen.

Wenn wir von Jemand sagen, er ist ein gerechter Mann, so hat wenigstens Niemand etwas von ihm zu befürchten, wenn man gleich noch nicht viel von ihm zu hoffen hat; aber wenn wir hören, Jemand sey ein ungerechter Mann, so fürchten wir uns billig, ihm zu nahe zu kommen. Ein ungerechter Mann ist der Inbegriff aller Laster und Verbrechen, deren die menschliche Natur zu ihrer Schande fähig ist. Ein Ungerechter ist hart, ist grausam, unbarmherzig, gewissenlos, lügnerisch, raubsüchtig; ist Alles, wozu ihn so eben

sein Vortheil verführe: und wenn er das Alles nicht zugleich ist, so kommt es bloß daher, weil es wider seinen Vortheil wäre. Dem Ungerechten ist nichts heilig; wo er Gewalt hat, spottet er hohnlachend der Gesetze, spottet alles theilnehmenden Menschengefühls, höhnt die Tugend mit frechem Witze und ist das Schrekken aller, die um ihn her und neben und unter ihm sind. Hat er nicht Gewalt, wird er durch Höhere im Zaum gehalten, so sind keine Ränke zu schlangenartig, keine Betrügereien zu niederträchtig, keine Schmeicheleien zu weggeworfen, keine Verdrehungen zu hämisch, die er nicht ersönne und brauchte. Den Verstand braucht er als eine Schlinge, den Unbefangenen und Einfältigen zu bestricken; Tugend zur Gleißnerei, sich das Ansehen eines sehr rechtlichen Mannes zu geben. Daher kommt eine große Anzahl von feinen, tückischen versteckten Bösewichtern, die alle Augenblicke die Worte: Recht und Rechtschaffenheit auf der Zunge haben, und bei jeder Gelegenheit, wo sie sicher können, auf die schmutzigste Weise nach dem kleinsten Vortheil haschen. Daher kommt eine große Anzahl von Zungendreschern und Rechtsverdrehern, die jedes Schlupfloch ausgattern, wo sie den Gesetzen entwischen und die unbesorgte Sicherheit übervortheilen können. Ein ungerechter Mann ist ein sehr böser Mann.

Wenn Staaten ungerecht gegen einander sind, so entstehen Kriege, welche die Geißel der Länder sind; wenn einzelne Bürger gegen einander ungerecht sind, so entstehen blutsaugende Prozesse, die für die Familien oft noch verderblicher sind, als die Kriege für die Länder. In den Kriegen würgt man auf einmal, und der Kranke stirbt gleichsam am Schlagfluß: in den Rechtshändeln martert man nach und nach und langsam, und der Kranke stirbt an der Schwindsucht. Wer Prozesse in eine Familie oder in eine Gemeine bringt, ist ein eben so ruchloser Unglücksstifter, als wer Krieg und Blutvergießen in einem Reiche verursacht.

Doch dürfen wir nicht vor jeder rechtlichen Streitigkeit sogleich erschrecken, es giebt manchmal Fälle, wo wir unser Recht gegen die Angriffe Anderer vertheidigen müssen, wenn wir nicht ungerecht gegen uns selbst und die Unsrigen handeln und die Bosheit noch kühner und verwegener machen wollen. Dafür sind Obrigkeiten, dafür sind Gerichte, daß sie die Gerechtsamen aller mit gleich unpartheiischer Wage untersuchen und bestimmen und schützen sollen. Es ist ihre Pflicht, Gerechtigkeit zu verwalten, und die Vernachlässigung derselben zieht ihnen schwere Verantwortung und oft große Gefahr zu. Sein Recht kann und darf und soll man fordern; das will das Gesetz: es ist ein Vorzug eines jeden Menschen, daß ihm sein Recht werden muß. Aber wir müssen auch selbst richtig einsehen und begreifen lernen, was unser Recht ist, damit wir nicht durch Anmaßungen die Rechte der Andern antasten. Die Obrigkeit thut uns sodann mit Recht durch einen strengen Ausspruch wehe; und uns geschieht nicht Unrecht, weil wir unbesonnener, oder boshafter Weise die Befugnisse unsers Nächsten schmälern wollten. Bei der Obrigkeit soll kein Ansehen der Person gelten; und wir sind verbunden uns ruhig ihren Aussprüchen zu unterwerfen, die sie nach den Gesetzen thut. Jedermann, der von guter Natur ist, hat zwar ein angebornes, tiefes Gerechtigkeitsgefühl, das ihn in jedem Falle nach allgemeinen Regeln ziemlich richtig leiten wird: wer aber Besitzer und Eigenthümer in einem Lande und einer Gemeine ist, der soll doch nach der Klugheit sich mit den Einrichtungen und Gesetzen des Landes bekannt machen, die in manchen Fällen nach verschiedenen Lagen und Absichten immer verschieden seyn können: damit er nicht vielleicht durch Unwissenheit und Vernachlässigung ein Recht verliere, oder sich das Recht eines Andern anmaße und zu seinem Schaden belehrt werde. Dann läuft er außer dem Schaden vielleicht noch Gefahr, für einen ungerechten Menschen gehalten zu werden, welches er doch nicht ist. Jeder Landmann sollte also die

Hauptgesetze seines Vaterlandes, die ihn zunächst angehen, kennen lernen: zum Beispiel die Gesetze von den Testamenten, von Kauf und Verkauf, von der Erbfolge, von den Verjährungen, die gewöhnlichen Strafgesetze über Verbrechen, und andere, welche im gemeinen Leben sehr oft vorkommen, damit ihn nicht gewinnsüchtige Praktikanten zu seinem empfindlichen Verlust in die Lehre nehmen, und ihm für sehr vieles und gutes Geld sehr wenigen und schlechten Unterricht geben.

Wer in dem täglichen Leben immer mit Behutsamkeit, immer mit Billigkeit gegen alle seine Bekannten zu Werke geht, wer Alle ohne Ausnahme auf die nämliche Weise behandelt, wie er von ihnen in gleichen Fällen behandelt zu seyn wünscht, der wird selten in die Verlegenheit kommen, rechtliche Hülfe suchen zu müssen, und noch seltener, daß sie gegen ihn gesucht werde.

Aber es ist nicht genug, daß man allenfalls so gerecht sei, daß man gesetzlich nicht belangt, gezwungen und bestraft werden kann. Der wahrhaft gerechte Mann ist gewissenhaft gerecht durchaus, im Kleinen wie im Großen, vom Thaler bis zum Heller; gegen den Vornehmsten im Lande und gegen den Geringsten in der Gemeine: nicht allein da, wo man Klage haben könnte, sondern auch da, wo keine Klage wäre; nicht allein da, wo die Gesetze bestimmt und ernstlich sprechen, sondern auch da, wo sie schweigen, weil die Gesetzgeber nicht allwissend waren, alle unendlich kleine Fälle vorherzusehen und zu bestimmen. Gerechtigkeit ist ihm eine Sache des Herzens und des Gewissens, sie ist ihm die erste aller Pflichten, ohne die wir den Menschen als Menschen kaum denken können: aber er trennt sie weder in seinen Gedanken noch in seinem Leben von den übrigen Tugenden. Er ist gerecht, nicht weil es der Richter will, sondern weil er selbst diese große Pflicht einsieht und fühlt, weil Ungerechtigkeit ein Widerspruch gegen seine Vernunft, ein qualvolles Gefühl für sein Herz wäre. Er würde auch ohne Rich-

ter gerecht seyn, weil er sich selbst bei jeder Gesinnung und Handlung Richter ist. Der Gedanke, was würdest du in dem ähnlichen Falle erwarten, verläßt ihn nie; er denkt ihn entweder hell, oder die Empfindung ist dunkel in seiner Seele und eben so wirksam. Dieser Gedanke leitet ihn nicht allein zur Gerechtigkeit, sondern auch noch weiter zur Güte und Wohlthätigkeit. Er ist gerecht gegen den Fürsten; er weiß, der Fürst braucht die Abgaben zu den Bedürfnissen des Landes, wovon jeder vom Ersten bis zum Letzten die Wohlthaten genießt, und wozu also jeder beitragen muß; er ist gerecht gegen Vorgesetzte, gegen Nachbarn, gegen Freunde und Feinde, gegen Hausgenossen und Gesinde, gegen Alle; dafür erwartet und fordert er Gerechtigkeit von Allen. Alle Pflichten sind gegenseitig; es ist kein Recht ohne Pflicht; es ist keine Pflicht ohne Recht. Habe ich Pflichten, so habe ich Rechte; und wäre ein Mensch so unglücklich gar keine Rechte zu haben, so hätte er auch keine Pflichten mehr.

Aber, dem Himmel sei Dank! wir haben Alle unsere sichern, großen und heiligen Rechte: das Recht der Freiheit, des Besitzes, des Schutzes, der allgemeinen Vorsorge: wir haben also auch die Pflichten der Ordnung, des Gehorsams, des Beitrags zu den allgemeinen Bedürfnissen. Wenn alle Menschen gerecht wären, so lebten alle in Sicherheit: das Mißtrauen und die ängstliche, besorgliche Furcht verschwände; man liehe ohne Pfänder und Handschriften und bezahlte ohne Klage und Gerichtsspruch. Ein gelegter Stein wäre so gut, als eine hohe feste Mauer; ein Wort so sicher, als eine gerichtliche Urkunde. Die Obrigkeit hätte nur das Amt, die Ordnung niederzuschreiben und nicht alle Augenblicke Zwiste zu schlichten, und eine Menge Menschen könnten etwas Besseres und Gemeinnützigeres thun, als sich von der Thorheit und dem Zank der Uebrigen zu nähren. Aber wir dürfen wohl nicht hoffen, daß alle Menschen gerecht und gut werden. Wir sprechen immer

mit warmem Lobe von den alten Zeiten unserer Vorfahren, wo, wie wir glauben, Redlichkeit und Treue allgemeiner herrschten, wo man sagte, ein Wort ein Mann! und wo man nicht so viel schrieb und mehr that. Gesetzt auch, diese alten Zeiten waren nicht so gut, als wir uns vorstellen, und die unsrigen sind nicht so schlimm, als viele klagen, so geben wir doch in diesen Klagen selbst schon die Mittel an, wie es besser seyn könnte. Wir dürften nämlich Alle und jede nur beständig redlich, bieder, rechtschaffen und brav seyn, so würde manche Plage, manche Unruhe verschwinden und sich in Glück und Segen verwandeln.

Von der Güte.

Der Mann, welcher nur strenge gerecht ist, ist uns zwar auf keine Weise gefährlich; aber es fehlt ihm doch noch viel zu einem vollkommenen Menschenfreund. Er schadet uns zwar auf keine Weise; aber er wird uns auch wenig thätig helfen, wenn er nichts als bloß gerecht ist. Er sündiget nicht wider Gesetz und Gewissen; aber er ist doch vielleicht kalt und unempfindlich gegen alles feinere Gefühl, welches Menschen an Menschen wie Brüder an Brüder bindet. Er soll mehr seyn, als gerecht; er soll auch gütig seyn, wo er kann und so viel er kann. Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst; befiehlt die Religion des göttlichen Lehrers Jesu. Man kann nicht sagen, daß ein Mann seinen Nächsten liebt, der weiter nichts, als gerecht ist: er haßt ihn bloß nicht. Aber wer ihn wirklich liebt, der ist gütig gegen ihn und freundschaftlich und hülfreich; nimmt sich brüderlich seiner an, sucht ihm Vortheil, Erleichterung und Vergnügen zu verschaffen, wo er kann, und freut sich herzlich, wenn es Jedermann um ihn her wohlgeht, und er dazu recht viel beitragen kann. Es ist ein sehr kleines Lob, wenn man von ei-

nem Menschen sagt: er thut Niemand etwas zu leide. Das soll er nicht; er wäre sehr böse, wenn er das thäte: dafür sind Gesetze und Obrigkeit. Aber er soll nicht nur nicht böse, er soll auch gut seyn; er soll Jedermann recht wohl wollen, und dieses Wohlwollen bei jeder Gelegenheit beweisen. Ohne öffentliche Ordnung, ohne Gerechtigkeit können die Menschen gar nicht leben, kann ihre Gesellschaft durchaus nicht bestehen; ohne Güte und gegenseitiges Wohlwollen können sie nicht glücklich zusammenleben. Gerechtigkeit ist der Boden, und Liebe und Freundschaft ist das Gebäude darauf.

Stellet euch einen Menschen vor, der zwar Jedem bezahlt, was er schuldig ist, der Niemand um einen Heller betrügt, aber auch keinen Schritt weiter geht. Bei jeder Gelegenheit wo er aufgefordert wird, zu irgend einer wohlthätigen Anstalt etwas beizutragen sagt er: was geht das mich an? ich bin nichts schuldig; ein Jeder mag sehen, wie er für sich durchkommt; ich habe für mich zu sorgen. Jede kleine Gefälligkeit, um die ihn der Nachbar bittet, und die dieser ihm immer wieder zu erzeigen bereit ist, schlägt er trotzig ab. Er dankt mürrisch kaum, wenn man ihm guten Morgen wünscht; läßt das Vieh ganz ruhig im Getreide fressen, das er auf seinem Wege mit zehen Schritten und einem Zuruf herausjagen könnte, und geht keinen Takt schneller, wenn er hört, sein Nachbar sei ins Wasser gefallen. Möchtet ihr wohl mit einem solchen Manne gern leben, oder nur neben ihm wohnen? Freilich ist er noch besser, als ein Dieb, ein Zanksüchtiger, ein Händelmacher, ein Verläumder; er thut Niemandem etwas zu Leide: aber er ist doch immer schon schlimm genug, er thut auch Niemandem etwas Gutes. Nehmet dagegen einen Mann, der alle, mit denen er zu thun hat, mit Freundlichkeit behandelt, sich mit seinem Nachbar herzlich freut, wenn dieser froh ist; sich mit ihm betrübt und ihn tröstet, wenn ihn ein Unglück trifft: der überall, wo er kann, ihm Gefälligkeiten erzeigt, ihm immer beisteht mit

Rath und That; der über den Vortheil seines Nachbars mit wacht, wie er wünscht, daß dieser auch über den seinigen mit wachen möchte; bei dem Alle Hülfe finden, so weit seine Kräfte reichen und die Vorsorge für seine Familie es erlaubt: muß es nicht ein wahres gelobtes Land seyn, neben und zwischen solchen Nachbarn zu wohnen, die einander auf alle Weise das Leben erleichtern und angenehm machen? So will es Gott, der uns als Menschen zusammen hier auf die Erde gesetzt hat; so will es unsere Vernunft, die dieses einsieht; so will es jedes gute Herz, das die wohlthätigen Gefühle der wahren, reinen Natur empfindet; so will es die Religion, die Christus, der große Lehrer und das große Vorbild der Menschenliebe, gelehrt hat. Auch sind diese Gesinnungen und dieses Betragen durchaus unser eigener Vortheil. Es gehört nicht viel Nachdenken dazu, um einzusehen, daß Menschen, welche alle brüderlich gesinnt, freundschaftlich, wohlwollend, thätig zu ihrem gegenseitigen Glück bemüht beisammen leben, sich unendlich besser befinden, daß sie jeden frohen Tag angenehmer genießen und jede Unannehmlichkeit leichter ertragen und sie eher vermeiden, als Menschen, welche kalt und sorglos, mürrisch und störrig, mißtrauisch und argwöhnisch zusammen sind, wo Jeder den Andern als seinen Glücksstörer ansieht, der ihm seinen Genuß und seine Freuden verkümmert, oder wenigstens zum Besten seines Nächsten keinen Fuß vor den andern setzt.

Alle Völker stimmen darin überein, das gute, freundschaftliche Herz und die wohlthätigen Bemühungen eines edlen Menschenfreundes höher zu achten, als alle zufälligen Güter des äußerlichen Glücks. Niemand hält es für ein Lob, wenn man sagt, der Reiche, der Mächtige, der Vornehme: aber Alle ehren und lieben sogleich den Mann, den die Geschichte seiner Zeit den Guten, den Edlen, den Milden, den Wohlthätigen nennt. Die Reichen und Mächtigen haben bloß dieses vor den andern voraus, daß sie das letzte

leichter seyn können als die Uebrigen. Desto schlimmer für sie, wenn sie es nicht sind. Sie thun das Gute nicht, das sie thun könnten und sollten; und entbehren vieles Glück, das sie dadurch geniessen könnten. Es ist eins der vorzüglichsten Gebote der christlichen Lehre: liebet einander! haltet euch für Kinder eines Vaters, für Brüder einer Familie! Jeder freue sich über das Wohl seines Bruders, wie über sein eigenes; und helfe ihm in seiner Noth, als wollte er sich selbst helfen. Das ist auch wirklich der Fall; Jeder gewinnt selbst durch Liebe gegen seinen Nächsten. Liebe erzeugt Gegenliebe. Wer als thätiger Theilnehmer sich das Glück seines Freundes, seines Bekannten zu Herzen gehen läßt und dafür sorgt und dazu mit arbeitet, gegen den wird und muß sein Freund und sein Bekannter wieder brüderlich denken, empfinden und handeln, wenn er nicht alles Menschengefühl verloren hat. Jeder achtet und liebt einen solchen Mann; Jeder verläßt sich auf ihn, wie auf seinen besten Freund, wie auf seinen Bruder und Vater: und er hat durchaus das Lob in der Gemeine und der ganzen Gegend, er sei das Muster für die Uebrigen.

Vorzüglich äußert sich diese Wohlthätigkeit, diese wirksame Bruderliebe, wie sie das Christenthum so sehr empfiehlt, gegen Arme und Dürftige. Es ist nicht bloß die Pflicht des Reichern und Wohlhabenden, mitzutheilen und wohl zu thun: auch derjenige, welchem der Himmel nur ein gemächliches Auskommen gegeben hat, soll es nicht vergessen. Die Reichen können mehr geben; aber sie können schwerlich so herzlich, so innig geben, als Mitbrüder, die von ihrem kleinen Vorrathe darreichen, was sie entbehren können. Der Reiche giebt nur; der Arme theilt mit. Eine spärliche Mahlzeit, ein Trunk und ein warmes Nachtlager in einem freundlichen Hause ist oft dem Empfänger weit mehr werth, als ein großes Stück Geld aus der Hand eines Vornehmen, welcher gleichgültig von seinem Ueberfluß nimmt und ohne Theilnahme weggiebt. Nicht die Größe

der Gabe bestimmt den Werth derselben, sondern das Herz des Gebers, seine Gesinnungen, seine Theilnahme, sein guter Wille und sein warmer Eifer für das Wohl aller Menschen. Viele Reichen legten viel ein, steht dort im Evangelio; aber das Scherflein der Wittwe war mehr, als alle ihre Opfer. Wir sollen nicht hartherzig erst strenge untersuchen, durch welche Fehler und Vernachlässigungen der Arme in Armuth gerathen ist: sein Zustand und seine Reue werden ihn vielleicht schon über dieß bitter quälen. Es ist die Sache der Obrigkeit, dieses zu rügen: wo wir lindern können, sollen wir es mit Mitleid und Schonung thun, und eine gute Ermahnung, die wir etwa geben, nicht durch Vorwürfe und Unbarmherzigkeit unwirksam machen. Personen, die sich unserer Wohlthätigkeit durch ihr wiederholtes schlechtes Betragen, durch unverbesserliche Laster und unüberwindliche Faulheit ganz unwürdig machen, sind leicht zu kennen und auszuzeichnen. Jedes Land und jeder Ort sorgt zwar dafür, daß er seine Armen verpflege; aber wer kann alles Unglück verhüten? alle Unbesonnenen bedachtsam und alle Schlimmen gut machen? Wer nach dem Beispiel Jesu die Dürftigen in Menge speisen kann, dessen Herz ist sehr zu bedauern, wenn es ihm dieses Vergnügen nicht oft macht. Jeder schafft nach seinem Vermögen so viel Gutes, als möglich ist: aber wer nach seinen Kräften einem der Aermsten auch nur ein Stück von seinem Brote und einen Trunk zur Labung reicht, der sammelt schon großen Lohn bei Gott. „Wahrlich, ich sage euch" spricht der göttliche Lehrer, „was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan; ich selbst bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket." Kann man diese heilige Pflicht der Menschheit dem Menschen näher und rührender ans Herz legen, als es Christus thut! Kann man ein schöneres, würdigeres Beispiel in Erfüllung dieser Pflicht sich denken, als er selbst gegeben hat! Sein ganzes Leben war Wohlthat für die Mensch-

heit; und seine Lehre ist es noch jetzt. Sie ist die Lehre der Wahrheit und Tugend, der reinen Gottesverehrung, des Trostes und der Bruderliebe. Er opferte sein Leben auf, um den Menschen wohl zu thun, um sie dem Irrthum zu entreißen und sie zur bessern Erkenntniß Gottes zu bringen: und wir, die wir seinen Namen führen, seine Lehre bekennen, seine Nachfolger seyn sollen und wollen, sollten gegen diese Menschen, die Gott alle so hoch geschätzt hat, gegen unsere Brüder, kalt und gleichgültig seyn?

Wir Menschen sind ja alle Brüder,
Sind alle eines Hauses Glieder;
Und sollten uns nicht brüderlich,
Wie uns der Vater vorgeschrieben,
Als seine guten Kinder lieben;
Er liebt ja alle väterlich.

Wer Brüder haßt, ist Friedensstörer
In Gottes Reich, und ist Empörer,
Der frevelnd seinen Schöpfer höhnt:
Gott stößt ihn aus von seinen Kindern;
Und er hat seinen Lohn bei Sündern,
Wo Schmerz nur ächzt und Angst nur stöhnt.

Wer aber hier mit reiner Güte
Sich eifrig um ihr Heil bemühte,
Und immer Freund und Bruder war,
Den nennt einst Gott, wenn alle Frommen
Dort zum Altare jauchzend kommen,
Mit Namen laut vor dem Altar.

Vom Gehorsam gegen die Gesetze und die Obrigkeit.

Wenn Alle gut und gerecht wären, so hätten wir freilich in der Welt nur wenige Gesetze nöthig. Der Gerechte und Gute trägt sein Gesetz in seinem Herzen, und übt es überall, wo er handelt. Aber so lange die Menschen Menschen sind, so lange wird jeder seine Begierden und Leidenschaften, seine eigenen Gedanken und seine eigene Weise haben. Selbst die Guten sind dem Irrthum und manchen Schwachheiten unterworfen. Der Vortheil der Menschen scheint sich alle Augenblicke zu durchkreuzen und zu widerstreiten. Einer will so, der Andere will so: jeder glaubt, er habe Recht; und Niemand hat kalte Ueberlegung genug, um einzusehen, wer wirklich Recht hat. Oder wenn auch Jemand unwidersprechlich bewiese, dieser oder jener habe Recht, so unterwürfe sich doch Niemand ihm und seinem Ausspruche. Die Völker haben also seit undenklichen Zeiten Vorkehrungen getroffen, allen Unordnungen vorzubeugen. Sie haben sich Fürsten oder Könige, oder Vorsteher, oder Obrigkeiten unter irgend einem Namen gewählt. Sie nahmen dazu die Besten und Weisesten und Angesehensten; und diese werden, nachdem die Einrichtung ist, von neuem bestimmt, oder bleiben festgesetzt erblich, damit keine neuen blutigen Streitigkeiten bei der neuen Wahl entstehen, wie oft der Fall war. Diese Fürsten und Könige und Obrigkeiten, welche Namen sie auch haben mögen, haben die heilige Pflicht übernommen, für das Wohl des Volks zu wachen, die Gesetze unverbrüchlich zu halten, für Gerechtigkeit und öffentliche Sicherheit zu sorgen und alles zu entfernen, was dem ganzen Staate schaden oder einzelnen Gliedern an ihren Rechten und Befugnissen Eintrag thun könnte. Wenn dieses nun Pflicht der Obrigkeit ist, von dem niedrigsten Aufseher bis zum höchsten

Oberhaupte; so ist es im Gegentheil Pflicht eines jeden Unterthanen, sich in diese Ordnung zu fügen, dem gesetzlichen Ansehen der obrigkeitlichen Personen Gehorsam zu leisten, die festgesetzten Beiträge zur Unterhaltung des Staats und zur Bestreitung aller seiner Bedürfnisse an Steuern und Abgaben gewissenhaft zu entrichten, alle gerechten Verordnungen der Obrigkeit aus allen Kräften zu unterstützen, und nichts zu thun und zu unternehmen, was das Ansehen der Gesetze mindern, die Ruhe und Eintracht des Ganzen stören und irgend ein einzelnes Glied in seinen Rechten kränken könnte. Ein jeder verlangt und fordert dieses mit gutem Grunde für sich selbst; also muß er mit eben diesem Grunde eben dasselbe auch Andern zugestehen. Seid Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, sagt der Apostel. Ehrt die Gesetze des Landes und haltet sie heilig; denn sie sichern euch euer Wohl. Christus selbst zahlte als ein irdischer Unterthan willig, was er als solcher schuldig war; wovon die heiligen Bücher einige Beispiele aufgezeichnet haben. Bei den alten Römern, die sich durch Größe und Muth, Ordnung und Vaterlandsliebe vor allen übrigen Nationen auszeichneten, war das Lob, ein guter Bürger zu seyn und der Obrigkeit zu gehorchen, immer das größte: und unter allen Völkern, die nur einigermaßen Ordnung und Gerechtigkeit unter sich hatten, war es die erste Pflicht, die Gesetze zu ehren und der Obrigkeit gehorsam zu seyn. Sogar die rohen und wilden Nationen unterwerfen sich willig den Richtern, die durch ihre Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe die alten väterlichen Gewohnheiten als Gesetze bewachen.

Man sieht die Wichtigkeit dieser ersten Pflicht eines Menschen in der Gesellschaft erst dann recht lebhaft ein, wenn irgend ein großes Unglück in einem Reiche die Bande der Eintracht zerreißt, das Ansehen der Gesetze stürzt, und Unordnung, Meuterei, Gewaltthätigkeit und jeden Greuel der Verwüstung mit sich bringt. Davon

geben die Bücher der Geschichte aus alten und neuen Zeiten viel traurige Beispiele. Der grausamste, blutigste Krieg ist ein kleines Uebel gegen ein solches Ungeheuer von Aufruhr Aller gegen Alle. Es ist dann nicht mehr Sicherheit der Person und der Güter. Parteien wüthen gegen Parteien: eine siegt über die andere, und aus Furcht und allgemeinem Mißtrauen mordet immer eine ärger als die andere. Tod und Blutgericht ist etwas gewöhnliches; es schützt nicht Unschuld, nicht Klugheit. Viele Jahre vergehen in Angst und Schrecken, ehe sich aus den Trümmern der alten Ordnung wieder eine leidliche neue erhebt: und Jahrhunderte werden erfordert, ehe dieses Neue wieder ganz fest stehet. Wehe den Menschen, die durch ihre Grausamkeit und Tyrannei, durch ihre Unterdrückung und Habsucht, oder durch ihre Tollkühnheit und Verwegenheit eine solche Zeit des Blutvergießen über ihr Vaterland bringen! An solchen fürchterlichen Beispielen können Obrigkeiten und Unterthanen lernen, welche entsetzliche Folgen es hat, wenn beide ihre Pflichten vernachlässigen. Kein Verbrechen straft sich selbst grausamer, als die Ungerechtigkeit von einer oder der andern Seite. Eine Ungerechtigkeit erzeugt immer eine andere und größere, diese eine neue noch unerhörtere, bis sich in der Angst der Verwirrung, der Erbitterung und des Hasses die Menschheit verliert und die Gerechtigkeit nicht wieder findet.

Wie glücklich sind wir, daß bei uns Gerechtigkeit und Friede herrschen; daß wir unter der Regierung eines guten, väterlichen Fürsten alle Wohlthaten einer heilsamen Ordnung genießen, wo Jeder sein Recht mit Freiheit bis zur höchsten Person des Landesvaters vertheidigen und behaupten darf; wo man auch gegen den Irrenden gelind ist, und selbst gegen Verbrecher nicht grausam. Niemand darf es wagen, uns widergesetzlich anzutasten; ein höheres Gericht schafft uns Gerechtigkeit, wenn es ein niederes wagen wollte, uns zu unterdrücken. Allen Ränken und aller Eigengewalt

wird gesteuert; und bei uns kann jeder, der selbst gerecht und gut ist, ruhig an seinem Weinstocke und unter seinem Obstbaume sitzen. Die Wunden, welche viele Städte und Gemeinen aus alten Kriegen und Landplagen hatten, sind nun geheilt; und überall spürt man die Früchte und den Segen einer dreißigjährigen weise geleiteten und nur selten und kurz unterbrochenen Ruhe.

Möge unser Vaterland durch gute Gesetze, einen guten Fürsten, gute Obrigkeit und gute Bürger und Einwohner ferner noch lange Allen allgemeine Wohlfahrt gewähren, und den Fremden ein Vergnügen, ein Beispiel und Muster guter und glücklicher Menschen seyn.

Von der Erziehung.

Einer der wichtigsten Punkte für das Vaterland, für Städte und Gemeinden, und für alle Familien insbesondere, ist unstreitig die Erziehung der Jugend. Die Natur hat allen lebendigen Geschöpfen eine unbegränzte Zärtlichkeit gegen ihre Jungen eingepflanzt. Im vierfüßigen Thiergeschlechte und unter den Vögeln finden wir täglich Beispiele von der Angst und Besorgniß, mit welcher die Mütter ihre kleine Brut vor Mangel und Unfall zu schützen, vor Gefahr und Gewalt zu vertheidigen suchen. Die Henne hebt sträubend ihr Gefieder, die Gans hebt drohend ihren Hals in die Höhe, wenn man ihren Kindern zu nahe kommt. Alles fühlt und athmet die Liebe der Natur. Kein Geschöpf verläßt seine Jungen eher, als bis sie sich selbst schützen und ernähren können. Der Adler giebt seinen Söhnen Unterricht im Fliegen und im Raube; der Löwe in der Jagd. Alles arbeitet nach dem großen

Endzwecke des Schöpfers. Der Mensch, der seine Kinder nicht liebt, nicht für sie sorgt und arbeitet, sie nicht zu guten und glücklichen Geschöpfen erziehen will, verdient nicht, daß ihm der Himmel die Freuden der Familie giebt; und wird oft genug in der Folge durch das Unglück derselben und sein eigenes für seines Herzens Härtigkeit gestraft. Die edleren großen Geschöpfe des Erdbodens brauchen mehr Zeit und Mühe, um zu ihrer Vollkommenheit zu gelangen, als die kleineren und geringeren; der Adler mehr als der Sperling, das Roß mehr als das Schaaf. Der Mensch ist das edelste und erhabenste unter allen, der vernünftige Beherrscher aller übrigen; er braucht die längste Zeit, die mehrste Mühe, den größten Fleiß, die unermüdetste Aufmerksamkeit zu seiner Bildung an Leib und Seele. Deßwegen ist die Verbindung zwischen Mann und Weib gewöhnlich immerdauernd und unzertrennlich, damit die Kinder zu völligen Menschen erzogen werden, damit ihr Körper sich sorgsam ausbilde und stärke, und ihr Geist zu allen Kenntnissen, Fertigkeiten und Vorzügen erhoben werde, welche die große, wesentliche, eigene Würde des Menschen ausmachen. Wie schwer vergehen sich also nicht Aeltern gegen Gottes Ordnung, gegen das Vaterland, gegen alle ihre Mitmenschen, und wie sehr handeln sie gegen ihr eigenes Glück, wenn sie die Erziehung ihrer Kinder unverantwortlich vernachlässigen! Die öffentlichen Einrichtungen sind bei uns jetzt überall so, daß die Erziehung von Seiten des Unterrichts in der Religion und in der Sittenlehre erleichtert wird. Es sind überall Schulen und darin angestellte Lehrer, deren Pflicht es ist, auch die Kinder der Aermsten in den nöthigen Begriffen von Gott und Tugend und ihren Pflichten zu unterweisen. Bei allen gesitteten Völkern war die Sorge für die Jugend, ihre Unterweisung und Uebung zu ihrer künftigen Bestimmung eine Hauptsache: und manche Gesetzgeber, die von der Wichtigkeit derselben sehr tief überzeugt waren, machten sie zu einem vorzüglichen Augenmerk ihrer

Verordnungen. Aber die öffentliche Erziehung in der Schule ist bei weitem nicht hinreichend, aus den jungen Geschöpfen wirklich das zu machen, was aus ihnen werden soll. Der beste Erziehungsort ist immer das väterliche Haus; der beste Lehrer der ernstliche Vater, mit seiner herzlichen Leitung und seinem beständig guten Beispiele.

Das erste in der Erziehung ist unstreitig die Sorge für den Körper, daß das kleine Geschöpf mit Sorgfalt in Acht genommen werde; daß für seine Gesundheit, für jedes seiner Glieder wie für das Ganze gewacht werde. Gebrechlichkeit ist überall ein trauriges Loos: aber doppelt traurig ist es unter den Landleuten, deren ganze Beschäftigung vorzüglich Körperkraft und körperliches Wohlseyn erfordert. Welche wehmüthige Empfindung muß es nicht für Aeltern seyn, ihre Kinder schon in der ersten Jugend, wo der Mensch eben recht schön aufblühen sollte, als Schwächlinge herumschleichen zu sehen, und sich bewußt zu seyn, daß sie selbst dieselben verwahrloset haben; vielleicht am Gängelbande oder in den Windeln; vielleicht schon vor der Geburt durch Unbesonnenheit und Leichtsinn. Von solchen Kindern kann man im eigentlichen Verstande sagen, daß sie die Sünden ihrer Väter tragen. Eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe ist das beste, größte Glück der Erde. Der Leib ist das Haus, die Seele der Einwohner: es ist vernünftig und nothwendig, daß man das Gebäude gut aufführe und in gutem Zustande zu erhalten suche, wenn sich der Besitzer desselben darin wohl befinden soll. Welche Vortheile haben wir in diesem Punkte nicht vor den Städtern! Bei uns scheint die Gesundheit ihre Behausung aufgeschlagen zu haben; wir dürfen sie nur nicht vertreiben. Wie oft sieht ein halbkranker Stadtmann neidisch und seufzend auf unsere harte, frische, braunbäckige, rasche Dorfjugend hin, wenn er an seine Knaben zu Hause denkt, die nicht gesünder sind und seyn können, als der Vater selbst ist. Manche kommen, um

bei uns Gesundheit zu kaufen; und wir sollten dieses unschätzbare Gut nicht zuerst für uns und unsere Kinder selbst zu sichern suchen.

Nach der Sorgfalt für den Körper tritt mit den Jahren, wo die Seele anfängt sich thätig zu zeigen, der Unterricht in den wesentlichen Kenntnissen des Menschen ein. Unsere Kinder brauchen nicht Gelehrte zu werden, so wenig als wir es sind: denn sie haben keine andere Bestimmung als wir. Es wird ihnen aber doch sehr wohl thun, wenn sie zuweilen etwas mehr lernen, als ihre Väter. Was wir jetzt selbst gern wissen möchten, das sollen wir jetzt füglich unsre Söhne lernen lassen, wenn wir können und Gelegenheit haben. Man soll in der Jugend alles lernen, was man Nützliches lernen kann; nur nicht das Unwichtige dem Wichtigen und das bloß Angenehme dem Nöthigen und Unentbehrlichen vorziehen. Lesen und Schreiben und Rechnen hat Jedermann nöthig, wenn er auch nicht nöthig hat, ein Schönschreiber oder Rechenmeister zu seyn. Der Unterricht in der Religion und unsern Pflichten ist das Wichtigste, ohne welches der Mensch kaum ein Mensch genannt zu werden verdient. Wenn wir einige Kenntnisse von der Geschichte und Erdbeschreibung uns erwerben können, so giebt uns das manche Belehrung über nicht unwichtige Dinge, wo wir sonst im Finstern tappen. Wer Lust und Fähigkeit und Gelegenheit hat, irgend ein musikalisches Instrument spielen zu lernen, der kann sich und Andern in Zukunft damit manches Vergnügen machen. Für alles dieses sollen Väter, nachdem ihre Lage und ihre Mittel es erlauben, Sorge tragen, um sich und ihren Kindern so viel Erwerbungsmittel und so viel Genuß als möglich zu verschaffen. Mancher Vater, der in seiner Jugend nicht viel lernen konnte, lernt noch mit seinem kleinen Sohne weiter, und es bringt ihm Nutzen und Vergnügen; und er braucht sich dessen gar nicht zu schämen. Es ist niemals zu spät, etwas Gutes, Nützliches und Angenehmes zu

lernen. Jede Lebensart erfordert ihre eigenen Kenntnisse und Fertigkeiten; wir müssen also dafür sorgen, daß unsere Kinder in nichts unwissend bleiben, was ihnen zu ihrer künftigen Bestimmung nöthig ist. Es gehört allerdings bei uns zu den nöthigen Dingen, zu wissen, wie ein Wagen und ein Pflug gebauet wird, wie er zusammengesetzt und auseinander genommen wird, damit man nicht inskünftige mit jeder Kleinigkeit, die man selbst besorgen könnte, zu eigenen Handwerkern zu laufen nöthig habe. Der ist wohl kein sonderlich guter und geschickter Wirth, der dem Sattler jeden Riem zu nähen und dem Zimmermann jeden Axtstiel zu machen bringt. Ein junger Bursche auf einem Hofe, der nicht mit Pferden und Wagen, und ein Mädchen, das nicht mit dem Rad, der Nadel und dem Küchengeschirr umzugehen weiß, sind auf alle Fälle in der Erziehung sehr vernachlässiget. Oft will man in Jahren erst mit der Erziehung anfangen, wenn man schon vollendet haben sollte. Die Jugend ist die goldene Zeit zur Erlernung jedes Dinges; mit den Jahren wird Alles schwerer und Manches fast unmöglich.

Das Wichtigste in jeder Erziehung und also auch in der Erziehung unserer Jugend, ist die Bildung zur Rechtschaffenheit und Tugend, zur Sittsamkeit, Sanftmuth und jeder guten Eigenschaft, die dem Besitzer Nutzen und Werthschätzung und der Gesellschaft Vortheil und Vergnügen bringt. Dieses geschieht am besten in dem Hause der Aeltern, durch ernste, weise Lehren, herrliche Weisung, wiederholte vernünftige eindringliche Vorstellung, und am meisten durch selbsteigenes gutes, untadelhaftes Beispiel. Kinder bilden sich meistens nach ihren Aeltern. Der Mensch ahmt so gern nach; und wem sollte er eher nachahmen als denjenigen, um welche er täglich ist, von denen er abhängt, die er achten und lieben soll, und in deren Fußstapfen er von der ersten Kindheit an unmerklich tritt? Daher so viel bekannte Sprichwörter: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; wie die Alten sungen, zwitschern

auch die Jungen, und mehrere andere. Wenn also Aeltern das Glück ihrer Kinder und ihr eigenes wünschen, wenn ihnen ihre Zufriedenheit und Ruhe im Alter lieb ist; so mögen sie mit aller Aufmerksamkeit von den zartesten Jahren an darauf sehen, daß sie ihre Kinder vor jeder Unart hüten und sie jede Tugend, so viel in ihren Kräften stehet, heilig halten lehren. Eine Tugend erzeugt die andere und alle bringen Glück mit sich; aber auch ein Fehler ist Veranlassung zu einem andern, und alle führen in Unglück und oft endlich gar ins Verderben. Leichtsinn erzeugt Unart, Unart Fehler, Fehler Vergehungen, Vergehungen Laster, Laster Verbrechen; und die Folge von diesen ist immer Elend, wenn wir auch der furchtbaren Strafe entgehen. Wenn es nicht möglich seyn sollte, mit Gelindigkeit und Güte den Endzweck zu erreichen, so sind Aeltern bei ihrer Liebe gegen ihre Kinder, bei den Hoffnungen, die sie von ihnen haben, verbunden, Strenge und Schärfe zur Zucht zu brauchen. Wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es, der erzieht es mit Aufmerksamkeit und Strenge. Besser, es weint jetzt zu seinem Glücke einige Minuten, als daß die Aeltern im Alter mit ihm und über dasselbe unaufhörlich umsonst wehklagen. Es ist eine verkehrte Zärtlichkeit, seinen Kindern niemals wehe thun zu wollen, in der Zeit, wo sie auf ihr ganzes Leben vorbereitet werden sollen: so wie es eine vernunftlose tyrannische Härte ist, ohne Schonung und Ueberlegung jedes Wort immer mit der Zuchtruthe zu begleiten. Die Liebe selbst kann Aeltern wohl zwingen, strenge und unerbittlich zu werden; aber sie kann nie zu eigensinniger Härte, zum Murrsinn und zu zuchtmeisterlicher Furchtbarkeit werden. Ueberlegung und Kenntniß des Herzens müssen den Aeltern die sicherste Leitung in der Behandlung ihrer Kinder seyn. Die Früchte einer guten Erziehung ernten sie in ihrem Alter, wo ihnen sodann ihre Kinder Ruhe und Freude gewähren, ihre Liebe mit reiner Hochachtung und kindlicher Gegenliebe bezahlen, und die besten Stützen der

eintretenden Jahre der Schwachheit am Rande des Grabes sind.

Seht einen guten Vater, der sein ganzes Leben alle seine Pflichten erfüllt hat, an einem festlichen Tage in der Mitte seiner Kinder und Enkel. Alle drängen sich um ihn her und wetteifern, wer ihm die wärmste, zärtlichste Theilnahme bezeigen kann: alle bemühen sich, ihn sein Alter vergessen zu lassen und das frohe Gefühl seiner Jugend zurück zu rufen. Er ist jetzt glücklicher als ehemals, da er als ein rüstiger Jüngling von allen seinen Bekannten beneidet wurde. Ist etwas schöner und rührender, als die gute freundliche Großmutter in dem Kreise ihrer kleinen Enkelinnen! Wie emsig sie sich noch bestrebt, den kleinen Mädchen Unterricht zu geben, wie sie ihn ehemals den Müttern, ihren Töchtern, gab! Es ist ein gerechtes Gefühl der Selbstzufriedenheit, wenn so ein Alter mit Würde spricht: Es hat niemals Jemand aus meiner Familie einen schlechten Streich gemacht; und wenn Söhne und Enkel sich fest an ihn drängen mit der wahren feurigen Versicherung: Vater, es soll und wird auch Niemand von uns jemals etwas Schlechtes thun. Das ist mehr, als wenn manche Vornehme in ihrer Familie so oder so viele Generale und Minister mit Ordensbändern zählten. Wie traurig und verlassen ist aber das Alter eines Mannes, der keine Freude an seinen Kindern erlebt, der vielleicht jetzt wieder dafür leidet, daß er ehemals seinen Aeltern auch gar keine Freude machte! Wie niederdrückend und quälend muß es einem Vater seyn, von dessen Söhnen jeder Redliche nur mit Achselzucken spricht! Und wenn er dann fühlt, es sei sein eigenes Werk oder wenigstens die Folge seiner Unaufmerksamkeit, daß sie so und nicht besser geworden sind! Es ist kein bitterer Schmerz in der Natur, als der Gram, den uns Kinder verursachen. Möge Niemand von unsern Freunden dieses Herzeleid erleben: und wir wollen dieses Unglück selbst unserm Feinde nicht wünschen. Im Alter können wir uns erst recht leb-

haft überzeugen, wie viel auf die Erziehung in der Jugend ankommt. Nur wenn die Menschen durchaus besser werden, können wir mit Grund bessere Zeiten hoffen: und sollen die Menschen besser werden; so muß mit der Jugend der Anfang geschehen. Wer einen eigenen schönen Obstgarten ziehen will, fängt mit der Baumschule an: alte Stämme lassen sich schwer biegen und fast eben so schwer pfropfen.

Von der Dankbarkeit.

Undank ist das größte Laster, sagt das Sprichwort; und das Sprichwort redet die Wahrheit tief aus der menschlichen Natur Der Undankbare muß ein hartes, empfindungsloses, ganz verwahrlostes Herz haben; oder vielmehr, er muß kein Herz haben: denn ein solches Herz verdient nicht mehr ein Herz genannt zu werden. Das Laster des Undanks ist desto größer, da warme Empfindungen für Güte und Wohlthaten bei jedem Menschen vorausgesetzt werden müssen, der nur Vernunft hat und sein eigenes Glück fühlt und wünscht. Es ist desto größer, da die bürgerlichen Gesetze es nicht durch alle Verhältnisse und Lagen des menschlichen Lebens verfolgen und also nicht bestrafen können. Aber der Abscheu aller Redlichgesinnten verfolgt einen Undankbaren. Ein Undankbarer ist leicht fähig, von einer Stufe des Lasters herab zur andern bis zu dem schrecklichsten Verbrechen zu sinken. Leichtsinn und Unempfindsamkeit sind der Grund der Undankbarkeit. Wer erzeigte Wohlthaten nicht erkennt, wie will der im Stande seyn, einst aus Mitempfindung für das Schicksal seiner Brüder selbst Wohlthaten zu erweisen? Dankgefühl ist das Erste, was der gute Mensch in der

Freude seines Glücks äußert. Unser Dank muß zuerst zu Gott, unserm Schöpfer, Vater, Erhalter, Versorger und unendlichen Wohlthäter emporsteigen. Alles unser Gebet muß Dank seyn; denn unser ganzes Leben ist Genuß seiner Liebe und Güte. Die ganze lebendige Schöpfung, und selbst die leblose ist ein lautes Chor zu seinem Lobe: und der Mensch, das herrlichste Geschöpf, das mit Vernunft empfindet, denkt und handelt, sollte nicht mit in dem Chore seyn?

Der kleinste Halm
Ist seiner Weisheit Spiegel;
Und Luft und Meer und Wald und Thal und Hügel
Sind Gottes Loblied und sein Psalm.

Jede Empfindung der Freude durch die Natur ist ein Dank, den die Kreaturen unbewußt ihrem Schöpfer stammeln; und wir, die wir wissen und erkennen, sollten nicht heiß empfinden und laut und deutlich sprechen zu seinem Preise! Die Lerche erhebt ihr Lied in dem Saatfelde, und steigt hoch mit demselben in die Lüfte bis an die Wolken: und der Mensch, für den der Himmel die Saaten segnet, wollte zurückbleiben, und nicht sein Lob durch die Wolken und alle Himmel singen. Dankbarkeit gegen Gott, unsern allgemeinen Wohlthäter, ist der Grund unserer Erkenntlichkeit gegen alle unsere übrigen Wohlthäter auf Erden. Wer nie mit glühender Andacht seinem himmlischen Vater für alle seine tausend Segnungen dankte, wie will der seinem Bruder danken, der im Namen dieses großen Wohlthäters ihm bloß hier und da eine hülfreiche Hand gab? Aber Worte und geschmückte Reden sind kein sicherer Beweis der wahren Dankbarkeit; sind noch kein gültiger Bürge, daß der Sprechende von dem wahren, ächten Gefühl derselben durchdrungen ist. Mancher macht viel Wortgepränge, und seine Seele ist leer von Empfindungen, und mancher Bescheidene spricht

wenig, oder nichts; aber wenn gleich sein Mund verstummet, ist doch sein Herz ein lautes Gebet.

Vorzüglich sind wir sodann Dank schuldig unsern Aeltern, unsern Lehrern, unsern nähern Wohlthätern, der guten Obrigkeit und Allen, die auf irgend eine Weise thätigen Antheil an unserm Schicksal nehmen. Wer den Aeltern nicht vergilt durch Liebe und Achtung alle ihre ehemalige Sorgfalt, alle ihre Treue, mit welcher sie ihn erzogen, der verdient auch von seinen Kindern einst keinen Dank für Alles, was er für sie thut. Gute Lehrer und gute Obrigkeiten sind nach guten Aeltern die größte Wohlthat des Himmels. Wer ihre Mühe und ihre Sorgfalt nicht mit Dankbarkeit und Willfährigkeit erwiedert, der verdient nicht das Glück, das sie ihm verschaffen könnten und das er durch seinen Leichtsinn und seine Halsstarrigkeit verliert. Jede freundschaftliche Theilnahme, jeder gute Rath, jede nützliche Zurechtweisung verdient unsere Erkenntlichkeit. Der dankbare Mensch ist im Grunde gewiß ein guter Mensch, und wenn er auch viele Fehler hätte; und der Undankbare ist gewiß kein guter, und wenn er auch gleißnerisch mit mancher gut scheinenden Eigenschaft prangte. Nichts ist rührender, als eine ganze Gemeine feierlich mit Dank vor Gott zu sehen, als eine Versammlung, die einem väterlichen Wohlthäter ihre kindliche Liebe dankbar bezeigt, als einen Kreis guter Kinder, die sich mit Herzlichkeit um einen Vater drängen, welcher eine zahlreiche Familie zur Tugend und zum Glücke liebreich auferzog. Selbst die Thiere fühlen den Trieb der Dankbarkeit, und die Geschichte erzählt davon Beispiele, die in Erstaunen setzen. Der Hund wacht bei dem Lager des Herrn, der ihn füttert; das Pferd duldet nur seinen Wohlthäter nahe an sich. Sollte sich der Mensch beschämen lassen von Geschöpfen ohne Vernunft, welche nur von einem unwillkürlichen Triebe gezwungen werden. Man kann sicher unter dem Dache eines Mannes ruhen, welcher dankbar war; aber gegen den Undankbaren herrscht billig

ein allgemeines Mißtrauen. Wer Menschen nicht liebt, die ihm Wohlthaten erzeigen, wie will der Menschen lieben, die ihm ganz fremd sind?

Der Undank ist ein schwarzes Laster:
Nichts ist dem Redlichen verhaßter;
Nichts schändet mehr des Menschen Werth,
Als wenn ein Mensch für alle Gaben,
Womit ihn Gott und Menschen laben,
Nicht dankbar auch den Geber ehrt.

Die ohne Sinn die Wohlthat nehmen
Und sich des Herzens Rührung schämen,
Verdienten diese Wohlthat nicht.
Nie soll der Vorwurf uns entehren.
Daß je wir solche Menschen wären;
Erkenntlichkeit ist heil'ge Pflicht.

Von der Friedfertigkeit.

Friede und Eintracht überall ist eine der ersten Grundlagen zur wahren dauerhaften Glückseligkeit, Friede im Staate und in der Gemeine, in dem Hause und in der Seele: wer diesen Frieden muthwillig stört, ist durchaus kein guter Mensch. Hier ist die Rede mehr von der ruhigen, gefälligen, sanftmüthigen Stimmung im Umgange mit Menschen, von der friedlichen Geselligkeit des Lebens, welche durchaus so angenehm und willkommen ist, und deren Mangel sogleich alle Freude verscheuchen kann. „Selig sind die Friedfertigen!“ sagt selbst der große Sittenlehrer Jesus in einer seiner wichtigsten Reden. „Wer Frieden bringt, soll Frieden

haben. Friede ernährt, Unfriede zerstört, im Hause, wie im Reiche. Er ist ein recht friedlicher Mann; man hat nie gehört, daß er mit irgend Jemand eine Zänkerei gehabt habe!" spricht man zum Lobe eines Mannes, mit dem man gern umgehet, und dessen Gesellschaft man Andern als gut und nützlich und angenehm empfehlen will. „Er sucht immer zum Besten, zum Frieden zu reden," spricht man, wenn Jemand thätigen menschenfreundlichen Antheil an den Geschäften seiner Mitbürger nimmt, und alle Zwistigkeiten, aus denen Feindschaft und Unglück entstehen könnte, mit Klugheit beizulegen sucht. Jedermann schätzt und ehrt und liebt einen solchen friedlichen Vermittler, der überall durch seine Mäßigung, seinen Ernst und seine vernünftigen Vorstellungen alle Feindschaften unvermerklich auszusöhnen weiß, Haß und Groll aus dem Herzen auswurzelt, Verträglichkeit und Liebe einpflanzt, und als ein wahrer, unermüdeter Wohlthäter im Stillen Gutes stiftet. Mit Segenswünschen erinnern sich seiner noch lange nachher diejenigen, denen er ein Friedensstifter war, und sagen bei der Erwähnung des Vorfalls: „wenn dieser nicht gewesen wäre, so hätte uns wohl unsere Hartnäckigkeit und Thorheit in großes Unheil gebracht." Der Friedliebende giebt nach, so viel er kann und darf; er ist aber darum nicht furchtsam. Eben weil er Recht hat, hat er Muth und Mäßigung. Seine Vernunft leitet ihn und nicht seine Leidenschaft. Wo er sprechen muß, wo er aus Pflicht nicht nachgeben darf, da spricht er, da handelt er immer mit fester Bestimmung, mit Ueberlegung, ohne Bitterkeit und Beleidigung. Alles, was Hader anzünden könnte, vermeidet er. Jeden Schritt, jedes Wort, jede Miene, jede Geberde hält er in Obacht, damit er Keinem, der vielleicht sehr empfindlich ist, zu nahe trete. Er selbst legt Alles zum Besten aus und benimmt sich immer so, daß Niemand das, was er thut und sagt, schlimm auslegen kann. Er übersieht Beleidigungen mit Ruhe, wenn er sie auch empfindet. Er denkt, es ist besser

vergeben zu können, als um Verzeihung bitten müssen. Er bittet aber auch willig um Verzeihung, wo er in der Sache selbst, oder in der Art und Weise gefehlt hat. Wenn Jemand etwas Schlimmes von ihm sagt, so untersucht er, ob man vielleicht wenigstens etwas Recht hat. Ist dieses der Fall, so nimmt er sichs zur Warnung und sucht sich in diesem Pnkte zu bessern. Die Feinde sagen in ihrer Bitterkeit oft heilsamere Wahrheiten, als die Freunde, welche nicht gern unangenehm werden und beleidigen wollen. Ist das Gesagte nicht wahr, so ist derjenige, der es sagte, ein Irrgeführter, ein Thor, oder ein Bösewicht. Im ersten Falle verdient er Mitleid und Belehrung; im zweiten wird er durch Verachtung gestraft. Durch stille, friedliche Mäßigung wird immer mehr und eher wieder gut gemacht, als durch Hitze, Lärm und Sturm. Die erste besänftiget, wenn sie mit Liebe und Güte verbunden ist: das zweite vermehrt die Erbitterung, bläst das Feuer höher an, giebt zu neuen Fehlern Anlaß, reizt noch mehr die Galle und legt oft den Grund zu endlosen Feindschaften. Weise Nachgiebigkeit wirkt mehr, als harte, unzeitige Unbiegsamkeit. Der Sturmwind zerbricht und zersplittert die Eiche; aber der Halm und das geschmeidige Rohr ist sicher vor seiner Wuth.

Diese äußere Friedfertigkeit, die ein so großes Glück ist für den Besitzer und Alle, die mit ihm umgehen, ist eine Frucht der innern Seelenruhe, der schönen Eintracht, die in seinem Herzen wohnt. So wahr ist es durchaus, daß wahrhaft gute Menschen auch immer gut und nützlich für die Gesellschaft sind. Wer Ruhe in sich selbst hat, wird von außen keinen Zank suchen: aber oft sucht man durch äußerlichen Lärm die innerliche Angst zu entfernen und zu unterdrücken.

In der heiligen Schrift wird die Einigkeit der Brüder mit unter die schönsten Dinge gezählt: und wir sind ja alle Brüder, Brüder in der Familie, Brüder in der Gemeine, Brüder im Vater-

lande, Brüder in der Religion; alle Brüder als Menschen auf der Erde. Habt Geduld Einer mit dem Andern; ein Jeder hat seine Fehler. Wer die wenigsten hat, ist am billigsten, weil er weiß, wie leicht es doch ist, in Fehler zu verfallen, und wie schwer es ist, alte, angewohnte Fehler abzulegen. „Ihr vertragt gern die Narren, dieweil ihr klug seid!“ sagte der große Menschenkenner Paulus. An diesen Spruch sollte man oft denken, ihn aber nicht oft sagen. Denn man macht Thoren durch Vorwürfe nicht weise. Der Eule thun die Augen weh, wenn sie das Licht sieht; so wird der Unverständige wild und unbändig, wenn man ihm ohne Schonung seine Narrheit malt. Der Friedfertige hat also Geduld; aber er verbürgt es so viel als möglich, daß er Geduld haben muß. Er sucht zu belehren mit Theilnahme, zu bessern mit Liebe, zu erinnern mit Sanftmuth, zu ermahnen mit Schonung. Wenn es ihm gelingt, so ist er froh in dem Bewußtseyn, etwas Gutes und Nützliches unternommen und ausgeführt zu haben. Gelingt es ihm nicht, so zieht er sich freilich nicht ohne Unmuth, aber doch ruhig an seinen eigenen Heerd zurück, wo nach dem Segen der Schrift Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Er hat seine Schuldigkeit gethan, wenn er auch zuweilen die kränkende Erfahrung macht, und mit Verdruß sieht, was der Vers sagt:

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens straft man einen Thoren;
Sie bleiben beide, was sie sind.

Von der Bereitwilligkeit für unser Vaterland zu streiten.

Wenn in der Gemeine alle Mitglieder gut und gerecht wären, so hätten wir keinen Zank und keine Prozesse: wenn in der großen

Welt alle Völker und Könige gut und gerecht wären, so hätten wir keine Kriege. Kriege sind die blutigen Prozesse der Völker, da sie auf der Welt keinen Richter über sich haben. Gott wird zwar einst richten; aber hier giebt er sein Urtheil nur durch unsere Vernunft. Wo man nun Vernunft nicht hört, da ist keine Hoffnung zur gütlichen Gerechtigkeit und Ausgleichung. Man klagt oft mit vieler Bitterkeit über die Könige, und hat nicht Unrecht. Die Geschichte stellt viele Fürsten auf, die mit dem Blute ihrer Unterthanen umgingen, als wäre es Regenwasser, und mit ihrem Brote, als wären es Kieselsteine. Diese nennt die Geschichte der Wahrheit Unmenschen und Tyrannen, wenn sie auch die Schmeichelei Große, Eroberer und Helden nannte. Aber auch die Nationen, welche keine Könige hatten, die sogenannten Freistaaten der alten und neuen Geschichte, machten es nicht allein nicht besser, sondern oft noch viel schlimmer. Die Händel sind da häufiger, weil die Köpfe unruhiger sind. Die Art des Krieges ist gewöhnlich viel grausamer, weil die Gemüther erbitterter sind: und es ist in diesen Freistaaten oft viel weniger Freiheit, Gerechtigkeit und Sicherheit, sondern nur desto mehr Unruhe und Ausgelassenheit. Kriege werden wohl nicht aufhören, so lange die Menschen Menschen sind. Wenn sie nur nicht mehr so häufig, nicht mehr so oft wegen Kleinigkeiten entstehen, die der Wohlfahrt der Länder ganz gleichgültig sind; wenn sie nur nicht mehr so verheerend und unmenschlich geführt werden, so ist zum Wohl der Menschheit schon viel gewonnen. Jeder Staat muß sich also auf alle Fälle in Vertheidigung setzen; denn die Ungerechtigkeit ist leider in der Welt so groß, daß Einer auf die Freundschaftsversicherungen des Andern nicht sehr trauen darf. Dieß war so von Nimrods Zeiten an, und wird wohl schwerlich ganz gebessert werden. Etwas Anderes ist nicht immer etwas Besseres. Das Vaterland braucht Vertheidiger: wer soll es vertheidigen, als die Kinder des Vaterlandes, als Bürger und Ein-

wohner? So wie Jedermann Sicherheit und Ruhe wünscht und verlangt, so ist er verbunden, erforderlichen Falls für diese Sicherheit und Ruhe auch selbst mit beizutragen, zu arbeiten, zu streiten, sein Leben zu wagen, sein Leben für das Leben des Ganzen und für alle seine Brüder nicht zu achten. Denn Alle haben die nämliche Pflicht für ihn, und er hat sie für Alle. Nicht Besitzung und Güter und Reichthümer machen von dieser Pflicht los, sondern verbinden desto mehr und fester dazu. Je mehr Einer in dem Vaterlande und von dem Vaterlande genießt, desto mehr ist er ihm schuldig. Je mehr Einer in dem Vaterlande hat, was ihm werth ist, desto mehr ist ihm das Vaterland selbst werth. Wer also bloß mit Geld die Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, abzukaufen sucht, handelt auf keine Weise gut gegen das Vaterland. Die Obrigkeiten, welche auf diese Weise Handel zu treiben sich unterstehen, handeln noch schlechter. Die Bürger und Kinder des Vaterlandes sollen die Waffen tragen zu seiner Vertheidigung: es ist ein sehr ehrenvoller Beruf, für das Vaterland jede Gefahr zu wagen. Man soll das Heil des Landes nicht in die Hände von gänzlichen Miethlingen geben, denen Glück oder Unglück des Landes gleich ist, die bei dem ersten nichts gewinnen und bei dem zweiten nichts verlieren. Jeder muß etwas haben, wofür er streitet; es muß auch seine eigene Sache seyn, für die er mit Leib und Leben schlägt. Dann hat er wirklich erst Muth und Entschlossenheit und Ehrgefühl. Er weiß, seine Aeltern, seine Brüder, seine Schwestern, seine Freunde und Anverwandten werden sein Verhalten erfahren und sich über seine Bravheit und gute Aufführung freuen. Er weiß, seine Schande würde sie mit Herzeleid kränken. Der Arme, der nichts besitzt, findet überall wieder ein Vaterland, in welchem er eben so viel hat, als in dem jetzigen. Aber der Mann, welcher weiß, er ist seines Vaters Erbe zu einem guten Hofe, zu fruchtbaren Aeckern und Wiesen und Gärten, wie sollte der nicht

mit ganzer Seele die Sache des Vaterlandes verfechten? Die öffentliche Sache ist auch seine eigene. Je glücklicher also Einer in dem Vaterlande ist, desto heiliger ist die Pflicht, das Vaterland beschützen zu helfen und die Wohlthaten zu erwiedern, die er von dem Vaterlande genießt.

Auch ist es jederzeit bei allen Völkern, die einige Bildung hatten, ein großes, ja das größte Lob gewesen, wenn Jemand mit Muth und Unerschrockenheit für sein Vaterland kämpfte, wenn er unverdrossen alle Mühseligkeiten in dem Dienst desselben erduldete, keine Gefahren und keine Aufopferungen scheute und seinen Mitbrüdern in der ehrenvollen Stunde des Kampfes ein ruhmwürdiges Beispiel gab. Eine Wunde daselbst erhalten ist überall ein Ehrenzeichen; und der Tod im Streit für Vaterland und Freiheit wird immer vorzugsweise der Tod der Ehre genannt. Wir wollen den Himmel bitten, daß unser Vaterland nie in so große Gefahr kommen möge. Aber wenn der Fall einträte, so wollen wir Alle als Männer, als brave Männer, als gute Söhne des Vaterlandes standhaft und muthig unsere Pflicht erfüllen. Nicht Wildheit und Rohheit, sondern Unerschrockenheit und Ordnung und Muth sollen unsere Krieger auszeichnen; und Jeder müsse für sich dazu beitragen, diese Ehre zu behaupten. Wir selbst sind Landleute und wissen, wie wohl eine gute Begegnung thut: es müsse also nie eine gegründete Klage über unser Betragen, sei es wo es wolle, erhoben werden. Menschlichkeit geziemt dem Krieger vorzüglich, mehr als irgend einem andern Stande; da in dem Stande des Kriegers Menschlichkeit so werth und so theuer ist. Nur der Mann, der gegen uns Waffen trägt ist thätig unser Feind; und nur so lange er Waffen trägt. Gegen alle übrigen sollen wir freundschaftlich seyn und die Plagen des Krieges so viel wir können, erleichtern. Selbst unser Feind hat Anspruch, hat ein gegründetes Recht auf Schonung und Milde, sobald er nicht mehr die Waffen

gegen uns hebt. Es ist eine Schande, einen Gefangenen zu mißhandeln; fast mehr, als es Schande ist, dem bewehrten, eindringenden Feinde den Rücken zu kehren, wenn man noch widerstehen kann. Ein alter Krieger verdient stets unsere Achtung; und desto mehr Achtung, je weniger er oft Belohnung findet. Es ist etwas sehr Wehmüthiges, wenn ein alter Mann in dem Lande, für welches er seinen Körper mit Narben bezeichnet trägt, in seinen schwachen Jahren kümmerlich sein Brot suchen muß. Wenn der Staat nicht alle seine entkräfteten Kriegsleute ernähren kann, so wollen wir, deren Pflichten sie vielleicht mit erfüllt haben, ihnen ihr Loos doch zu erleichtern suchen. Wer nicht sein Vaterland vertheidigen wollte, verdiente nicht ein Vaterland zu haben; und billig wird denjenigen vorzüglich Achtung bewiesen, welche für dasselbe und für die Sicherheit aller ihrer Mitbürger schon mit Muth ihr Leben gewagt haben.

Gott, unser Schutz, gieb Frieden unsern Zeiten,
Und Glück und Heil zu jedem Stand;
Doch ruft die Pflicht, so laß uns muthig streiten
Für unser gutes Vaterland:
Und selbst im Kampf sei mit uns jederzeit
Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

Von den Fehlern und Lastern überhaupt.

So wie die Tugend, und nur die Tugend allein, den Menschen wahrhaft glücklich macht, so kann nur das Laster ganz allein den Menschen wahrhaft elend machen. Die Weisen mögen es nennen Laster, die Richter mögen es nennen Unrecht, die biblischen Sitten-

lehrer mögen es nennen Sünde; es ist Alles eins. Sein verderbliches Wesen ist, daß es Unordnung stiftet, jeden Frieden stört, und die Menschen zu nichtswürdigen, verworfenen Kreaturen macht, alles mögliche Glück untergräbt, die Lasterhaften mit innerlicher Pein quält, und sie und alle um sie her endlich vielleicht ohne Rettung elend macht. Die Sünde ist das Unrecht und der Leute Verderben, sagt die Schrift. Thorheit und Laster sind die Geißeln der Menschheit, sagen die weisen Männer aller Völker. Ungerechtigkeit und Bosheit schaff n alles Unheil auf den Erdboden, sagt der rechtschaffene Verwalter der Gesetze: und Alle sagen die Wahrheit, und die nämliche Wahrheit. Bei den Guten ist der Himmel, und bei den Bösen ist die Hölle. Wenn es also unbezweifelt wahr ist, daß Gutes am Ende nur Gutes, und Böses endlich Böses wirken muß, so sollen wir billig beständig mit der größten Aufmerksamkeit über uns wachen, damit nicht Fehler, üble Gewohnheiten, Unbesonnenheiten und endlich Laster in unserer Seele Wurzel fassen, ohne daß wir daran denken. Obgleich Fehler, Vergehungen und Laster wider unsere Vernunft, und also auch wider unsere Natur sind, so ist es doch so leicht, durch Unbesonnenheit und Mangel der Ueberlegung in manchen Fehler zu gerathen, ohne daß wir es uns bewußt sind, was wir thun. Endlich ist unvermerkt eine schlimme Fertigkeit daraus entstanden, von der wir uns nur mit vieler Anstrengung wieder los machen können. Nenne man dieses Erbsünde, oder Schwachheit, oder Unvollkommenheit; sie ist das Loos jedes endlichen Wesens: und wir sollen mit aller Kraft dagegen kämpfen. Wenn wir sie auch nie ganz austilgen können, weil wir immer endliche Wesen bleiben, so werden wir sie durch Uebung, Aufmerksamkeit und Fertigkeit im Guten doch immer mehr und mehr unterdrücken und sie uns und Andern immer unschädlicher machen. Wenn wir uns im Guten üben, so gewinnen wir nach und nach immer mehr Liebe zu demselben und mehr Fertigkeit da-

rin; eine gute Eigenschaft hilft der andern, eine Tugend bietet der andern die Hand. Vielleicht kostet uns der Anfang Anstrengung und Ueberwindung; aber bald wird sie leicht, dann angenehm, dann wohlthätige Neigung, und endlich Nothwendigkeit unserer Denkart und Handelsweise und unsers Wesens selbst. So auch mit dem Bösen. Anfangs hat der Mensch bei den ersten Versuchungen vielleicht Furcht und Widerwillen, sodann wird er gleichgültig, sodann leichtsinnig und unbesonnen: und endlich ist das Schlimme zur Gewohnheit geworden, in welcher ein Gedankenloser immer weiter geht, bis er am Rande des Verderbens durch den Anblick der entsetzlichsten Gefahr aufgeschreckt wird.

Sobald wir uns fest und unwidersprechlich überzeugen, daß das Gute oder die Tugend endlich unsere Glückseligkeit, daß das Böse oder das Laster endlich unser Elend bewirkt; wie könnten wir dann noch eine Minute zweifelhaft seyn, welchen Entschluß wir auf unser ganzes Leben fassen und festhalten wollen? Meistens straft sich das Laster sogleich selbst, und der Uebertreter trägt sogleich seinen Lohn mit sich: aber wo auch Versteckung und Heuchelei die sichtbaren Folgen desselben weiter hinaus entfernen, da kommen sie endlich desto schrecklicher. Und wie verächtlich und erniedrigend ist es nicht schon, seine Zuflucht zur Verstellung und Heuchelei nehmen zu müssen, und sich in seiner wahren Gestalt nicht zeigen zu dürfen! Endlich wird den Scheinheiligen und Scheinredlichen die Larve zu desto größerer Schande abgezogen, und er steht nackend und bloß da in seiner ganzen Häßlichkeit. Die Klugheit der Bösen wird bald nur zu desto größerer Thorheit: denn nur die Weisheit der Tugend und Redlichkeit, der Wahrheit und Rechtschaffenheit, der Gerechtigkeit und Menschenliebe hält immer fest und bringt ihren Verehrern immer Sicherheit.

Wir haben bisher von einigen der vorzüglichsten Tugenden ge-

sprochen, deren Ausübung zu dem Glück der einzelnen Menschen und der Gesellschaften höchst nöthig oder durchaus unentbehrlich ist. Wir wollen nun auch über einige der gewöhnlichen Fehler und Laster reden, welche das Glück der Menschen zerstören und so manches Unheil auf der Erde anrichten. So wie jene Vorstellung der Tugend uns zur Tugend ermuntern sollte; so muß uns der Anblick dieser Laster von dem Laster zurückschrecken. Es war zwar bei der Betrachtung jeder Tugend sehr leicht, auch das entgegengesetzte Laster kennen zu lernen, um es zu hassen und verabscheuen zu können: da aber diese Laster in einer oder der andern Gestalt überall noch großen Schaden in der Welt anrichten, so wird es nicht überflüssig seyn, von einigen derselben noch etwas mehr zu sagen, damit wir an der Ausrottung derselben desto mehr und thätiger und glücklicher arbeiten mögen.

Von der Gottlosigkeit.

Gottlos nennt man wohl im gemeinen Leben jedes Laster, weil durch jedes der Mensch gewissermaßen Gott lästert, Gottes und seiner Ordnung und seiner ganzen Einrichtung spottet, oder zu erkennen giebt, daß er nicht wahrhaft an ihn glaubt. Aber Gottlosigkeit im engen Verstande ist entweder der gänzliche Mangel des Glaubens an Gott, oder unerhörte Unbesonnenheit in allem, was sich auf Gott, Vorsehung, Religion, Tugend und wahre Würde des Menschen bezieht. Wer ohne Gott ist, ist gottlos, so wie derjenige sinnlos ist, der ohne Sinn ist und handelt. Wer Gottes Allmacht und Weisheit und Güte läugnet, wer seinen Mitmenschen den Trost der Religion, die Hoffnung der Ewigkeit und die Vergeltung der

Thaten rauben will, ist gottlos. Wer über Dinge, die jedem guten Menschen heilig sind, über Wahrheit und Tugend spottet, ist gottlos. Wie schrecklich und entsetzlich muß der Zustand eines Menschen seyn, dem Gott, Vorsehung, Religion, Tugend, Hoffnung der Unsterblichkeit nichts ist: und wie noch schrecklicher, wie noch entsetzlicher muß der Zustand eines Menschen seyn, der Härte, Verderbtheit des Herzens und Bosheit genug hat, auch seinen Mitbrüdern diesen seligen Trost rauben zu wollen! Aber nicht allein das gänzliche Läugnen oder die vermessene Zweifelsucht an der göttlichen Wahrheit der Religion ist gottlos; sondern auch und noch mehr der leichtsinnige, unbesonnene, frevelhafte Mißbrauch dieser göttlichen Lehren. Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen, ist eines der ersten Gebote der weisen Gesetzgebung vom Sinai. Wir schämen uns schon, den Namen unserer Lehrer, unserer Obrigkeiten, unserer Fürsten, ohne Ehrfurcht und mit Geringschätzung zu nennen; und wir sollten nicht voll heiliger Ehrfurcht seyn, wenn wir den Namen des Gottes der Welten nennen, vor dem die Erden Sandkörner und die Sonnen Lichtfunken sind, und der Könige und Bettler in gleicher Wage nach ihrem wirklichen Werth wägt? Das Fluchen ist entweder Bosheit oder Unsinn: verräth entweder Finsterniß des Verstandes oder Verkehrtheit des Herzens, oft auch beides zugleich. Ein Mann, der immer die Wahrheit zu reden gewohnt ist, wie jeder vernünftige Mensch soll, hat nicht nöthig, das, was er spricht, feierlich zu betheuern. Man glaubt seinem Worte; und wenn man diesem nicht glaubt und nicht glauben kann, so glaubt man eben so wenig seinen Schwüren. Flüche und Schwüre zeigen überall einen sehr frevelhaften, rohen, ungebildeten Menschen, und sind für ein vernünftiges Wesen, das die Majestät des Schöpfers und seine eigene Würde fühlt, sehr erniedrigend. Ist es nicht unsinnig, dem Himmel durch seine Ruchlosigkeit und Verwegenheit Trotz bieten zu wollen? Gott ist kein Mensch,

daß er zürne; aber ein Mensch, der so frevelnd denken und reden kann, zeigt schon selbst eine Gemüthsstimmung, die ihn der wahren Glückseligkeit unfähig macht. Wie will der Mensch glücklich seyn, der bei jeder Gelegenheit den Zorn des Himmels auf sich herabruft und böse Geister zu seinem Verderben auffordert? Nicht der Zorn des Himmels, den er herabruft, nicht die bösen Geister, welche er auffordert, bringen ihm Verderben; sondern seine eigene Bosheit, seines Herzens Verstocktheit und seines Geistes Finsterniß. Der Himmel straft immer die Lasterhaften durch ihre eigenen Laster. Der Gottlose wird endlich fürchterlich durch allen Mangel des Trostes, durch die Pein der Seelenangst und zuweilen durch Verzweiflung am Rande des Lebens gestraft. Dem Gottseligen und Tugendhaften ist die Stunde des Todes eine Botschaft der Ruhe und des Friedens; dem Gottlosen und Lasterhaften ist sie eine Folter ohne Linderung, eine unaussprechliche Qual ohne Hoffnung. Selbst die Vernunft hat dann Schiffbruch gelitten und ist unfähig, die letzten Strahlen des Lichtes zu sehen, den letzten Weg zur Rettung und Ruhe zu finden. Es giebt fürchterliche Beispiele dieser Art, die jeden noch der Besinnung fähigen Menschen bei Zeiten abschrekken sollten, der den Weg der Sünder angetreten hat und sich schon dorthin setzet, wo die Spötter sitzen. Jedes Laster kann ein trauriges Ende nehmen; aber das Ende der Gotteslästerer und der Religionsspötter ist das gräßlichste, es mag sie noch die Pein des Gewissens ergreifen oder sie mögen dahinfahren in ihres Herzens Härtigkeit. Manchmal wird der Grund zu diesem schrecklichen Zustande durch jugendlichen Leichtsinn und Mangel eines vernünftigen Unterrichts gelegt. Wie wichtig, wie heilig muß also Aeltern und Erziehern die Pflicht seyn, über das junge Herz und den aufkeimenden Verstand ihrer Kinder und Pfleglinge zu wachen, damit sie sich nicht in diese Irrwege voll tödtlicher Gefahren verlieren. Wie wichtig, wie heilig ist die Pflicht eines jeden Menschen, alle seine

Empfindungen und alle seine Gedanken durch Vernunft und Religion prüfen und leiten zu lernen! Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Wer nicht Gott, seinen Schöpfer und Wohlthäter, ehret, wer die heilige, ewige Wahrheit seiner Religion nicht lebendig fühlt, nicht in derselben seine ganze Glückseligkeit sucht und findet, der wird nie ganz und sicher weise und zufrieden. Möchte Niemand von uns Ursache haben, vor sich selbst zu zittern, wenn er in seinen Busen greift, wenn er die geheimsten Gedanken und Empfindungen seiner Seele untersucht; möchte jeder sich an den Trost der Tugend und der Gottseligkeit halten, so lange es Zeist ist. Wer Gott nicht fürchtet, nicht liebet, als seinen Vater, der fürchtet ihn endlich mit Entsetzen als seinen Richter.

Gott, unser Trost, laß uns von dem Gedanken
An dich, an dich, nie, nie ein Haarbreit wanken;
Laß unser Ohr nie hören Spott der Spötter.
Gott, unser Retter!

Laß unser Herz stets deine Wege wallen,
Und lehr' uns thun nach deinem Wohlgefallen,
Daß hier durchaus im Glück nichts, nichts im Leide
Von dir uns scheide.

Vom Aberglauben.

Der Gottlosigkeit und dem Unglauben ist entgegengesetzt die fromme Schwärmerei und der Aberglaube. Der Unglaube will sich von nichts überzeugen und spottet über Alles; der Aberglaube glaubt zu viel und findet in seiner Schwäche des Verstandes überall Gegenstände der Furcht und Verehrung. Der Unglaube ist

stolz und verwegen; der Aberglaube ist niedrig und kriechend. Die Gestalt des Aberglaubens ist zwar nicht so schrecklich und furchtbar, aber desto trauriger und niederschlagender. Es ist nicht selten der Fall, daß der Mensch vom einen zum andern übergeht: der Abergläubige wird ein Ungläubiger, und so im Gegentheil. Der Ruchlose und Ungläubige hat über Gott und Vorsehung gespottet, hat über Wahrheit und Tugend Hohn gelacht, hat die Lehren von Seligkeit und Verdammniß wie Mährchen behandelt und in seiner kühnen stolzen Unbesonnenheit jeden für einen Schwachkopf gehalten, dem ein Begriff dieser Art heilig war. Auf einmal wird seiner Seele bange, er sinkt oder stürzt herab von seiner Höhe; und wo er vorher nichts sahe, sieht er nun lauter Schreckgestalten und Gespenster. Der Mensch, der ehemals keinen Gott fürchtete, fürchtet nun die thörichte Prophezeihung eines alten Weibes. Der Unglaube ist Verwegenheit des Verstandes in kühner Zweifelsucht; der Aberglaube ist Mangel des Verstandes in blinder Annahme von Träumereien ohne alle vernünftige Gründe. Der Unglaube verwirft mit ruchloser Verwegenheit das Heiligste, worin die Vernunft des Menschen Licht und sein Herz Beruhigung findet: der Aberglaube sieht mit Blödsinn überall Dinge, die er mit der Religion verbindet, ohne daß sie in einiger nahen Verbindung mit ihr ständen. Es ist vielleicht schwer zu entscheiden, ob Unglaube oder Aberglaube mehr Schaden stifte und den vernünftigen Menschen mehr zur Schande gereiche. Der Abergläubige ist beständig ein sehr jämmerlicher Mensch. Seine Begriffe sind eingeschränkt und thöricht: seine Handlungen sind also furchtsam, unbestimmt und ohne Werth. Er unternimmt etwas, nicht weil es Pflicht, nicht weil es gut ist, sondern weil seine Großmutter ohne Gründe es so oder so befohlen hat: er unterläßt etwas nicht, weil es schlecht, gewissenlos und pflichtwidrig ist, sondern weil irgend eine eingebildete Vorbedeutung ihn davon abhält: und so unterläßt er

oft etwas sehr Gutes und thut etwas sehr Schlimmes. Alle Raben und Kauze und Eulen sind ihm Unglücksbringer und Leichenvögel. Jeder Kreuzweg ist für ihn voll Gespenster, und jede Mitternachtstunde eine Geisterwandlung. Er fürchtet sich mehr vor einem quergelegten Besenstiel, als vor Sünde und Hölle; und hat mehr Achtung vor der Wahrsagung einer alten Sibylle, als vor allen zehn Geboten. Ein Hase oder eine Aelster setzen ihn in Angst, und etwas eben so Gleichgültiges erlöset ihn wieder daraus. Der Abergläubige sieht in jedem Irrlicht einen bösen Geist, in jedem Stückchen leuchtenden, faulem Holze einen Drachen; hört in jeder Unke eine Wehklage und hält jede schwarze Katze für eine Hexe. Nichts ist lächerlicher, aber nichts ist oft auch trauriger, als Menschen mit so verkehrtem, schwachem Verstande, welche von den gewöhnlichsten Erscheinungen der Natur in Furcht und Schrekken gesetzt werden. Solchen Leuten ist alles voll Ahnungen; und sobald die Sonne untergeht, tritt die Zeit der Angst und Bangigkeit ein. Solche schwache Menschen sehen in ihrer kranken Einbildungskraft Engel und Teufel herumwandeln: und es ist kein Winkel, kein Hohlweg, kein alter Weidenbaum, den sie nicht mit einem Geiste besetzten. Sie sehen sogleich Krieg und Blutvergießen und Hunger und Pest in einem Nordlichte und ängstigen sich über einen Schatten im Mondschein. Das Herzdrücken von schwerem Blute und den zu reichlichen Mahlzeiten halten sie für den Alp, der in sonderbaren Gestalten die Besessenen quält. Sie halten in ihrer Seelenkrankheit alle diejenigen für leichtsinnig und ruchlos, die ihre frommen, schwärmerischen Thorheiten nicht mit glauben; und fürchten, man wolle ihnen ihren Glauben nehmen, wenn man ihnen nur etwas mehr Erleuchtung und Menschenverstand geben will.

Dieser Aberglaube aller Art, dessen Umfang so groß ist, als die verkehrten Vorstellungen der Menschen mannichfaltig und verschieden sind, herrscht zwar jetzt nicht mehr so auffallend albern

und lächerlich, als ehemals in den noch ganz finstern Zeiten. Aber doch giebt es noch hier und da eine Menge Personen beiderlei Geschlechts, besonders auf dem Lande, die bald über diesen, bald über jenen Punkt ihre eigenen abergläubischen Meinungen haben. Viele bringen dergleichen Vorurtheile mit aus der Kinderkappe, wo man sie in ihrer ersten Jugend damit zu unterhalten, oder auch zu schrecken suchte. Manche Aeltern bedienen sich aus Unüberlegtheit des Mittels, fürchterliche Geschichten des Aberglaubens zu erzählen, um ihre Kleinen in Ruhe zu erhalten, ohne selbst im geringsten daran zu glauben. Aber sie bedenken nicht, was sie thun, daß sie die junge feurige Einbildungskraft der Kinder mit solchen Ungereimtheiten anfüllen, die sie dann nur sehr schwer oder auch wohl nie ganz wieder mit Vernunft herausbringen können. Gewöhnlich wird hier der Grund zu jeder Tugend oder zu jedem Laster gelegt; vorzüglich setzt sich da der Aberglaube und die lächerliche ängstliche Leichtgläubigkeit an vernunftlose Vorurtheile fest. Selten werden die Menschen ganz wieder von allen diesen verkehrten Vorstellungen geheilt und selten kehren sie ganz ruhig zu geläuterten, vernünftigen Begriffen zurück. So wie auf den Unglauben oft Aberglaube folgt, so folgt nicht selten auf den Aberglauben auch Unglaube; wenn der Mensch endlich das Lächerliche und Abgeschmackte seiner alten Meinungen einsieht, und nun in der Unbesonnenheit und der neuen Verwegenheit alles für Falschheit und Betrug hält. So irrt der Mensch sehr oft sehr gefährlich, indem er viel oder zu wenig glaubt, zu viel oder zu wenig redet, zu viel oder zu wenig thut. Gegen den Aberglauben ist kein sichereres Mittel, als entschlossener Gebrauch unserer Vernunft, unbefangene Ueberlegung, freimüthige Untersuchung eines jeden Dinges. Diejenigen, welche den Aberglauben befördern und unterhalten helfen, sei es Aberglaube in der Religion oder im gemeinen Leben, um dadurch die Menschen zu täuschen und ihren eigenen Vortheil daraus zu ziehen, sind immer

schlechte, verächtliche, schändliche Betrüger; sie mögen seyn, von welcher Art Menschen sie wollen. Und alle diejenigen, welche helle, wahre, reine Begriffe verbreiten helfen, sind wahre Freunde und Wohlthäter der Menschen; denn daraus muß immer etwas Gutes und Nützliches entstehen.

Von der Lieblosigkeit.

Es ist nichts gewöhnlicher in der Welt als Klagen. Jeder klagt über irgend etwas, und glaubt in seinem Herzen sehr vielen Grund dazu zu haben. Und diese Klagen treffen meistens die Menschen überhaupt, oder irgend einen Menschen insbesondere. Jeder beklagt sich über den Andern mit Recht oder mit Unrecht, und oft in den bittersten Ausdrücken. Diese Gewohnheit und Geneigtheit zu klagen entsteht freilich oft aus erlittenem oder gesehenem Unrecht, und hat ihren Grund: aber oft entsteht sie doch aus gänzlichem Mangel an christlicher Liebe und Geduld und Nachsicht mit menschlichen Schwachheiten. Jeder ist Mensch und hat gewiß seine Fehler und Schwachheiten, und darf hoffen, daß man diese für nicht mehr als für Fehler und Schwachheiten halten wird. Die Besten sind immer am geneigtesten zu verzeihen und Gutes zu denken. Diejenigen, die wegen ihrer eigenen Fehler die Verzeihung am nöthigsten haben, sind oft die härtesten in Beurtheilung Anderer. Wir nennen dieses Lieblosigkeit, weil es Mangel an Menschenliebe zeigt, von seinem Nächsten immer das Schlimmste zu denken, die schlimmste Auslegung von seinen Reden zu machen und überall die schlimmste Seite von seinen Handlungen aufzusuchen. Wie klein und geringschätzig muß der von dem Menschen denken, welcher ihm

gar keine aufrichtigen, redlichen Gesinnungen, gar keine edlen, uneigennützigen Handlungen zutraut? Er ist selbst ein Mensch; wer soll also von ihm etwas Gutes glauben, wenn er von Andern nichts glaubt? Hat er dieses Mißtrauen aus seinem eigenen Herzen, aus seiner eigenen Seele genommen, so müssen beide von keinem großen Werthe seyn. Ist er durch Erfahrung zu einem so allgemeinen Argwohn verleitet worden, so ist er zwar zu bedauern, aber er ist doch ungerecht und hart und lieblos. Wenn ihn einige beleidiget haben, mit welchem Recht kann er daraus schließen, daß Alle seine Feinde sind? Wenn einige böse waren, mit welchem Recht kann er darum glauben, daß Alle nichts taugen? Und wenn ein Mann lange gelebt und viel erfahren hat, so ist seine Bekanntschaft immer noch sehr klein gegen die Menge Menschen, die er nicht kennt: und selbst in seiner Bekanntschaft kennt er die wenigsten ganz. Der Grund der Lieblosigkeit ist also immer entweder Mißmuth, Schwachheit und Blödsinn, oder Schadenfreude und eigene Bosheit. Ihr sollt Alles zum Besten kehren, lautet das Gebot der Schrift; und die Schrift gebietet immer nur das Gute, Löbliche und Nützliche. Wer Alles zum Schlimmsten kehret, ist schon sehr schlimm, oder in Gefahr es zu werden. Wenn die Menschen auch gleich ziemlich eigennützig sind, wenn sie auch gleich immer vorzüglich auf ihren Vortheil denken, wenn sie auch gleich in ihrer Lage auch manchmal nicht ganz löbliche und gemeinnützige Neigungen haben und sie nähren, so sind sie doch darum nicht sogleich böse. Der Himmel erlaubt es, er will es, daß jeder für sich sorgen soll; dadurch wird viel gearbeitet: und der Zusammenhang ist in der Welt unter allen Menschen so, daß einer nie für sich allein arbeiten kann, sondern auch durch seinen Fleiß das Wohl der Andern selbst wider seinen Willen mit befördern muß. Es ist freilich nicht edel, merklich eigennützig zu seyn: aber wenn die Menschen dabei nur nicht ungerecht sind, so dürfen wir ihnen dieses schon nachsehen.

Wir können nie den Grund und die Ursachen von den Handlungen der Menschen ganz genau einsehen: und da wir dieses nicht können, wie ist es möglich, ganz richtig und unwidersprechlich zu urtheilen, ob die Handlungen wirklich so schlecht sind, als sie zu seyn scheinen? So lange wir nicht ganz gewiß sind, daß ein Mensch durchaus schlecht gehandelt habe, sollen wir immer glauben, es sei möglich, daß er noch gut, wenigstens nur leichtsinnig, wenigstens nicht aus Bosheit gehandelt habe. Durch schlimme Auslegung machen wir nichts besser und richten nur Hader und Groll an. Durch Sanftmuth, Geduld und liebevolle Zurechtweisung wird der Irrende und Leichtsinnige wieder zur Tugend gewonnen: aber durch Bitterkeit und unbarmherzige Mißdeutung wird der Unbesonnene oft vollends zum Bösewicht gemacht. Wer das große Gebot der christlichen Liebe einsieht, fühlt und übt, wird nie in solche Lieblosigkeit verfallen können.

Dadurch wird nicht befohlen, daß wir gegen das offenbare Laster nachgiebig oder gar ohne Einschränkung gütig seyn sollen. Gegen dieses ist vernünftige Strenge nöthig, um den Menschen das Lästerliche des Lasters ganz fühlen zu lassen. Wer zu einem überwiesenen Diebe „guter Freund" und zum Trunkenbolde „lieber Bruder" sagen wollte, würde ihnen schwerlich das Häßliche ihrer Vergehungen so begreiflich machen, als wenn er sich gegen beide mit dem Ernst beträgt, den sie verdienen. Wir sollen nur nicht gleich Bosheit suchen, wo vielleicht nur Leichtsinn ist; nicht Laster und Verbrechen argwöhnen, wo vielleicht nur eine Unbesonnenheit war: wir sollen alles zum Besten kehren. Wir sollen die Fehler des Nächsten nicht ausschreien, sondern sie vielmehr zudecken, damit er ihre nachtheiligen Folgen nicht zu empfindlich spüre: und ihn selbst sollen wir durch Vernunft und Güte von diesen Fehlern zurückzuziehen suchen. Die Geduld und Nachsicht, die wir mit Andern haben, werden alle Andere wieder mit uns haben; denn

Niemand ist fehlerlos. Alsdann werden wir alle wie Brüder, wie gute Kinder einer einzigen großen Familie leben, das Gute doppelt genießen und das Schlimme leicht ertragen

---

Von der Zanksucht.

Der Friedfertigkeit, welche eine der schönsten menschlichen und christlichen Tugenden ist, wird die Zanksucht, eines der schlimmsten Laster, entgegengesetzt. Es giebt Leute, von denen man wohl sagt, daß sie ohne Zank und Streit nicht leben können. Es ist eine unselige Gewohnheit, sich und Andern Unruhe und Verdruß und Aergerniß machen zu müssen. Freilich meinen es dergleichen Leute nicht allemal böse und sind selbst nicht allemal schlimm; aber es läßt sich doch nur sehr schlimm mit ihnen leben. Zorn und Hitze und Eigensinn sind gewöhnlich der Grund eines solchen Betragens. Die Personen selbst, welche diesem Fehler unterworfen sind, werden eben so unglücklich dadurch, als alle diejenigen leiden müssen, welche mit ihnen umgehen. Wenn wir hohe Glückseligkeit nennen wollen, so sagen wir nur Frieden, und nennen die höchste Glückseligkeit in jenem Leben den ewigen Frieden; das Entgegengesetzte des Friedens, Krieg, Hader, Zank und Streit ist also auch das Entgegengesetzte der Glückseligkeit, ist also immer großes Elend. Wer an Hader und Streit Vergnügen findet, ist auf dem Wege der Verdorbenheit und Bosheit schon weit gekommen. Aber die Zanksüchtigen finden eigentlich wohl kein Vergnügen am Zanke, sondern sie sind nur eines so mürrischen, unleidlichen und unverträglichen Wesens, daß die geringste Kleinigkeit, die, wie man sagt, nicht nach ihrem Kopfe geht, ihre Galle reizt und sie in Aergerniß und Bitterkeit oft sehr

laut und qualvoll überströmen läßt. Er ist ein böser Mann, sagt man wohl von einem solchen Manne, nicht als ob er durchaus boshaft wäre, sondern nur weil er in diesem Hauptpunkte des menschlichen Lebens nicht gut ist, und weil es sich in seiner Gesellschaft nur sehr schlimm leben läßt. Die Gesellschaft eines solchen Menschen flieht man mit Recht; er richtet nur Verwirrung und Unheil an. Wohin er kommt, ist sogleich Krieg, er stört jede Freude und verscheucht jedes Vergnügen. Du mußt ihm nicht zu nahe kommen, er ist ein Händelmacher, warnt jeder vor ihm. Sie hat eine böse, schneidende Zunge; jedes Wort, das sie sagt, giebt eine Wunde, spricht man von einem zänkischen Weibe. Wenn vorher die freundschaftliche Fröhlichkeit herrschte, so wird Alles sogleich stumm, wo sie erscheinen, weil Jedermann fürchtet, ihnen durch irgend einen unbewachten Ausdruck Gelegenheit zum Streit zu geben. Der Zanksüchtige findet in jedem Worte Veranlassung zur Mißdeutung; jede Miene ist ihm verdächtig, und sogar das Stillschweigen Anderer kann er nicht vertragen, weil er das Schweigen für Tadel und den Schweigenden für seinen Gegner hält. Wer von Jugend auf durch seine eigenen oder seiner Erzieher Fehler und Vernachlässigung diese unselige Gewohnheit bei sich hat einwurzeln lassen, dem wird es sehr schwer, sich davon loszumachen: aber desto eifriger muß er bemüht seyn, damit es ihm endlich doch gelinge, dieses böse Laster abzulegen. In der Jugend muß jede Tugend aufkeimen; im erwachsenen Alter kostet es überall zehn Mal größere Mühe, einen mit aufgewachsenen Fehler auszurotten. Die Lehre und Religion Jesu zeichnet sich hier besonders aus: sie ist vorzugsweise eine Religion des Friedens und der Sanftmuth, weil diese Tugenden vorzüglich die Glückseligkeit der Menschen in allen ihren Lagen begründen und befördern, so wie die entgegengesetzten Fehler und Laster es untergraben und zerstören. Der Zänker empfindet täglich selbst die unangenehmen Folgen seiner unglücklichen Leidenschaft.

Er sieht, man liebt ihn nicht, und wird dadurch noch bitterer: er sieht, man flieht ihn, und wird dadurch noch mürrischer. Er geräth endlich in Zank mit sich selbst, und wie sollte er mit Andern in Frieden leben können? Möchte keiner unter uns, keiner unserer Freunde und nähern Bekannten so unglücklich seyn, auf diese traurige Weise seine eigene und seiner Brüder Ruhe und Zufriedenheit zu stören!

Von der Spielsucht.

Das Spiel ist das Verderben manches Mannes, und durch ihn mancher Familie, die auf ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtiget war. Spiel an und für sich selbst ist zwar etwas Gleichgültiges; und wenn es den Geist erheitert und den Körper stärket, kann es sogar seinen Nutzen haben. Aber das gilt schwerlich von unsern gewöhnlichen Spielen, am allerwenigsten von dem Kartenspiel. Wenn es Leidenschaft wird, wie es oft der Fall und immer große Gefahr dazu ist, so ist es die verderblichste aller Leidenschaften. Uebungsspiele für Körper und Seele ausgenommen, ist für alle übrigen gar kein vernünftiger Grund vorhanden. Wer verlieren wollte, wäre ein Thor. Wer gewinnen will, handelt nicht ganz ehrlich und rechtschaffen, wenigstens nicht edelmüthig, sein Gegner mag seyn Freund oder Feind. Wer zum Zeitvertreibe spielen will, zeigt, daß er sehr viel Zeit übrig hat, die er sich vertreiben zu müssen glaubt. Unsere Lebenszeit ist aber so kurz und eilend, wir haben während derselben so viele große und wichtige Dinge zu thun; und wir könnten uns diese Zeit noch vertreiben wollen! Uebungsspiele sind gut und zweckmäßig und nützlich für

Knaben und Jünglinge; sie erheitern die Seele und bilden den Körper. Der Mann darf daran immer noch Antheil nehmen, wenn es ihm noch Vergnügen macht, und er der Jugend durch seine Gegenwart und durch seinen Ernst nützen kann. Aber dem Manne ziemt kein Spiel, als das Spiel, welches Erholung gewährt. Bei welchem unserer Spiele kann wohl wahre Erholung der Zweck seyn? Und wenn sie es anfangs wirklich ist, so ist doch große Gefahr, daß bald Nebenabsichten eintreten und endlich zur Hauptsache werden. Keine Gewohnheit setzt sich leichter fest und ist dann hartnäckiger, als die Gewohnheit des Spiels. Jetzt spielt man zur Erholung, dann aus Gewohnheit, dann aus Neigung, dann aus Bedürfniß; es kommt Leidenschaft und Gewinnsucht hinzu: und am Ende wird der Mensch das traurigste Opfer eines Lasters, das anfangs bloß Leichtsinn und Unbesonnenheit gewesen war. Wenn die Reichen Thoren genug sind, ihr Vermögen und ihre Zeit, weil sie von beiden zu viel haben, so unbegreiflich zu verschwenden: so werden sie oft auch bitter genug dafür bestraft. Wenn aber wir Landleute, die wir in unserer Lage jeden Groschen haushälterisch zu Rathe zu nehmen Ursache haben, so sinnlos handeln; so wird das, was sonst nur ein Fehler gewesen wäre, ein Verbrechen. Giebt es nicht zuweilen auch auf dem Lande Väter, die in dem Wirthshause ganze Tage an die Karte geheftet sitzen, ihre Geschäfte und Arbeiten, und alle ihre Pflichten und ihre ganze Familie darüber vergessen, und gewissenlos Zeit und Geld verschleudern? Das Weib eines solchen Mannes sitzt vielleicht trostlos zu Hause und weint: die Kinder fragen die Mutter, warum sie weinet, und ihre Gutmüthigkeit kann den Vater in der Traurigkeit ihres Schmerzes doch nicht bei seinen Kindern verklagen, um das Uebel nicht noch unheilbarer zu machen. Unverantwortlich ist es, diejenigen Mittel, womit er sich und seine Familie erhalten sollte und vielleicht Andern noch wohlthun könnte,

nichtswürdig im Spiele wegzuwerfen: aber grausam und unmenschlich ist es, durch dieses schreckliche Laster diejenigen Personen, denen er Nahrung und Unterhalt schuldig ist, in Mangel und Armuth und Elend zu stürzen. Und wie oft ist dieses nicht der Fall! Schulden sollen bezahlt, das Haus soll versorgt werden; und der Hausvater wirft seinen Verdienst, oder gar nach und nach sein väterliches Vermögen auf einen Kartenteller. Angst und Elend folgt dem Verluste. Und gesetzt, er gewinnt, so bringt er vielleicht Andere in die nämliche Lage, in welche er selbst hätte gerathen können. Ein Anderer klagt dann vielleicht mit Bitterkeit über ihn, wie er bei dem Verluste über den Andern würde geklagt haben. Er ist ein Spieler, ist schon eines der schlimmsten Zeugnisse, das man einem Manne geben kann, der eine Familie zu versorgen hat und Ordnung und Genauigkeit in seinen Geschäften haben soll. Wie Mancher fing mit dem Spiele an, schritt dann aus Noth zu Untreue und Betrug, ward Dieb und Verräther des anvertrauten Gutes, verlor Ehre und jede Aussicht auf Glück des Lebens, und zog seine ganze unschuldige Familie mit sich in seine Schande und in sein Verderben. Unglaublich wäre es, wenn wir nicht manche Beispiele hätten, daß Menschen so ganz sinnlos und ohne alle vernünftige Ueberlegung handeln könnten, ihre Zeit und ihr Geld zu verwüsten, während ihre Kinder halbnackt gehen und kaum Brot zu essen haben. Mit welchem Gefühl muß ein solcher Mann nach einem verschwendeten Abend und nach erlittenem, schwerem Verluste, müde und mürrisch, halb bewußtlos in sein Haus zurückgehen! Und mit welcher Empfindung diejenigen ansehen, deren Stütze und Ernährer er seyn sollte, und denen er nun Unglücksstifter und Verderber ist! Wie Mancher scheint heute den völligen, ernstlichen Vorsatz gefaßt zu haben, nie wieder zu spielen; und morgen vergißt er über eine Kartenfigur jede vernünftige Ueberlegung, und eilt dem neuen Un-

glück zu, das ihn endlich an den Rand des Verderbens führt. Möchte ein Jeder von uns dieses unselige Laster in seinem Keim ersticken, damit es nicht emporwachse, wo es dann nur mit großem Kampfe ausgerottet werden kann.

Vom Trunke.

Mit dem Spiele ist ein gleich verhaßtes Laster der Trunk; und beide gehen oft zusammen, und machen verbunden desto unglücklicher, je mehr die Trunkenheit dem Menschen seine helle Besinnung raubt und ihn dann den Gefahren des Spiels noch mehr blosstellt. Der Trunk ist eine Leidenschaft, die dem Menschen alle seine Würde nimmt, ihn zur Zeit ihrer Herrschaft fast bis unter das Vieh herabsetzt, und nach und nach alle edeln Fähigkeiten, alle tugendhaften und gemeinnützigen Entschlüsse und Gewohnheiten erstickt. Es mag vielleicht wahr seyn, daß der Gebrauch geistiger Getränke und besonders des bei uns leider so sehr herrschenden Branntweins in manchen Fällen dann und wann bei gewissem Wetter Stärkung und Arznei ist: aber es ist auch eben so wahr und von den angesehensten Aerzten bewiesen, daß er in den meisten Fällen ein schädliches Gift wird. Der Wein ist in unseren Gegenden für uns Landleute eben wegen seiner Seltenheit so schädlich nicht, und also nicht so sehr zu fürchten; aber in den Weinländern richtet er durch den übermäßigen Genuß eben so viel Unheil an, als an andern Orten gebrannte Getränke. Der Wein soll das Herz des Menschen erfreuen; aber viele Menschen ersäufen Kopf und Herz in seinem gefährlichen Zauber. Jedes Getränke, welches merklich berauscht, ist der Gesundheit schädlich, und vernünftige Menschen

müssen sich davor hüten. Der Trunk ist anfangs eben so verführerisch, als er nachher, wenn die Gewohnheit höher steigt, oder vielmehr tiefer sinkt, häßlich und abscheulich ist. Erst wird der Trinker lustig, dann ausgelassen, sodann berauscht, sodann betrunken und endlich gar besoffen. Man darf nur einen Menschen in einem solchen traurigen Zustande erblicken, um die ganze Häßlichkeit dieses Lasters sogleich zu fühlen.

Die Füße wanken, der Kopf taumelt, die Zunge stammelt, kein Glied hält fest; und der Mensch hat nicht allein keine Seelenkräfte mehr, sondern auch nicht einmal das Leben eines Thieres. Ein besoffener Mensch ist nicht einmal mehr dem Thiere gleich; er ist weit unter das Thier herabgesunken. Kein Thier überschreitet das natürliche Maß seines Futters; und der Mensch, der Vernunft hat, handelt oft so unvernünftig, daß er Seele und Leib durch das Uebermaß des Genusses erstickt. Während der Trunkenheit ist der Mensch zu allen übrigen Lastern fähig; denn er hat keine Besinnung, er hat keine Vernunft und keinen Willen mehr. Er ist sodann ganz nur das, was der Zufall aus ihm macht, oder wozu ihn Andere brauchen wollen. Ist es nicht höchst erniedrigend für einen Menschen, wenn man von ihm sagt, man muß es ihm nicht zurechnen, er hat es im Trunke gethan! Das heißt so viel, man kann es ihm nicht zurechnen, denn der Mensch war damals kein Mensch: denn dem vernünftigen Menschen kann, darf und muß man beständig zurechnen, was er redet und thut; dafür ist er eben Mensch, hat Vernunft und kennt die Verbindlichkeit zur Pflicht. Die alten Spartaner, eine Nation, die sonst strenge auf Tugend und gute Sitten hielt, erlaubten nur dann und wann ihren Knechten und Sklaven, sich zu betrinken, damit ihre Freien und Kinder durch solche häßliche Beispiele von dem Laster selbst abgeschreckt würden. Dieses zeigt von ihrem Haß gegen das Laster: aber das Mittel ist mehr grausam und tyrannisch, als menschenfreundlich, da man dem

Einen erlaubt lasterhaft zu seyn, damit die Andern dadurch gewarnt werden. Wenn ein betrunkener Mann ein häßliches Bild ist, so ist ein betrunkenes Weib die ekelhafteste, abscheulichste Erscheinung. Die vorzüglichsten Tugenden des Weibes sind Sittsamkeit und Schamhaftigkeit; und was kann wohl denselben mehr entgegengesetzt seyn, als die Wildheit, Ausgelassenheit und Unverschämtheit des Trunks, wo jedes feine Gefühl des Anstandes verschwindet und alle Eingezogenheit und Züchtigkeit aufhöret? Ein betrunkener Mann ist leider oft mit Recht ein Spott der Knaben; aber ein betrunkenes Weib ist das schlechteste, weggeworfenste Geschöpf unter allen vernünftigen und fast auch unter allen unvernünftigen Geschöpfen. Wenn man überhaupt das Laster immer nur in der Nähe zu sehen braucht, um es niedrig und nichtswürdig zu finden; so ist der Anblick dieses Lasters schon so abschreckend und abscheulich, daß man sich wundern muß, daß es noch so häufig angetroffen wird. Möchte nur Jeder von uns die erste Gelegenheit fliehen, wo er nach und nach in eine so schändliche Gewohnheit fallen kann: und Jeder, über den sie schon vielleicht einige Herrschaft gewonnen hat, mit allen Kräften arbeiten, sich derselben zu entziehen.

Vom Neide und vom Haß.

Es giebt Laster, welche man nur gewöhnlich vorzugsweise recht schwarze Laster zu nennen pflegt, weil sie eine wahre Brandmarke des Menschen sind, der ihnen unterworfen ist: und von diesen sind die schwärzesten der Neid und der Haß. Von allen übrigen Lastern war in ihrem Anfange irgend ein Grund und eine Ursache vorhanden, die nicht so böse, oder wohl gar gut war, und nur mit der Zeit

durch Verirrung schändlich wurde: aber von dem Neide und dem Hasse ist durchaus kein guter, oder nur gleichgültiger Grund aufzufinden: ihre tiefste Ursache ist Bosheit des Herzens. Keine Laster zeigen mehr von der Verdorbenheit der Seele, als diese; keine Laster peinigen mehr diejenigen, die sie an sich haben, und die ganze Gesellschaft, welche mit Lasterhaften dieser Art umgehen muß. Haß ist so erzböse, daß man nach ihm gewöhnlich alles Böse häßlich nennt. Der Haß ist die fürchterlichste, unmenschlichste Erscheinung in einer menschlichen Seele, die peinlichste Empfindung für den Besitzer selbst, und von der schrecklichsten Wirkung für die Person, welche gehaßt wird. Nichts verdient Haß in der Welt, als die reine, vollkommene Bosheit; und wie können wir, die wir nicht allwissend sind, die wir nur sehr wenig von den Herzen der Andern und von ihren Bewegungsgründen zu erfahren im Stande sind, wie können wir wissen, ob und wo der Mensch völlig böse denkt und handelt? Haß und Neid können durchaus in keiner guten Seele wohnen. Daher sucht auch unsere heilige Religion, die göttliche Lehre Christi, mit allen Kräften diesen bösartigen Lastern entgegenzuarbeiten, so sehr, daß ihr Hauptgebot in dem Gegensatze derselben, in Liebe und Wohlwollen besteht. In diesem Artikel zeigt sich die göttliche Erhabenheit derselben über alle anderen Sittenlehrer, die jemals in der Welt gehört wurden; sie will allgemeine, wirksame, wohlthätige Menschenliebe einführen und befestigen, und allen Haß und alle Bosheit ausrotten. In den heiligen Büchern spricht der Stifter nicht allein: „Liebet euern Nächsten, wie euch selbst!“ sondern er spricht auch: „Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen und beleidigen und verfolgen, auf daß ihr würdige Kinder eueres himmlischen Vaters seid!“ Wenn wir also selbst unsere Feinde und Verfolger noch als Menschen achten und lieben sollen; wie schrecklich ist es, diejenigen zu hassen, von denen wir nicht einmal gewiß wissen, ob sie unsere Feinde sind; wie abscheulich, selbst

diejenigen zu hassen, von denen es sogar wahrscheinlich ist, daß sie unsere Freunde sind!

So Jemand spricht: ich liebe Gott,
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott,
Und reißt sie ganz darnieder;
Gott ist die Lieb' und will, daß ich
Den Nächsten liebe gleich wie mich.

Es ist freilich schwer, gegen diejenigen noch gut und freundschaftlich gesinnt zu bleiben, von denen wir überzeugt sind, daß sie uns auf alle Weise übel wollen, auf alle Weise zu schaden suchen, auf alle Weise an unserm Unglück arbeiten; aber es ist auch dieses die höchste, größte Pflicht des Menschen, deren Erfüllung ihm eine Würde giebt, die ihn über alles Irdische erhebt. Du sollst deinem Bruder verzeihen des Tages siebenmal; nein, nicht bloß siebenmal, sondern siebenmal siebenmal; das heißt, es soll kein Groll, kein Haß sich in deiner Seele festsetzen, sondern in deinem Gemüthe sollen immer Friedfertigkeit und Sanftmuth herrschen; du sollt immer und ohne Ausnahme leutselig, freundschaftlich und gütig gegen deinen Nächsten handeln, wenn er dich auch noch so sehr und noch so oft beleidigt hätte. Vielleicht sammelst du dadurch doch endlich feurige Kohlen auf sein Haupt, rührst ihn zur Besserung, zur Menschlichkeit, zur christlichen Bruderliebe und machst ihn zu deinem wahren beständigen Freunde. Der Haß entsteht oft aus dem Neid; der Neid aus dem Geize; und so sagt die biblische Lehre auch hier mit Recht: der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels; denn welches Uebel und Unglück entspringt nicht aus dem Hasse und dem Neide? Die Tugend wird nicht allein erstickt, sondern alle Laster werden dadurch fortgepflanzt und genährt. Neid und Mißgunst sind so schwarze Flecken in einem Menschen, daß wir uns schämen, sie noch mensch-

lich zu nennen. Er ist neidisch wie ein Hund, sagt man, um das Niederträchtige und ganz Hassenswürdige dieses Lasters auszudrücken. Es ist unsinnig und unvernünftig, sich peinlich darüber zu quälen, daß Andere mehr Güter des Glücks und mehr Vorzüge des Geistes und Körpers besitzen, als wir. Der Schelsüchtige, der mit mißvergnügtem, gierigem Auge nach dem Glücke des Andern blickt, verliert eben darüber den Genuß, den er von seinem eigenen haben könnte, und giebt allen, die ihn kennen und betrachten, das häßliche Bild einer schlechten Seele.

Von dem Neide muß aber unterschieden werden der edle Eifer, es Andern gleich oder zuvor zu thun, auf eine löbliche Weise sich die nämlichen Vorzüge des Geistes und des Körpers oder die nämlichen Güter des Glücks zu erwerben. Dieser Eifer ist eine sehr empfehlenswerthe Eigenschaft und der Sporn zu manchem guten Entschlusse, der Antrieb zur Beharrlichkeit und Standhaftigkeit in Ausführung desselben. Nacheiferung und Wetteifer ziemen den Besten und haben manches Gemeinnützige bewirkt. Wenn diese Nacheiferung aber in Aengstlichkeit, bange Sorge und peinliche Rücksicht auf Andere ausartet, so kann vielleicht Schelsucht und Neid am Ende daraus entstehen. Mit beständiger Aufmerksamkeit sollen wir also über alle unsere Triebe, auch über die besten, strenge wachen, damit sie nicht durch Unachtsamkeit in üble Eigenschaften übergehen; damit die Sparsamkeit nicht Geiz, die Vorsichtigkeit nicht Mißtrauen, die Klugheit nicht künstliche Verstellung, die Nacheiferung nicht Neid werde. Das Uebermaß jeder guten Eigenschaft tritt in eine schlimme über; und die guten dienen sodann wegen des äußern Scheins den schlimmen oft zum Deckmantel. So will der Tollkühne für muthig, der Harte und Grausame für gerecht, der Ausgelassene für frohgesinnt, der Verschwender für großmüthig und freigebig gehalten werden, und so weiter. Haß und Groll wollen Eifer für Tugend und Gerechtigkeit scheinen; und jedes Laster ver-

steckt sich unter dem Namen einer Tugend, die in der äußerlichen Erscheinung nur etwas Aehnliches hat.

Von der Unkeuschheit.

Es ist eine fast allgemeine Klage, daß Sittsamkeit und stille, eingezogene Lebensart, Unschuld und Unbefangenheit immer mehr und mehr abnehmen. Diese Klage mag nun jetzt mehr oder weniger als sonst gegründet seyn, so zeigt sich doch, wie allgemein man das Laster zu verabscheuen Ursache hat, welches aus der Vernachlässigung und Verachtung jener liebenswürdigen Tugenden entstehet. Die Zügellosigkeit der Sitten und die Unkeuschheit beider Geschlechter ist allerdings ein Uebel, das in der menschlichen Gesellschaft unbeschreiblichen Schaden anrichtet. Die Unkeuschheit mag sich noch so sehr unter die feinen Namen der Mode verstecken, sie richtet mit ihrem Wesen immer viel Unheil an. Sie verdirbt Seele und Körper, macht zur emsigen, strengen Erfüllung aller übrigen Pflichten lässig und unthätig; sie tödtet den Geist aller wahren Freude, und bringt oft endlich die Verführten an den Rand des Verderbens, wo sie keine hülfreiche Hand mehr retten kann, und wo sie oft die Verzweiflung ergreift. Von allen Seiten betrachtet, ist die unordentliche Wollust und Ausschweifung der Geschlechter eine Quelle unendlicher Leiden, und für einige Augenblicke unbesonnener Lust bezahlt man oft mit einem ganzen Leben voll Angst und Vorwürfe, voll Reue und Gewissensbisse. Wenn die Seele einmal dem unglücklichen Hange nachgegeben hat, so wird es ihr schwer, sich wieder los zu winden; und die Bilder der Verführung drängen sich beständig mit neuem Reize wieder ein. Ist es nicht niedrig

und unwürdig, die unsterbliche Seele zur schwachen, ohnmächtigen Sklavin eines irdischen, grobsinnlichen Triebes zu machen? Und ist es nicht höchst weggeworfen, durch diese Sklaverei so den schönen Körper, den uns die Natur gegeben hat, bis zur Zerrüttung zu mißbrauchen und endlich vielleicht jämmerlich zu zerstören? Aber wenn auch dieses traurige, schreckliche Ende nicht allemal erfolgt, welches Glück der Erde wird nicht dadurch zertrümmert! Wie manche vernichten sich selbst alle Aussicht auf häusliche Zufriedenheit und allen Segen, den ihnen eine eheliche Verbindung versprechen könnte. Wie mancher vergiftet das Glück und die Ruhe einer würdigen Familie und bringt Jammer dahin, wo vorher schuldlose Freude herrschte. Wie manche junge, liebenswürdige Person wird dadurch das Opfer der Lockung und Verführung, und vertrauert sodann ihr freudenloses Leben in untröstlicher Einsamkeit. Die Wollust der groben Sinnlichkeit tödtet die reine Liebe, welche den Menschen edler, besser und glückseliger macht. Selbst die reine, edle Leidenschaft ist oft gefährlich; aber die verächtliche Ausartung derselben, die grobe Ausschweifung, ist immer Verderben für Viele. Mit Aufmerksamkeit und Ernst sollen alle Hausväter und Hausmütter über Sittsamkeit wachen und klug und weise alles zu entfernen suchen, was Leichtsinn über einen so wichtigen, den Menschen so heiligen Gegenstand verbreiten kann. Unwissenheit in Lastern ist große Weisheit; bei keinem Laster, das unter den Menschen angetroffen wird, ist diese Wahrheit so einleuchtend, als bei diesem. Ueber keinen Punkt im menschlichen Leben sollte länger unbefangene Unwissenheit und Unerfahrenheit, und bei nothwendig eintretender Kenntniß mehr Ernst und Gefühl der Menschenwürde herrschen. Das Wohl des Einzelnen und der ganzen menschlichen Gesellschaft beruht darauf. Es ist eine unselige Wissenschaft, wenn unsere jungen Leute hierin vielleicht zehn Jahre früher wissen, als ehemals; und es gehört zur Veredlung der menschlichen Natur und ihres

Glücks, die Zeit der Erfahrung nicht zu früh kommen zu lassen. Väter müssen sodann väterliche Rathgeber seyn, damit diese Erfahrung nicht zu theuer, nicht vielleicht auf Kosten der Wohlfahrt des ganzen Lebens erhalten werde. Ehrfurcht den Kindern! sagt ein altes, weises Gesetz der Heiden; und wir dürfen uns nicht schämen ihnen nachzuahmen, wo sie wirklich weise waren. Ehrfurcht den Kindern also vorzüglich in dieser Rücksicht, daß kein leichtsinniges Wort ihre jungen Herzen, kein üppiges Bild ihre jungen Seelen verderbe. Nichts muß in dem Menschen mit mehr Vorsichtigkeit bemerkt, mit mehr Zärtlichkeit behandelt und geleitet werden, als der erwachende Trieb des Geschlechts, wenn er seiner wohlthätigen Wirkung nicht verfehlen und nicht anstatt des Glücks, das er bewirken kann, großes Unheil stiften soll. Wenn überall die Betrachtung von Beispielen und Menschen, die sie durch Unbesonnenheit und Laster unglücklich gemacht haben, nützlich ist, so ist sie es gewiß vorzüglich hier. Wenn dieses Laster auch unter uns nicht so fürchterlich wüthet, als vielleicht in großen Städten, so wird doch auch hier und da viel Ruhe dadurch gestört und viel Elend gestiftet. Welche entsetzliche Folgen hat es auch zuweilen auf dem Lande! Die Erfahrung hat schon oft schreckliche Beispiele gezeigt und zeigt sie leider noch immer. Eine junge Person, die wahrscheinlich ein sehr glückliches Leben hätte hoffen können, verfällt in Sittenlosigkeit und Unzucht, in Mangel und Schande; von Unordnung zu Unordnung in Schamlosigkeit, Betrug und Dieberei: Angst und Verzweiflung erstickt sodann in einer unseligen Minute Menschengefühl und Besinnung; sie wird Mörderin ihres eigenen Kindes und endet mit unsäglicher Qual der Seele ihr Leben durch das Gesetz auf dem Rabensteine. Welche Folter muß dann in dem Herzen eines Mannes seyn, der auf irgend eine Weise zu dem Schicksal einer solchen Unglücklichen mit beigetragen hat. Wenn auch das Ende nicht immer so ganz entsetzlich und schrecklich ist, so ist doch das Elend nicht zu

berechnen, das durch die Herrschaft dieses Lasters unter den Menschen entstehet. Vieles wird gesehen, und Manches nagt geheim, aber desto tiefer und qualvoller an der Ruhe der Verführten.

Wie mancher büßt für Augenblicke
Mit seines Lebens ganzem Glücke,
Und wünschte die Erinn'rung gern
Mit blut'gen Thränen aus dem Leben!
Umsonst, der Reue Bilder schweben
Am Abendroth und um den Morgenstern.

Mit Seelenangst und ohne Schlummer
Ringt trostlos oft mit tiefem Kummer
Ein Opfer um verlorne Ruh',
Und schließt nach wenig trüben Tagen
Mit schweren halbgebrochnen Klagen
Ihr Auge nur zum Schlaf im Grabe zu.

Vom Stehlen.

Es ist ganz gewiß, daß Gerechtigkeit die Grundlage zum Glücke jeder Gesellschaft ist. Die Gerechtigkeit will, daß Jeder das Seinige habe und behalte und benutze, wie es ihm gut dünkt; und wer auf irgend eine Weise das Eigenthum des Andern anzutasten sucht, will die festeste Stütze des Wohlseyns der ganzen Gesellschaft niederreißen. Geiz und Begierlichkeit ist oft die Wurzel aller übrigen Fehler, Laster und Verbrechen, die in dieser Rücksicht die Sicherheit und Ruhe der Menschen stören. Geiz erzeugt Habsucht und Mißgunst. Mißgunst führt zum Betruge. Wer einmal den Anfang auf dem Wege des Bösen gemacht hat, geht vom Betruge bald

fort zum Stehlen. Der Dieb wird bald ein Räuber, der Räuber ein Mörder. Wenn er es anfangs auch wirklich nicht gewollt hat, so zieht ihn immer eine Verlegenheit und eine Unbesonnenheit in die andere. Ein Dieb kommt nicht nur, daß er stehle, steht in der Schrift, sondern auch, daß er würge und umbringe. So geht der Mensch oft von einem kleinen Fehler zu einem großen, von dem Leichtsinne zum Laster, von dem Laster zum Verbrechen fort.

In der Jugend, ehe die Kinder nachdenken und überlegen können, wurzelt oft schon die unglückselige Neigung und wächst zu einer fürchterlichen Stärke, wenn Aeltern nicht mit äußerster Wachsamkeit und Strenge sie auszurotten suchen. Freilich muß der Vater selbst ehrlich seyn, wenn er den Sohn ehrlich erziehen will; und die Lehren würden hier wie überall nichts fruchten, wenn der Knabe im Beispiel des Vaters das Gegentheil von seinen Worten und Ermahnungen sähe. Das Exempel der Aeltern ist durchaus die wirksamste Lehre; und vorzüglich hier. Mit aller Behutsamkeit, mit der unermüdetsten Aufmerksamkeit müssen also Väter über einen so großen, so wichtigen Punkt wachen. Wie mancher hat sein Leben durch den Strick am Hochgericht geendigt, zu dessen Verbrechen der erste Grund in der Jugend durch Vernachlässigung der frühen, strengen Bestrafung gelegt wurde. Der Knabe, welcher jetzt einen Garten plündert, kann einst ein Haus erbrechen; der jetzt eine kleine Münze stiehlt, einst einen Geldsack rauben. Der Mensch wächst stufenweise im Laster wie in der Tugend, nachdem er sich in dem einen oder in der andern übt. Wenn ihn in der Jugend strenge Lehre und die Ruthe nicht ziehet, arbeitet vielleicht einst das Zuchthaus umsonst an seiner Besserung, und er läuft unaufhaltsam seinem Verderben entgegen, ist der Wegwurf und die Schande aller seiner Verwandten und die Pest der ganzen Gegend. Es ist traurig, daß vorzüglich dieses Laster der Dieberei noch sehr

in der Welt herrscht, da doch die Abscheulichkeit desselben so deutlich einleuchtet und es so ganz aller menschlichen Ordnung zuwider ist. Es ist nichts schändlicher und niederträchtiger, als wenn man von Jemand sagt: er ist ein Dieb! Und doch sind der Diebe in allen Gestalten noch so viele! Man nennt das eine goldne Zeit, wo man nicht nöthig hatte, Riegel und Schlösser vor sein Eigenthum zu legen, wo Mauern und Zäune nur gegen unvernünftige Thiere waren: wie soll man aber die Zeit nennen, wo kein Schloß stark genug, keine Mauer hoch und fest genug gegen die Menschen seyn kann? Jeder sollte nicht allein selbst ehrlich und rechtschaffen seyn, sondern auch dafür sorgen helfen, daß es alle seine Nachbarn und Bekannte seien. Es bringt einer ganzen Gesellschaft keine Ehre, wenn ein Mitglied aus derselben so ganz schlecht, so ganz weggeworfen ist. Der Geist der Ehrlichkeit und Redlichkeit und Rechtschaffenheit muß immer mehr und mehr athmen und Kraft gewinnen, daß jede Lüge, jeder Betrug im Keime erstickt werde, und man von den groben Vergehungen und Lastern nicht mehr höre. Nicht die Schande, sondern das Laster muß man fürchten und fliehen und ausrotten; das Laster, welches die Schande nach sich zieht. Der Dieb ist ein Dieb und ein Bösewicht, wenn er auch nicht entdeckt wird; so wie jeder Lasterhafte lasterhaft ist, wenn auch die Welt nichts davon erfährt. Alle Gesinnungen und Grundsätze sollen wir zu vertilgen suchen, die uns gegen Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit gleichgültig machen könnten. Der Finder ist nicht eher rechtmäßiger Besitzer des Gefundenen, als bis er wiederholt ohne Erfolg alle Mittel angewendet hat, den wahren Eigenthümer ausfindig zu machen. Nur durch seinen Fleiß findet der Mensch auf eine ehrenvolle Weise. Man pflegt wohl leichtsinnig genug zu sagen: Ehrlich seyn bringt wenig ein! Wenn dieses wahr wäre, so wäre unsere Zeit eine sehr böse Zeit; das heißt, die Menschen wären durchaus sehr schlecht. Aber es ist nicht wahr: am Ende währt ehrlich

doch am längsten; und Ehrlich seyn bringt immer ein. Die Menschen sind nie so schlecht, daß sie nicht Redlichkeit und Rechtschaffenheit zu schätzen wüßten, auch wenn sie selbst keine besitzen. Auch die Lasterhaftesten haben vor den Tugendhaften eine Achtung, deren sie sich nicht erwehren können. Was durch Untreue und Betrug, oder gar durch Dieberei und Raub gewonnen wird, ist nie Gewinn, sondern immer Verlust. Unrecht Gut gedeihet nicht; wie gewonnen, so zerronnen. Es kommt selten auf die Erben, und brennt oft auf der Seele. Kein Betrüger kann zuversichtlich dem ehrlichen Mann ins Auge sehen; und kein Dieb kann ganz sicher und ruhig eine vergnügte Mahlzeit essen. Es soll so seyn; die Gottlosen sollen keine Ruhe haben: denn Ruhe und innerliche Zufriedenheit der Seele ist nur und soll nur das Loos der Gerechten und Tugendhaften seyn.

Eine der gewöhnlichsten Ursachen dieser schändlichen Gewohnheit ist auch die Faulheit. Wer von Jugend auf dem Müßiggang gefröhnet hat, wem Arbeit und Geschäfte Last und Plage sind, der kann sehr leicht in Versuchung kommen, ohne diese Mühe sich von der Arbeit der Andern nähren zu wollen. Der Lohn des Faulen muß Mangel seyn. Diesem Mangel will er abhelfen, ohne seine Faulheit aufzugeben: er greift also gedankenlos zu, wo er nur einige Sicherheit zu sehen glaubt. So wird der Taugenichts ein Bösewicht, der Bösewicht ein Verbrecher; und wenn der Verbrecher auch der Strafe des bürgerlichen Gerichts entgeht, so ist er doch nur desto mehr ein Verbrecher. Gott, welcher Herzen und Nieren prüfet, und alles Verborgene siehet, wird endlich fürchterlich recht richten, wird ihm geben sein Theil hier oder dort.

Von der Verstellung.

Die folgenden übeln Eigenschaften, nämlich Verstellung, Schmeichelei, Stolz und Grobheit, sind zwar unmittelbar von keiner so schrecklichen Wirkung, als die bisher erwähnten Laster: sind aber doch immer die Zeichen kleiner und furchtsamer Seelen, oder anmaßlicher und übermüthiger Menschen, und auf alle Weise sowohl Folge als Ursache mancher Vergehungen. Der Mensch, welcher sich nicht zeigen darf, wie er ist, ist schwerlich, wie er seyn soll, ist schwerlich gut; die Tugend und Wahrheit und Rechtschaffenheit brauchen nie das Licht zu scheuen. Verstellung zeigt immer entweder Bosheit oder wenigstens Schwachheit und übertriebene Aengstlichkeit an. Was man durch Verstellung gewinnt, gewinnt man nie auf eine ehrenvolle Weise und fast immer mit Unrecht. Jede Verstellung ist Anfang zum Betrug: und es wird dem Versteckten und dem Heuchler nicht schwer, bald grober Betrüger zu werden. Beispiele, daß es geschehen ist, sind nicht selten. Wenn auch die Klugheit zuweilen erfordert, nicht unsere ganze Gesinnung sehen zu lassen; so ist es doch auf keine Weise ehrlich und gut, das Gegentheil von unsern wahren Gesinnungen zu zeigen. Nur dann will die Klugheit, daß wir in der Aeußerung unserer eigentlichen Meinung vorsichtig seyn sollen, wenn wir gewiß wissen oder höchst wahrscheinlich vermuthen können, daß Andere sie zu unserm oder Anderer Nachtheil gewissenlos mißbrauchen werden. Sonst ist Offenheit, Unbefangenheit und Wahrhaftigkeit überall das Zeichen eines guten, redlichen Gemüths. Es ist nichts Falsches in ihm, sagt man dann zum Ruhme eines solchen Menschen: und, er ist ein versteckter, heimtückischer Mensch, spricht man von einem Manne, der niemals seine wahre Meinung herausgiebt. Meistentheils geschieht es deßwegen, weil man Ursache hat, sich zu fürchten. Mancher

Mann will sich nicht in seinem Hause sehen lassen, weil nur Unordnung oder noch etwas Schlimmeres darin herrscht. So will der Verstellte sich nicht ins Herz sehen lassen, weil man nichts Gutes darin entdecken würde. Es ist immer ein großes Lob, wenn man von Jemand sagt: er kann sich gar nicht verstellen, auch wenn er eine kurze Verstellung zu einer löblichen Absicht brauchen wollte. Man will Jemand mit einer Freude überraschen, kann sich aber kaum halten, ihm die Freude sogleich mitzutheilen. Derjenige freut sich unstreitig am lebhaftesten mit, der seine Empfindungen am ersten verräth. Manchen Menschen ist es zur Gewohnheit geworden, immer etwas anders zu scheinen als sie sind; und eben deßwegen weiß man endlich nicht, was sie wirklich sind. Nur so viel kann man aus allem zusammen abnehmen, daß sie nicht ganz gut seyn können. Denn wer immer nöthig hat, etwas anders vorzugeben, als wirklich ist, der muß mit sich selbst zufrieden zu seyn gar nicht Ursache haben. Wenn aber Jemand durch seine Verstecktheit Andere in Unglück bringen, oder nur von ihrer Gutmüthigkeit auf eine künstliche Weise Vortheil ziehen will, so ist ein solcher Mensch nicht besser, als ein feiner Betrüger. Wer eine Larve trägt, muß sich seines Gesichts schämen oder damit nicht sicher seyn. Der Mann von Tugend und Rechtschaffenheit zeigt sich getrost, wie er ist.

Von der Schmeichelei.

Verstellung und Schmeichelei sind so nahe mit einander verwandt, entspringen so oft eine aus der andern, daß man selten eine ohne die andere antrifft. Schmeichelei ist fast nie ohne Verstellungskunst, weil es in ihrem Wesen liegt, daß sie niemals ganz die

Wahrheit sagen kann. Schmeichelei ist, wenn man Jemandem erdichtete oder übertriebene Vorzüge beilegt, ihn geflissentlich angenehm davon unterhält, in der Absicht, daraus seinen Vortheil zu ziehen. Die Schmeichelei sei grob oder fein, der ehrliche Mann ist niemals ihr Freund. Wenn wir dem Reichen ganz deutlich schmeicheln wegen seiner Geldkasten, dem Vornehmen mit seiner Geburt, dem Gelehrten mit seiner Gelehrsamkeit, so ist die Schmeichelei ziemlich grob: und es gehört ein dicker Eigendünkel dazu, an dergleichen Schmeicheleien Gefallen zu haben. Aber man schmeichelt auch wohl mit vieler Feinheit allen diesen wegen ihres Verstandes, ihrer Güte, ihrer Großmuth, um sich von ihnen zu nähren. Diejenigen, welche sich durch Schmeichelei blenden und betrügen lassen, sind schwache, eitle Leute: und diejenigen, welche sich der Schmeichelei bedienen, um ihre eigennützigen Absichten zu erreichen, sind Kriecher oder listige Spitzköpfe. Solche Menschen suchen die schwache Seite Anderer ausfindig zu machen, ihre Leidenschaften und herrschenden Neigungen auszuspüren, um sodann ihre Maßregeln darnach zu nehmen. Man sollte glauben, daß die Schmeichelei immer nur in Städten und in der großen Welt zu Hause wäre; aber das Dorf hat eben sowohl seine Geschöpfe dieser Art, wie die Hauptstadt. Sie sehen auf dem Lande nur etwas anders aus, sind aber des nämlichen Wesens. Jeder ehrliebende Mensch schämt sich, nur den Schein eines Schmeichlers zu haben und von der blinden Thorheit Anderer Vortheil zu ziehen. Schon die Ausdrücke, welche wir gewöhnlich von solchen Menschen brauchen, zeigen die Verachtung an, welche wir gegen sie fühlen. Er ist ein Kriecher, ein Achselträger, ein Schmarotzer, ein Speichellecker, heißt es von solchen Menschen, die auf diese Weise leben. Kann etwas verächtlicher seyn, als diese Namen, die sie mit Recht bekommen? Niemand wird sie um den Gewinn beneiden, den sie auf eine so niedrige Art erhaschen: oder wer sie darum beneidet, der zeigt schon selbst

eine so niedrige Seele und ist in Gefahr, bald ihr Geselle zu werden. Er hat sich sein Gut erheuchelt und erschmeichelt, sagt man wohl von einem Menschen, der als ein solcher Kriecher zu dem Seinigen gekommen ist: und wir geben dadurch zu erkennen, daß ein solches Erwerbungsmittel durchaus die Verachtung eines Rechtschaffenen verdient. Der Schmeichler findet Alles schön und gut an dem Manne, dem er schmeicheln will, und von dem er Vortheil hofft. Jede Tugend welche derselbe besitzt, wird von ihm hervorgezogen und ungewöhnlich erhoben und gelobt: jeder Fehler und sogar jedes Laster, das er an sich hat, geschickt in eine gute Eigenschaft verwandelt. Bei dem Schmeichler heißt der Eitle ehrliebend, der Stolze ansehnlich und ernsthaft und stattlich, der Schwelger und Wüstling fröhlich und heiter, der Geizige wirthlich und sparsam, der Harte und Grausame gerecht. Alles bekommt in dem Munde des Schmeichlers eine schöne Seite, die er künstlich aufzufinden und vorzustellen weiß. Der Schmeichler ist immer der Meinung seines Gönners, oder er widerspricht ihm nur, um ihm sodann durch seinen Beifall desto mehr Ehre zu verschaffen. Mit listiger Geschmeidigkeit weiß er überall sich nothwendig zu machen, erträgt die unwürdigste Begegnung mit Geduld, nur um seine Absichten zu erreichen. Freilich kann ein solches Geschöpf bei uns auf dem Lande durch seine Niederträchtigkeit nicht so viel erwerben, als in den Häusern der Großen und Reichen: aber die Beispiele sind doch auch bei uns so selten nicht, daß ein Mann sein Vermögen aus Schwachheit und übertriebener Gutmüthigkeit an abgefeimte Schmarotzer verschwendet.

Mit der Schmeichelei muß aber nicht verwechselt werden die löbliche Eigenschaft der freundlichen Dienstfertigkeit. Gefälligkeit und gutwillige Beflissenheit, Andern angenehm zu werden, ihnen zu dienen, uns ihre gute Meinung und Zuneigung zu erwerben, auf eine Weise, die nicht mit Pflicht, Anstand und Ehrbarkeit streitet,

Bereitwilligkeit und Beförderung ihrer unschuldigen, billigen Wünsche: das alles sind Dinge, die dem rechtschaffenen Manne ziemen, und ihm sogar obliegen, wenn er sie leisten kann, ohne der Wahrheit zu schaden, ohne seine übrigen wichtigen Pflichten zu versäumen. Mancher wird also als ein Schmeichler angeklagt, der vielleicht bloß höflich und gefällig ist, und wird von Andern beneidet, welche nicht selbst diese Gabe besitzen oder nicht die Gelegenheit haben, sich die nämlichen Vortheile zu erwerben. Der Gefällige, der Dienstfertige, der Freundliche ist alles, was er ist, aus Pflicht und reiner Neigung, ohne absichtliche Erwartung irgend eines Vortheils; und er sucht nie deßwegen an Jemand das Gute zu vergrößern oder das Schlimme gut zu heißen. Dem Schmeichler ist es gleich, auf welche Weise er seine Absicht erreicht; und seine Absicht ist nicht löblich. Ihm ist es nicht um Wahrheit zu thun und als ehrlicher Mann zu handeln, sondern nur, um auf alle Fälle angenehm zu werden und zu bleiben, und dadurch bei jeder Gelegenheit seinen Eigennutz zu befördern.

Vom Stolze und der Grobheit.

Den vorigen entgegengesetzte Fehler sind Stolz und Grobheit. Stolz ist, wenn der Mensch glaubt, er allein habe für sich einen vorzüglichen Werth vor allen Andern, sei sich selbst genug und brauche in der Welt gar keines andern Menschen gute Meinung und Hülfe. Es giebt einen edlen Stolz, wenn ein Mensch fühlt, daß er wirklich etwas werth ist, und sich also nicht wegwerfen, ein guter Mensch durchaus bleiben will. Dieser edle Stolz verdient Lob und Beifall, und wird hier nicht gemeint. Es wäre zu wünschen, daß

alle Menschen einen solchen edlen Stolz hätten; so würden sie nichts Schlechtes und Niederträchtiges thun: er ist ein lebhaftes Gefühl der Menschenwürde und der Pflicht. Aber der fehlerhafte Stolz ist eine Verachtung der Andern neben sich; wenn man glaubt, man habe viele Vorzüge allein und in einem hohen Grade, und wenn man noch dazu den Werth dieser Vorzüge zu hoch anschlägt. Dieser Stolz gehet bald über in Lächerlichkeit; er wird bald Eigendünkel, Hochmuth, Prahlerei, Hoffart. Er äußert sich auf verschiedene Weise nach der verschiedenen Gemüthsart und nach den verschiedenen Lagen des Menschen. Jede Lebensart hat ihren eigenen Stolz, vor welchen man sich hüten muß. Der Reiche ist oft stolz auf sein Geld, und wird dadurch hart und grausam, um Andern seine Vorzüge fühlen zu lassen: dieses ist Unmenschlichkeit. Oder er zeigt sich in Pracht und Prunk, Glanz und leeren Tand, Verschwendung und Blendwerk aller Art: dieses ist Lächerlichkeit und Thorheit. Wer auf Kenntnisse und Kunst einen übertriebenen Werth legt und dieses durch ein anmaßliches Betragen zeigt, wird leicht aufgeblasen. Einbildung auf Schönheit, Wohlgestaltheit, Leibesstärke oder andere körperliche Vortheile äußert sich immer entweder lächerlich oder unangenehm und widerlich. Es giebt sogar einen sehr fehlerhaften Stolz darauf, daß man tugendhaft zu seyn glaubt. Die wahre Tugend hat gewiß nicht diesen Stolz. Sie ist voll Bescheidenheit und Demuth; sie weiß, daß Vermessenheit und Kühnheit oft den Fall befördert, und bauet ihre Sicherheit auf ihre innere wahre Kraft und auf Vorsichtigkeit. Der fehlerhafte Stolz aller Art steht allgemein bei den Menschen in einer so übeln Meinung, daß sie ihn immer nur mit Narrheit zusammen setzen. Er ist ein stolzer Narr, sagt man, um anzuzeigen, daß der Stolz immer aus thörichten Vorstellungen entsteht und zu thörichten Dingen verleitet. Der feinere Stolz weiß sich zu verbergen und sich oft sogar das Ansehen der Menschenfreundlichkeit und

Leutseligkeit zu geben: aber der gröbere Stolz führt fast immer Grobheit und Ungeschliffenheit bei sich. Der Grobstolze zeigt überall auf eine beleidigende Weise seine Ueberlegenheit in dem Punkte, auf welchen er stolz ist. Der Reiche, welcher groben Stolz besitzt, wirft jedem geradezu seine Armuth vor, und läßt ihn sehen, was er mit seinem Gelde alles machen kann; und rechnet es Andern zur Gnade an, wenn sie dann und wann von ihm einigen Genuß haben. Der Starke, welcher groben Stolz besitzt, thut groß und prahlet wie ein Goliath, als ob er mit seiner Faust Alles zusammendrücken und zusammenschlagen könnte, bis irgend einmal ein anderer ihm zeigt, daß Geschicklichkeit und Gegenwart des Geistes sich immer mit körperlicher Stärke messen können und ihr oft überlegen sind. So treibt der Hund, ein kleines Thier, die größten Stiere zusammen und hält die Heerde in Ordnung.

Aber auch ohne Stolz, ohne allen Uebermuth und ohne böse Meinung sind manche Menschen so ungefällig, so zurückschreckend, so grämlich und mürrisch, daß ihr ganzes Leben nichts als eine Grobheit ist. Manche von ihnen fürchten sich, man möchte sie für Schmeichler halten, wenn sie höflich wären; um dieses zu vermeiden, sagen sie Jedermann, was sie zu sagen haben, auf eine Weise, die jedem wohlgesitteten Menschen unangenehm seyn muß. Diese verwechseln Offenherzigkeit, Geradheit und biederes Wesen mit Grobheit und Trotz; und um den Vorwurf der Kriecherei und Schmeichelei zu vermeiden, fallen sie in die entgegengesetzten Fehler. Höflichkeit und zuvorkommende Dienstfertigkeit ist nicht allein eine sehr löbliche Eigenschaft, sondern auch eines Jeden Pflicht: sie gehört mit zur allgemeinen christlichen Bruderliebe. Kommt Einer dem Andern zuvor, sagt der Apostel. Jeder sollte vorzüglich auch hier denken: was du nicht willst, daß dir geschicht, das thu' auch einem Andern nicht. Jeder will gewiß freundlich, gefällig und leutselig behandelt seyn; so soll er auch jeden Andern, bei jeder Gele-

genheit, freundlich, gefällig und leutselig behandeln. Gutes Wort findet gute Statt, sagt man: und wer wollte etwas auf eine rohe, unsittliche, beleidigende Weise thun oder sagen, was er mit Anstand, Güte und Artigkeit verrichten kann?

Man legt die Grobheit wohl zuweilen vorzüglich unserm Stande zur Last. Wenn auch die Beschuldigung nicht mehr Grund hat, als gegen manche andere Stände, so ist es doch eine Warnung, daß wir uns vorzüglich vor diesem Fehler hüten, da er einer der nachtheiligsten und unangenehmsten ist. Freilich können wir Landleute keine so artigen Manieren und zierlichen Wendungen haben, wie Gelehrte und Vornehme aus der Stadt und vom Hofe; das würde uns eben so übel kleiden, als ihr Haarbeutel; aber wir können doch durchaus eine gewisse natürliche Höflichkeit und gutmüthige Gefälligkeit beobachten, welche jedem rechtschaffenen Manne ziemt und welche schon in dem gesunden Menschenverstande liegt. Dahin gehört ein freundschaftlicher Gruß und eine eben so freundschaftliche Erwiederung desselben; die Vermeidung harter Ausdrücke überall, wo man kann, und der Gebrauch sanfter, theilnehmender und freundschaftlicher Redensarten, die jedem guten Herzen eigen sind. Wer gute Gedanken und Gesinnungen gegen seinen Nachbar hat, wird leicht gute Worte finden, ihm diese guten Gedanken und Gesinnungen gelegentlich mitzutheilen. Er ist ein höflicher Mensch, sagt man zum allgemeinen Lobe von Jemand; und man hat immer schon einige Ursache zu glauben, daß ein solcher auch ein guter Mensch seyn werde. Er ist ein grober Geselle, grob wie ein Klotz, sagt man zum allgemeinen Tadel von Jemand, gegen dessen Gesellschaft und nähere Bekanntschaft man jeden Gutgesitteten warnt. Zuweilen wird ein solcher grober Mensch eben durch zuvorkommende Höflichkeit beschämt und gebessert und gutgesellig gemacht: aber zuweilen wird er kaum noch durch Verachtung überzeugt, wie verächtlich sein Betragen ist.

Auch diesen Fehler der Rohheit, Ungesittetheit und Grobheit muß man vorzüglich unterdrücken oder vielmehr nicht entstehen lassen. Es ist sehr schwer, die Gewohnheit der Jugend zu bessern. Indessen wird dieser Fehler doch vielleicht noch am leichtesten gehoben, da er nicht so sehr die innere Gesinnung des Menschen, sondern mehr nur sein äußeres Betragen betrifft.

Gespräch über Tugend und Laster.

Pastor Friedmann. Adam Ehrlich.

Pastor. Guten Morgen, lieber Ehrlich! Wie gehts?

Ehrlich. Guten Morgen, Herr Pastor! Sehen Sie dort das schöne Wetter auf den Bergen, wie soll es da nicht gut gehen? Wer an einem solchen Morgen nicht einen guten Morgen hat, der muß sehr unglücklich seyn, oder gar kein Herz haben und böse seyn; und dann ist er noch unglücklicher.

Pastor. Brav gedacht und gesprochen, guter Ehrlich! Das ist so ein Tag, wo man sich recht seines Daseyns freuen, und ohne alle andere Ursache zur Freude schon froh seyn kann.

Ehrlich. Das wissen oder vielmehr das fühlen wohl dort meine Buben, die sich vor lauter Jubilo in dem schönen Sonnenschein den Hügel auf- und abwälzen.

Pastor. Es ist das größte Lob, daß Geschöpfe ihrem Schöpfer bringen, wenn sie in Unschuld und Tugend sich freuen und froh sind.

Ehrlich. Herr Pastor, das habe ich auch immer gedacht,

daß unser Herr Gott Freude haben will: darum hat er Alles so herrlich und schön gemacht.

Pastor. Die Leute thun gar nicht gut, wenn sie anders von Gott denken. Er ist der allgemeine Vater, der alle seine Kinder liebt und ihnen alles Gute giebt. Die Tugend, welche er uns gebietet, ist blos das einzige sichere Mittel, beständig froh und vergnügt zu seyn.

Ehrlich. Wie es mich freut, Herr Pastor, daß ich diese Sprache höre. Es ist immer die Sprache meines Herzens gewesen. Mir hat es oft in der Seele wehe gethan, wenn man uns Gott nur immer als ganz zornig und strafend und die Tugend nur als strenge und traurig vorstellte.

Pastor. Die Menschen, welche so denken und reden, müssen die Ursache dazu in sich selbst haben. Nur den Bösen und Lasterhaften kann die Gottheit zürnen: und sie züchtiget auch diese nur, um zu bessern. Bloß diejenigen, die kein Vergnügen an der Tugend haben, können sie finster und traurig malen. Was kann heiterer und froher seyn, als der Weg zum wahren Glücke? und dieses ist die Tugend. Sie ist die Fertigkeit in allen unsern Pflichten. Die Erfüllung der Pflichten ist aber das einzige Mittel, froh und zufrieden zu werden und immer zu bleiben. Pflichten sind für die Guten kein Zwang, keine Ketten, sondern eigene lebhafte Ueberzeugung, daß es so gut und wohlgethan ist. Die Pflicht liegt in dem Wesen der Guten. Nur der Böse sagt, daß Pflichten Zwang und Ketten sind. Sie sind es aber bloß für ihn; und er giebt eben dadurch zu erkennen, daß er nicht gut ist.

Ehrlich. Unser einer kann das so nicht recht deutlich ausdrücken; aber ich fühle doch, daß das Alles wahr ist. Da habe ich eben, wie ich so hier meinen Pfirschbaum beschneide, Ihre letzte Predigt in Gedanken gehabt, welche auch darüber handelte. Man spricht da so viel über die Sache und sucht sie so gelehrt und

so schwer zu machen; und am Ende ist sie doch so leicht, daß sie sogleich der gesunde Menschenverstand einsehen und begreifen kann. Wir müssen Ihnen sehr danken, Herr Pastor, daß Sie mit uns gemeinen Leuten immer so recht gemein und herzlich sprechen. Das macht hell und rührt. Es mag indeß doch wohl so leicht nicht seyn; denn sonst würde es ja öfter geschehen.

Pastor. Es freuet mich unendlich, wenn ich den rechten Weg einschlage. Ich habe Ihn, lieber Ehrlich, immer für einen guten Kopf in der Gemeine gehalten, der auch ein gutes Herz hat: und Sein Beifall ist mir vorzüglich lieb. Wer selbst bei seiner Arbeit so gute Gedanken hat, der wird gewiß auch diese Arbeit gut machen.

Ehrlich. Ich denke eben, seine Arbeit gut machen, ist das Wichtigste im menschlichen Leben. Wenn wir das unsrige gut gemacht haben, der Himmel wird es an dem Seinigen nicht fehlen lassen.

Pastor. Sieht Er, lieber Ehrlich: das ist gerade das ganze Wesen der Tugend für den Menschen; und es gehört, wie Er sagte, in jeder Lage nur gesunde Ueberlegung dazu, um sie sogleich zu finden, und guter Wille, um sie sogleich zu üben. Es giebt nur eine Tugend, wohlwollende, vernünftige Ordnung; und was wir Tugenden nennen, sind nur verschiedene Anwendungen auf die verschiedenen Lagen und Umstände in dem Leben des Menschen. Was daraus entsteht, ist unser Glück, wenn wir es auch nicht immer sogleich einsehen und empfinden können. Nur Böses bringt wieder Böses hervor: und selbst hier weiß der Himmel, der die Boshaften durch ihre eigene Bosheit züchtiget, ihre bösen Absichten endlich zu einem guten Ausgang zu leiten.

Ehrlich. Das ist wahr; aber es giebt doch oft Unglücksfälle, welche die besten Menschen treffen, die sie gewiß nicht verschuldet haben.

Pastor. Oft hätten auch diese Unglücksfälle durch Aufmerksamkeit und Vorsichtigkeit vermieden werden können, und sind also natürliche Folgen. Aber wenn wir, wie es zuweilen der Fall ist, auch durchaus Grund und Ursache nicht finden können: dürfen wir dann wider die Weisheit des Höchsten murren? Seine Gedanken sind unendlich, und wie wenig wissen wir? Wenn wir nur aufmerken wollen, werden wir finden, daß er mit herrlicher Absicht Alles zum Besten leitet, was wir sehen. Wird er nicht auch das zum Besten leiten, was wir nicht sehen?

Ehrlich. Diese Gedanken oder so ähnliche, wenn ich sie denke und fühle, geben mir oft recht viel Beruhigung und Trost. Durch ein anscheinliches Unglück entsteht manchmal recht viel Glück. Wir hätten wohl nie unsere Nachbarn auf dem andern Dorfe für die guten Leute gehalten, die sie wirklich sind, wenn wir vor einigen Jahren hier in der Flur nicht Hagelschaden gehabt hätten, und sie uns also nicht brüderlich zu Brot und Saat unterstützt hätten.

Pastor. Sieht Er; es ist nicht alles sogleich wirklich Unglück, was wie Unglück aussieht. Und selbst das wahre Unglück soll die Menschen ziehen zur Weisheit und Vorsicht und zu jeder Tugend.

Ehrlich. Wenn man es so recht überlegt, so ist es doch unbegreiflich, wie noch so viele Menschen böse seyn können. Es liegt doch am Tage, daß sie dadurch nicht allein Andern, sondern auch sich selbst das größte Unglück stiften. Daher pflegt man wohl mit Recht von Bösewichtern und Verbrechern zu sagen, der Himmel habe sie mit Blindheit geschlagen, wenn sie von der Obrigkeit auf ihrer Bosheit entdeckt, ergriffen und gestraft werden.

Pastor. Es ist die innere Angst, das Gefühl ihrer Verbrechen, welches macht, daß die Bösewichter über ihren Uebelthaten meistens Klugheit und sogar Besinnung verlieren. Der Himmel

straft allezeit die Bösen durch sich selbst, so wie er die Guten durch sich selbst belohnet.

Ehrlich. Wenn die bösen Menschen aber alle recht listig und klug wären, so müßte das eine wahre Hölle seyn, mit ihnen zu leben.

Pastor. Das ist es auch. Es giebt zuweilen solche fürchterliche Heuchler, die eine lange Zeit die Maske der Rechtschaffenheit tragen. Solche Leute nennt man aber auch schon im gemeinen Leben wahre Teufel. Zum Glück der Menschheit liegt es schon in der Natur, daß sich Laster und Bosheit nur sehr schwer eine ziemliche Zeit verbergen lassen; so wie das Gute selten lange verborgen bleibt. Doch wird das Gute nur weniger bemerkt, da man von einem jeden Menschen mit Recht annehmen und fordern kann, daß er gut sei. Das Gute ist also in der Ordnung: aber durch das Böse wird sogleich die Ordnung gestört. Die Ordnung fällt weniger auf, eben weil sie Ordnung ist, als Unordnung, welche sogleich unangenehm und schädlich wirkt.

Ehrlich. Es dünkt mich fast so, als wenn ich mehrere Meilen eine Reise mache. Ich gehe gerade fort, ohne daß ich eben sehr bemerke, daß ich gehe, und sonst bemerkt es auch Niemand. Wenn ich aber empfindlich den Fuß an einen Stein oder an einen Baumstumpf anstoße, daß ich nicht recht mehr fort kann, so fühle ich wohl mit Schmerzen, daß ich hinke, und Andere bemerken es eben so leicht.

Pastor. Das Gleichniß ist ganz richtig. So bemerkt man das Böse immer leichter und eher als das Gute; eben weil es sogleich die gute Ordnung stört. Wenn Jemand gewöhnlich gut ist, so hat er davon kein großes Verdienst: denn es ist in der Natur so, seine Pflicht will es und sein Wohlbefinden hängt davon ab. Wenn aber Jemand schlecht ist, so verdient er sogleich den schärfsten Tadel und die strengste Ahndung; denn er handelt zugleich auf

eine auffallende Weise zum Nachtheil Anderer und gegen seinen eigenen wahren Vortheil.

Ehrlich. Wenn das nur die Leute immer einsähen, oder nur immer recht bedächten; denn zu sehen ist es eben wohl nicht schwer.

Pastor. Es gehört in der That nicht viel Scharfsinn dazu, wenn man seine Pflichten erfüllt. Die Erfahrung zeigt ja Jedem täglich an sich selbst und an Andern Beispiele genug. Der Gerechte genießt Zutrauen von Jedermann; Jedermann glaubt sein Vermögen in dessen Händen so sicher, als in seinen eigenen. Der Menschenfreund wird geliebt; den Wohlthätigen ehrt man mit Dank. Der Mäßige ist gesund und heiter; der Fleißige und Arbeitsame gewinnt auf eine ehrenvolle Weise Segen: der Zufriedene ist vergnügt, auch wenn er im Schweiß seines Angesichts hartes Brot ißt; der Friedliche und Freundliche ist überall, wo er erscheint, ein willkommener Gast. Der wahre Christ ist ein wahrhaft guter Mensch, hat hier jeden Genuß des Lebens, und eine recht ruhige, frohe Aussicht in die Zukunft. Eben dieses ist der Vorzug der christlichen Religion, daß sie uns zu jeder Tugend unterrichtet, ermuntert, stärkt, und zu einem künftigen Leben zweckmäßig vorbereitet. Ihr Joch ist sanft und ihre Last ist leicht.

Ehrlich. Das sagt Jesus selbst, der wohl seine Lehre am besten muß gekannt haben; und es muß also Wahrheit seyn.

Pastor. Der göttliche Lehrer zeigt überall die Tugend so schön und liebenswürdig und stellt sie in seinem eigenen Beispiele so nachahmungswürdig dar, und giebt ihr so große Verheißungen zum Lohn, daß nur ein Thor sich von ihr wenden kann. Und er schildert überall das Laster so häßlich und verabscheuungswürdig, und zeigt, daß die Folge desselben lauter Elend sei, daß nur ein Unsinniger noch dem Laster anhängen kann.

Ehrlich. Freilich sind die Menschen nun wohl lauter Thoren, indem sie dieses thun.

Pastor. Jedes Laster führt fast immer auf der Stelle seine eigene Strafe bei sich. Der Harte und Ungerechte wird gehaßt, verwünscht und geflohen. Der Unmäßige untergräbt seine Gesundheit und macht sich selbst mürrisch und traurig; der Faule hat Mangel statt Vorrath. Der Unzufriedene darbet voll Mißmuth bei großem Gute; den Geizigen quält die Angst bei Reichthum, den er nicht genießen kann; der Zänkische und Stolze bereitet sich und Andern Verdruß, wohin er kommt.

Ehrlich. Das ist Alles wahr, Alles. Und die Ruhe, welche man hat, wenn man Recht thut; und die Unruhe, wenn man etwas gethan hat, das nicht recht war. Ich kann kaum begreifen wie es Leuten zu Muthe seyn muß, welche ohne Unterlaß Böses thun.

Pastor. Meistens schläft ihr Gewissen, und es erwacht erst spät zu ihrer Pein. Wenn aber das Gewissen wacht und doch ruhig ist, wenn es zwar spricht, aber doch zufrieden ist; dann ist der Mensch glücklich. Und dieses Glück, das ihn über alles Irdische erhebt, kann ihm nur die Ueberzeugung erfüllter Pflichten, kann ihm nur die Tugend geben.

Ehrlich. Darum rührt mich immer der Vers so sehr, den Sie zuweilen von der Tugend in Ihren Predigten anführen, und der, wie man mir sagt, von dem guten Gellert ist.

> Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte;
> Und ohne sie sind Könige nur Knechte!

Und wenn der Mann, der uns so viele schöne Lieder geschenkt hat in seinem Leben weiter nichts geschrieben hätte, als diese zwei Zei-

len, so sollten wir ihn schon als unsern Wohlthäter und Vater ehren.

Pastor. Es freut mich herzlich, Lieber, daß Er den Werth des Guten so tief fühlt. Bleibe Er stets bei diesen Empfindungen und Gedanken; halte er sie heilig; lasse er sie immer die Führer seines Lebens seyn. Sie werden Ihm Rath und Ruhe und Trost und immer Zufriedenheit gewähren.

Ehrlich. Das hoffe ich zu Gott, und danke Ihnen; denn Sie haben durch Ihre freundschaftliche Theilnahme, durch Ihren Unterricht und Ihre Zusprache diese Gesinnungen tiefer gegründet, als sie sonst seyn würden.

Pastor. Das ist meine Pflicht, Lieber; dafür bin ich in der Gemeine: und ich bin glücklich, wenn mir die Erfüllung dieser Pflicht gelingt. Er kann sich nicht mehr freuen, lieber Ehrlich, wenn Er seinen Garten in Ordnung seine Beete gedeihen und sein Obst gerathen sieht, als ich mich freue, wenn ich hier und da sehe, daß ich in der Gemeine etwas Gutes stifte.

Ehrlich. Das thun Sie, das thun Sie; und wir lieben Sie Alle dafür, wie unsern Vater. Und wenn ja noch einer in der Gemeine seyn sollte, der es noch nicht erkennt, der ist gewiß noch nicht gut. Aber ich hoffe, es wird Keiner seyn.

Pastor. Ich bin zufrieden, ich bin sehr zufrieden. Guten Tag, Lieber, guten Tag!

(Schüttelt ihm die Hand und geht fort.)

Ehrlich (sieht ihm nach). Der ist ein guter Mann; wenn sie doch alle so wären! Da fürchten wir uns nicht, wenn er kommt, sondern freuen uns. Nun geht er und spricht gewiß eben so traulich und nützlich von etwas Anderm mit einem Andern. Er soll auch Einige der besten haben; wenn sie nur recht gut gerathen.

(Er fährt fort an seinem Pfirschbaum zu schneiden.)

Gespräch über das Landleben.

Herr Fröhlich. Nachbar Erdmann.

Fröhlich. Gott grüß Euch, Nachbar Erdmann! Wie gehts hier zu Lande?

Erdmann. Wenn es in der Stadt so wohl geht, und überall so wohlgeht, wie hier, so gehts überall gut.

Fröhlich. Das freut mich. Ihr seid also wohl hier recht vergnügte Leute.

Erdmann. Ei, nun wohl nicht Alle; aber doch meistens; und doch wohl etwas mehr, als in der Stadt.

Fröhlich. So, so; das glaube ich fast.

Erdmann. Wenigstens sehen bei uns die Leute nicht so langbäckig und hohläugig und griesgrämlich aus, als wohl in der Stadt.

Fröhlich. Das macht, Ihr habt hier auf dem Lande bessere, gesundere Luft, als wir dort in der Stadt.

Erdmann. Freilich haben wir gesundere Luft, als Sie dort in der Stadt: aber wir haben auch wohl noch mehr, das gesunder ist, als bei Ihnen in der Stadt.

Fröhlich. Zum Exempel, zum Exempel!

Erdmann. Zum Exempel, unsere Arbeit.

Fröhlich. Ich dächte, wir ließen es in der Stadt auch nicht an Arbeit fehlen.

Erdmann. Arbeit und Arbeit ist eben ein Unterschied. Da sitzen sie krumm und gebückt und gehen den ganzen Tag traurig. Der eine schreibt, damit Andere lachen, oder weinen; der Andere rechnet, daß ihm die Augen blinzeln; der Dritte zählt Geld, daß er

die Finger nicht regen kann; der Vierte stickt in Gold und Seide, daß ihm die Arme weh thun und der Bauch zusammenklebt.

Fröhlich. Landsmann, kennt Ihr die Stadt so gut?

Erdmann. Ich bin viel darin herumgelaufen. Sehen Sie, was wir hier thun, ist wahre Arbeit; in der Stadt ist Alles nur eine halbe, schlechte Bewegung. „Nur in der Arbeit frisch und ordentlich bei Tisch, bleibt man gesund, als wie ein Fisch!" sagte mein seliger Vater.

Fröhlich. Euer Vater war wohl ein guter Mann und ein braver Doktor.

Erdmann. Herr, das war er. Ich hoffe so zu leben, wie er gelebt hat, dann geht es wohl, und ich werde immer Ehre haben.

Fröhlich. Das glaub' ich, lieber Erdmann, das glaub' ich. Aber Ihr laßt es Euch wohl auch recht sauer werden.

Erdmann. Ich bin ja gesund und stark, und froh und munter; wie kann mirs da sauer werden? Ich stehe mit, oder etwas vor der Sonne auf. Herr, so ein Aufstehen haben Sie in der Stadt gar nicht, wo Sie nur ein Schnittchen Sonne, Mond und Sterne haben. Dann gehe ich rasch zur Arbeit; da klingt das Morgenlied und da schmeckt das Morgenbrot. Das ist Arznei, wenn ich so auf dem Hügel stehe und in Gottes schöne Natur froh hineinsehe, wenn noch die Nachtigall im Busche und schon die Lerche an der Wolke singt. Sie, Herr Fröhlich, müssen ja immer erst zu uns herauskommen, wenn Sie Ihres Namens und Ihres Lebens recht froh werden wollen.

Fröhlich. Das ist wahr, Erdmann, das ist wahr. Es ist, als ob ich gleich ein neuer Mensch wär, sobald ich bei Euch hier bin.

Erdmann. Da sehen Sie. Nun wird gearbeitet, geackert, geeggt, gehauen, gegraben, gezäunt, eins nach dem andern, und im-

mer wieder von vorn. Uns bekömmt die Arbeit herrlich: und Ihnen das Zusehen und Herumwandeln.

Fröhlich. Aber sind denn Alle hier auf dem Lande so vergnügt und zufrieden?

Erdmann. Das nun wohl nicht. Aber das ist ihre Schuld, wenn sie das nicht sind. Sie könnten und sollten es seyn. Das machen die Stadtkrankheiten und Grillen, die sie mit herausbringen, wenn sie zu Markte gehen. Aber überhaupt sind wir hier doch froher, als dort in den Mauern; das zeigen schon alle Gesichter.

Fröhlich. Das ist wahr; das macht aber eben die gute, freie, frische Luft.

Erdmann. Nun ja, Herr; gönnen Sie uns doch unsere gute, freie, frische Luft!

Fröhlich. Sehr gern, Nachbar Erdmann; ich will sie mit Euch genießen und mich mit Euch freuen.

Erdmann. Das wird uns sehr lieb seyn. Sie thun uns keinen Abbruch: unser Herr Gott hat davon einen unerschöpflichen Vorrath. Herr, Sie können nicht glauben, was das für eine Arznei, für eine Labung ist, so die Sonne aufgehen und untergehen zu sehen! Dort lagert sich die Morgenröthe auf den Bergen; die Felsenspitzen und Tannenwipfel glühen schon in ihrem goldenen Strahl; dann steigt die herrliche, majestätische Sonne durch sie herauf, schießt ihre Feuerströme dicht und immer dichter über die Hügel hinab in die Thäler und gießt sich dann in einem Meere von Flammen über die Gegend her. „Groß ist der Herr und mächtig, und groß ist, was er macht!“ singen wir dann in der Aufwallung hoher Andacht. So kann man in der Stadt nicht singen.

Fröhlich. Guter Mann!

Erdmann. Und wenn sie dort auf der andern Seite neben dem Birkenwald hinab zur Ruhe geht; wenn der große Teich wie geschmolzenes Gold flammt, wenn ihre letzten Blicke über das Saatfeld hinzittern und sinken und steigen und sich endlich in den hohen,

breiten Aesten der alten Eiche verlieren; wenn dann der ganze Abend in feierlicher Stille dort liegt und die Röthe nach und nach wegschmilzt und nur noch leichte, kleine, weiße Wölkchen, wie Silberflocken am Himmel sich kräuseln; und wenn dann der heimtreibende Schäfer „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!" hell und rein und herzerhebend von dem Hügel herab singt; wenn dann die Nachtigallen und Amseln aus dem Wäldchen dazu schlagen, als ob sie mit dächten und fühlten: Herr, Ihre Musik in der Stadt mag sehr schön seyn; aber so, so ist sie nicht, wie diese Musik. Sie müssen ja erst Ihre Musik zu uns heraus in den Wald tragen, wenn sie ganz Musik seyn soll. Solche Konzertsäle können Sie nicht bauen, wie wir alle Abende mit Abwechselung haben.

Fröhlich. Fast möcht' ich Euch beneiden.

Erdmann. Das thun Sie nicht; Sie können das Alles auch selbst haben und genießen, ohne uns zu beneiden. Wir wollen Sie um Ihre Vorzüge in der Stadt auch nicht beneiden, sondern sie mit Ihnen theilen, so viel wir können.

Fröhlich. Lieber Erdmann, Ihr sollt mein Arzt seyn; ich will zu Euch in die Schule gehen.

Erdmann. Meine Kunst ist sehr kurz und einfach. Alles genießen, und doch Genuß sparen!

Fröhlich. Aber das Landleben mag doch wohl auch seine Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten haben.

Erdmann. Welches menschliche Leben hat sie nicht!

Fröhlich. Zum Beispiel, wenn es schlimmes Wetter ist, und die Arbeit muß doch verrichtet werden.

Erdmann. Da ist es dann freilich nicht so schön, als wenn es schön ist. Aber denken Sie doch nicht, daß es so traurig ist, als Sie Sich es vorstellen. Dazu gehört Gewohnheit von Jugend auf, Unverdrossenheit, Muth und feste Gesundheit. Wir werden naß und wieder trocken, ohne uns vor Erkältung und Schnupfen zu fürchten. Der Regen schlägt uns ins Gesicht, und wir lachen:

und halten Sie es für nichts, wenn man so den lieben Tag sein Werk gearbeitet hat und den Abend recht müde und naß nach Hause kommt, daß man dann auf der Ofenbank einen trockenen Kittel anzieht und sich hinstreckt und von dem Wetter ausruht. Es ist wohl nichts Süßeres und Erquickenderes, als Ruhe nach Arbeit! Wissen Sie, was Ruhe ist? Diese süße Erquickung der Ruhe haben die Reichen nie, oder nur selten, weil sie sich dieselbe nie, oder nur selten durch Arbeit erwerben.

Fröhlich. Auch das ist wahr, Erdmann.

Erdmann. Herr, ich bin froh auf dem Lande mit aller Arbeit. Meine Kartoffeln schmecken mir so gut und wohl besser, als dem Junker der Hirschbraten. In der Stadt, in der Stadt möchte ich nicht wieder vierzehn Tage leben.

Fröhlich. Ihr lebtet also schon in der Stadt?

Erdmann. Freilich: aber ich bin froh, daß ich dem Rauche entlaufen bin. Man hat den ganzen Tag nur drei Viertelstunden Sonne, die ganze Nacht dann eben so wenig Mondlicht, und vom ganzen Himmel sieht man nur sechs Sterne. Abendroth und Morgenroth sind Dinge, die man nur aus Büchern und Erzählungen kennt.

Fröhlich. Ihr macht es auch etwas schlimm.

Erdmann. Ich mache nichts anders, als es ist. Und dann ein Donnerwetter; haben sie je in der Stadt ein schönes Donnerwetter gesehen? Und doch ist in unsers Herren Gottes Natur nichts Größeres und Prächtigeres, als ein Gewitter. Ein Mensch, der bei dem Anschauen und Anhören eines Gewitters nicht ein ehrfurchtvolles Vergnügen, eine ängstliche, heilige Freude hat, der muß ein sehr verkehrtes Herz haben, oder krank seyn. Und dann betrachten Sie unsere Ernten, von Heu und Korn und Gerste. Bei uns ist das schöne Wetter schöner, als bei Ihnen, und bei Ihnen ist das schlimme Wetter schlimmer, als bei uns. Da man doch einmal ohne Gottes Natur nicht leben kann, so kommen die Stadt-

leute zu uns heraus und nehmen in der Eile so viel davon mit, als möglich: und aus löblichem Geiz malen und konterfeien sie, oder lassen malen und konterfeien, das Beste, was ihnen vorzüglich gefällt. Aber ihre gemalte Morgenröthe ist dann gegen die Morgenröthe auf den Bergen auch gerade wie ein Irrwisch gegen die aufgehende Sonne; und der Baum auf der Tafel gegen den Baum im Walde, oder im Garten, wie der erste März gegen den sechszehnten Mai.

Fröhlich. Ihr laßt der Stadt sehr wenig Vorzüge, mein Lieber.

Erdmann. Ei die Städte sind wohl ganz gut für Leute, die daran Geschmack haben und nicht wissen, was sie mit Zeit und Geld machen sollen. Aber das Land ist besser für Jedermann. Das kann man schon daraus beweisen: unser Herr Gott hat das Land gemacht mit Wäldern und Feldern und Saat und Kräutern, damit die Menschen glücklich leben sollen; und die Menschen haben die Städte gebauet, um ihre Macht und ihren Reichthum zusammen zu bringen. Nun werden Sie doch nicht sagen wollen, daß das, was die Menschen machen, besser sei, als das, was unser Herr Gott gemacht hat.

Fröhlich. Der Beweis ist gut genug.

Erdmann. Und der Pfarrer, der ein gelehrter, kluger und guter Mann ist, sagt, alles Böse sei in den Städten ausgeheckt worden, und weiß davon sehr viel zu erzählen. Doch das mag wohl daher kommen, weil dort so viele und so viel müßige Menschen beisammen sind, die vor Angst Alle nicht wissen, was sie anfangen sollen. Ich will damit nur so viel sagen, Herr Fröhlich, daß das Landleben für Gesundheit, Wohlbefinden, Vergnügen und Zufriedenheit dem Leben in der Stadt weit vorzuziehen sei.

Fröhlich. Aber der Winter, Erdmann, der Winter!

Erdmann. Der Winter ist herrlich, wenn es ein guter Winter ist; und der schlimme ist eben nicht schlimmer bei uns, als

bei Ihnen dort zwischen den großen Mauern. Wer nichts zu thun hat, oder nichts thun will, dem wird die Zeit lang, der hat jämmerliche Langeweile; aber der Arbeiter weiß davon nichts. Da wird gedroschen, geworfelt, gefegt, aufgehoben, gezimmert am Geräthe; da wird Schnee geschaufelt; da werden Bäume geputzt, wenn es Zeit ist; auf der Tenne singt man, vor dem Thor ist man lustig. Den Abend spinnen, nähen oder stricken die Weiber, und wir schnitzen Rechen oder Tennegabeln, erzählen vom Krieg und Frieden, oder lesen in dem großen Historienbuche vom Prinzen Eugen und vom General Tilly: oder wir braten Kartoffeln, lesen Erbsen und spielen mit den Kindern. Glauben Sie, Herr, wer nicht zuweilen mit den Kindern spielen kann, der ist noch nicht geworden wie die Kinder; der wird also schwerlich in das Himmelreich kommen, wie in der Bibel steht. Sie sollten meine Jungen sehen, wie sie mir vor dem Thor entgegenschießen, wenn ich des Abends von der Arbeit zurückkomme!

> Herr, da blitzt Freude vom Gesicht!
> Wenn sie mir froh entgegenschwärmen,
> Und laut und hoch vor Jubel lärmen;
> Da tauscht' ich mit dem Fürsten nicht.

Fröhlich. Guter, glücklicher Mann!

Erdmann. Das bin ich, Herr; beides bin ich: und ich wünsche das allen Menschen. Ich hoffe, meine Kinder sollen das einst auch seyn; und ich werde es dann als ein alter Graukopf noch mehr seyn, wenn ich es sehe und mich darüber freue.

Fröhlich. Ich muß Euch öfter besuchen, wenn Ihr müßige Stunden habt.

Erdmann. Das thun Sie. Des Tages sind bei uns nun wohl der müßigen Stunden sehr wenig. Aber kommen Sie des Abends, so lange Sie hier sind, so oft Sie wollen. Sie werden uns nicht stören und uns Allen willkommen seyn. Da können Sie

mit Kartoffeln braten und in dem großen Historienbuche lesen. Vor allen Dingen aber gehen Sie nur recht oft in den Feldern herum; das stärkt Leib und Seele; wenn Sie auch dann und wann etwas naß werden, das thut doch wohl, wenn man sich nur in Acht nimmt und in Bewegung bleibt. Ich versichere Sie, das thut recht wohl.

Fröhlich. Ich werde Euerm Rathe folgen. Ich habe auch schon selbst Lust dazu, weil ich spüre, daß nichts besser ist.

Erdmann. Das thun Sie. Gott segne nun das Land! Und da doch auch nun Städte seyn müssen, so soll es auch den Städten wohl gehen. Aber glauben Sie nur, wo das Land nicht gedeihet, da gehen auch die Städte bald zu Grunde.

Betrachtung über Tod und Zukunft.

Es ist kein Zweifel, Gott hat uns alle zur Glückseligkeit bestimmt; denn die ewige Güte kann nur das Heil aller ihrer Geschöpfe wollen. Wir sollen glücklich seyn in diesem irdischen Leben. Aber wir leben nicht lange. Unser Leben währt siebenzig Jahr, wenns hoch kommt, achtzig: und die meisten Menschen sterben wohl vor dieser Zeit. Der Tod ist allen Menschen gemein, dem König wie dem Bettler. Heute blühet mancher in voller Jugendkraft, und morgen hat ihn vielleicht ein Zufall auf die Bahre gelegt. Hört unser Glück dann auf? Hören wir selbst auf? Wie unglücklich wäre derjenige, der dieses glauben könnte! Jetzt hat der Tod bloß eine traurige Gestalt, weil wir uns trennen müssen von Vielem, was uns hier billig lieb und werth ist; aber dann würde er schrecklich, würde er entsetzlich seyn! Welcher unselige Gedanke: Zerstörung, Vernichtung ohne Hoffnung in Ewigkeit! Nur der

Unbesonnene kann ihn mit Gleichgültigkeit denken; und nur der grenzenlos Elende oder der Bösewicht kann ihn wünschen. Aber nein; so unglücklich und trostlos soll der Tugendhafte und Fromme nicht seyn, daß er aufhören sollte zu seyn, daß er nicht seinen großen Lohn in einem andern Leben, für alle seine Mühseligkeiten und Leiden, für alle seine Geduld und Standhaftigkeit im Guten einst erhalten sollte: und so glücklich soll der Bösewicht, der Spötter, der Ruchlose nicht werden, daß er vernichtet würde, daß er nicht für alle seine Bubenstücke, Unterdrückungen, Grausamkeiten und Schandthaten bekommen sollte, was sie werth sind. Wir werden leben, alle leben, um zu haben, was wir verdienen; denn Gott ist nur Weisheit und Güte und Gerechtigkeit. Wer wollte den ewigen Schöpfer lästern und sagen, er habe Geschöpfe gemacht, um sie auf dem halben Wege ihres Daseyns ohne Absicht wieder zu zerstören? Das wäre ein Widerspruch, und Widersprüche sind nicht in Gott. Die Zwecke der Gottheit sind, daß Alles so vollkommen und so glücklich werden soll, als es seiner Natur nach werden kann. Der Mensch wird hier nicht so vollkommen, so gut, so weise und so glücklich, als er wünscht, als er in sich Trieb und Muth und Kräfte fühlt. Sollte der Unendliche, die unerschöpfliche Quelle der Seligkeit, sein Schöpfer und Vater, ihm diesen Wunsch versagen, diese Kräfte umsonst gegeben haben? Unser Geist dürstet nach Weisheit, nach Wirkung und Fortdauer; unser ganzes Wesen zittert zurück vor dem Gedanken, daß es ewige Nacht werden solle. Würde Gott dem Geiste Durst gegeben haben, der nicht gelöscht werden sollte? Würde Gott den Gedanken, die Aussicht der Ewigkeit der Seele vorgehalten haben, um sie durch den Anblick der Vernichtung nur desto entsetzlicher zu quälen? Niemand denke dieses von der ewigen Liebe. Wir können Gott denken, der ewig ist; wir dauern also fort mit ihm, der uns diesen Gedanken gegeben hat und nicht nehmen wird.

Alle Völker der Erde, wilde und gesittete, rohe und gebildete,

unwissende und erleuchtete, haben ohne Ausnahme alle den Begriff und die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode, dunkler oder deutlicher, ungewisser oder fester. Keiner einzigen Nation mangelt es gänzlich an allen Bildern und Vorstellungen eines künftigen Lebens; so verschieden und thöricht auch zuweilen dieselben sind. Was allgemein, ohne Ausnahme allgemein in der Seele des Menschen ist, muß einen Grund der Wahrheit haben. Wir werden fortdauern; wir werden leben. Unsere Weisheit wird sich vermehren, unsere Kräfte werden steigen, unsere Glückseligkeit wird wachsen und sich befestigen in Ewigkeit. Dort wird Gott endlich ganz ordnen, was recht ist, und jeden dahin setzen, wozu er sich hier geschickt gemacht hat. Jeder hatte freien Willen und Vernunft, diesen Willen zu lenken: jeder wird also dort seyn, wie er sich hier bereitete. Der Gute empfängt für sein Gutes Heil; der Böse für seine Bosheit Züchtigung: jener wird getröstet, dieser gepeiniget; beide, wie sie verdienten und selbst wählten. Man zweifle nicht über die Möglichkeit, grüble nicht über die Art und Weise. Was ist dem Höchsten unmöglich, der die Welten mit einem Hauche aus dem Nichts rief! Die Natur hat schon hier manche Beispiele, die Vorbilder und Ermunterung zur schönsten Hoffnung seyn können. Die Blume stirbt den Herbst, und geht den Frühling mit neuem Schmucke verschönert aus dem Schooße der Erde hervor. Das Saamenkorn scheint todt, und erwacht bald zum Leben und bringt vielfache Früchte. Die Raupe wickelt sich in ihr Gespinnst, scheint im Staube verloren zu seyn und kommt als ein bunter Sommervogel wieder ans Licht, der seine glänzenden Farben in der Sonne spiegelt. Alles stirbt und lebt auf. Der Tod ist nur Uebergang aus einer Art des Lebens in eine andere. So auch mit uns. Wir werden sterben, das heißt, wir werden hinübergehen zu dem Leben jenseits des Grabes, wo Gott geben wird jedem nach seinen Gesinnungen und Handlungen. Wie ruhig und getrost darf also der Tugendhafte dem Tode entgegen sehen! Wie heiter und zufrieden in

das Grab hinabblicken, das für ihn eine Thür in eine bessere Welt ist! Der Leib kehrt zurück in den Staub, aus dem er genommen ist; aber die unsterbliche Seele steigt auf zu dem Ursprung ihres Wesens, zu Gott, ihrem Schöpfer, dem Vater und Geber aller Seligkeit. Wenn diese Hoffnung der Böse nicht hat, so ist das seine eigene Schuld: warum ist er böse. Nur die Guten haben Frieden im Herzen. Für die Bösen ist die Botschaft des Todes eine Forderung vor den Richter, welcher Herzen und Nieren prüfet, welcher recht richtet und unbestechlich belohnt und bestraft. Dann ergeift sie freilich Zittern und Beben, und sie möchten lieber nicht mehr seyn, als unter Angst und Qual ihrer entsetzlichen Zukunft entgegen sehen. Das Ende des Guten ist ruhiges Hinschlummern; der Tod des Ruchlosen ist Folter und Verzweiflung. Und wenn auch das Gewissen hier nicht einmal erwacht, so wird es dort mit Schrecken erwachen, wenn die Stimme Gottes spricht: Gieb Rechnung von deinem Leben!

Geht hin zu den Gräbern, ihr Menschen, und untersucht dort euer Innerstes! Denkt, bald, vielleicht sehr bald wird auch über euern Hügeln Moos wachsen, und wenn euere Seele ruhig bleibt bei dem Gedanken des Todes, des Gerichts und der Ewigkeit, so steht es wohl: aber wenn es euch bange wird ums Herz, wenn Angst sich euer bemächtiget; so verachtet nicht die Stimme in euch: sie ist eine Warnerin noch zur rechten Zeit; sie kann euch noch zu Ruhe und Freude führen. Ein Todtenschädel ist ein rührender Prediger für diejenigen, die ihn hören wollen. Am Grabe bleibt Alles zurück; Jugend, Schönheit, Stärke, Ansehen, Rang, Gold, Vermögen; nur seine Werke folgen dem Menschen nach. Am Grabe wird selbst die Welt gerecht, und lobt nur, was Lob verdient. Jenseit des Grabes fängt ein neues Daseyn an; wohl dem, der froh hinüberblicken kann. Alles in uns und um uns wünscht und harret, daß es so seyn wird: die Vernunft giebt Hoffnung und die Religion giebt Gewißheit. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, spricht mit

inniger, freudiger Ruhe der Christ, der in das Grab hinab sieht. Man frage nicht, wo werden alle die unendlichen Millionen Geschöpfe seyn, die gelebt haben und leben und leben werden? Sind nicht alle Himmel des Herrn? Streckt er nicht seine Hand ins Unermeßliche? Kann nicht jeder Stern ein Wohnplatz seyn? Und wir zählen ihrer tausende und tausende, und sind kaum am Rande, und jeder ist vielleicht tausendmal größer als unsere Erde! Wer schränkt den Allmächtigen ein; wer will den Allweisen Ordnung lehren? „In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen," sagt der göttliche Lehrer.

Wie wird Gott belohnen? Es hats kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, es ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Es wird Entzückung seyn, mit erhöheten Kräften unter den vollendeten Geistern, unter Engeln und Cherubim die großen Werke Gottes zu schauen, mehr dann mit einem Blicke zu fassen, als wir hier unser ganzes Leben entdecken konnten; den Herrn mit reinen, himmlischen Harmonien zu loben, gegen welche unsere irdischen Lobgesänge nur Stammeln waren. Die Guten werden sich freuen mit den Guten und der Herr wird mit ihnen seyn; Kummer und Klagen werden verstummen und nur die Lieder des Dankes werden gehört werden. Die Frommen werden Gott schauen. Wer kann wissen, welche Beschäftigung der Schöpfer den Seligen in der Ewigkeit anweiset? Aber ihre Arbeit wird Lust und Vergnügen, ihre Thaten werden Lob Gottes und ihr ganzes Leben Glückseligkeit und Ruhm seyn. Die Bösen werden leiden mit den Bösen und durch die Bösen. Wenn die Tugendhaften schon unter sich den Himmel haben, müssen es die Bösen sich unter einander nicht zur Hölle machen? Einer beneidet den Andern, haßt den Andern, quält den Andern, peiniget ihn, sucht sein Verderben: Alle hassen Alle, und jeder ist dem Andern ein Teufel. Muß es da nicht Hölle seyn? Und wenn der Schöpfer zu ihrer Züchtigung noch einen Ort bestimmt, der leer an Freuden und Genuß,

leer an Trost und Hoffnung ist, wo Gott selbst nicht mehr gegenwärtig zu seyn scheint, wo nur boshafte und schadenfrohe Geister einander zur Folter sind: ist es da nicht wirklich Hölle? Es kommt nicht auf den Namen, es kommt auf die Sache an. Es wird also wirklich Himmel und Hölle seyn; die Vorstellungen davon müssen nur vernünftig seyn, wie sie es seyn können und seyn sollen. Die Spötter, welche spotten, zeigen den Leichtsinn und die Bosheit ihres Herzens und die Schwäche ihres Verstandes.

Wir wollen also nicht erschrecken vor dem Gedanken des Todes. Er ist keine Vernichtung; er ist der Bote des Friedens in das Reich des Friedens. Wir wollen nicht ängstlich trauern über den Abschied von den Geliebten; sie folgen uns nach und wir sehen sie dort verklärt wieder, wenn sie unser und ihrer eigenen Bestimmung nicht unwürdig waren. Alles Uebrige ist irdisch und vergeht und ist unserer Thränen nicht werth. Wer mit seiner Seele noch unauflöslich fest an dem Irdischen hänget, ist noch nicht gut, noch nicht das, was er seyn kann und seyn soll. Dieses Leben ist nur Vorbereitung zum künftigen wahren, beständigen Leben: die Vorbereitung ist zwar wichtig; aber sie ist nicht die Sache selbst. Nach einer Prüfung kurzer Tage erwartet uns die Ewigkeit. Dort, dort verwandelt sich die Klage in göttliche Zufriedenheit. Hier übt die Tugend ihren Fleiß, und jene Welt reicht ihr den Preis. Wir leben Alle, um zu sterben; und nur derjenige hat wohl gelebt, welcher wirklich wohl stirbt. Wer wollte sich eine ewige Fortdauer in dieser Welt wünschen, welche Schwachheit und Unvollkommenheit, Leichtsinn, Thorheit und Bosheit gegen Gottes Absicht oft zur Wohnung des Kummers und Elends macht: hier, wo die Tugend öfters leidet, das Laster öfters glücklich ist; wo man die Glücklichen beneidet und der Bekümmerten vergißt; wer wollte in diesem Sitz der Angst, der Schmerzen und der Ungerechtigkeit ohne Ende zu leben wünschen! Nein, unser Geist soll hinüberfliegen in das wahre Vaterland, in das Land der Freiheit und der Tugend, der Weisheit und der Glückseligkeit.

Diese Aussicht soll uns leiten im Glück, und uns schon hier den Genuß dieses Lebens erhöhen; diese Aussicht soll uns warnen, wenn wir in Gefahr sind, zu straucheln an den Klippen der Leidenschaft; diese Aussicht soll uns trösten, wenn wir hier auf der Erde unter Kummer und Angst kämpfen.

Selig, wer mit Ruhe dorthin blicket,
Wo die Tugend ihren Kranz erhält,
Wo vor Gottes Herrlichkeit entzücket
Der Verklärte dankend niederfällt;
Selig, wessen Herz sich freudig hebet,
Wenn sein Auge sich gen Himmel lenkt,
Welcher kindlich hofft, nicht knechtisch bebet,
Wenn er an den Weltenrichter denkt.

Aus dem Grabe schaut er auf zum Throne
Seines Vaters, der ihn stets geliebt,
Der den Duldern dort zum großen Lohne
Frieden, Heil und ewges Leben giebt.
Lächelnd siehet er den Boten kommen,
Der ihn tröstet, wenn er Andern droht:
Ihm wird mehr gegeben, als genommen,
Und des Lebens Anfang ist der Tod.

Leben werd' ich, selig seyn dort oben;
Spricht er still, und faltet seine Hand.
Wo den Herrn die Morgensterne loben,
Dort ist meiner Seele Vaterland.
Was ist diese Welt mit ihren Schätzen
Gegen jenes Glück, das Gott verspricht!
Himmlisch wird der Himmel uns ergötzen;
Hier begreift es unser Geist noch nicht.

Träume sind die Thränen, die ich weinte;
Hier am Sarge giebt der Glaube Muth.
Reicht mir herzlich eure Hände, Freunde;
Tröstet euch und bleibet fromm und gut.
Eure Namen sind dort eingeschrieben;
Lebt, daß sie im Buch des Lebens stehn!
Weinet nicht so traurig, meine Lieben;
Gute Nacht, bis wir uns wiedersehn.

Bruchstück einer Predigt,

gehalten in Knauthain.

— — — — Unserm Gedächtnisse stellen sich die Jahre unserer Kindheit mit doppeltem Vergnügen dar. Gedenken wir nicht der Stunde mit neuer Freude, wo wir als Knaben lernbegierig in die Schule wandelten, und da die ersten Grundsätze der Rechtschaffenheit, der Religion und der christlichen Wahrheiten hörten? Jede Stufe des Lebens bringt mit jeder Veränderung des Jahres dem Tugendhaften nur Gelegenheit, sich zu freuen und die Vaterliebe seines Schöpfers zu preisen. Das Spiel des Knaben und die ernstvolle Versammlung der Alten sind gleich große Wohlthaten für beide. Der blumenreiche Frühling und der beeiste Winter laden Jünglinge und Greise, jeden zu ihren besondern Geschenken ein; und Sommer und Herbst, mit Früchten und Segen beladen, rufen mit lauter Stimme zu ihrem Vorrath. Arbeit ist Wohlthat und Schweiß ist Segen, und unglücklich und bedauernswürdig wäre der, welcher wünschen könnte, ohne Geschäfte zu seyn. Ihn würden gesunde Speisen ekeln, und die balsamische Ruhe würde von seinen Augenliedern entfliehen. Wenn des Landmanns nerviger Arm die Mühe des Tages besiegt, wenn seine Arbeit verrichtet, sein Werk vollendet ist und seine Erholungsstunde sich nahet, fühlt gewiß kein Fürst im Palaste so angenehm, so süß, was Ruhe und Schlummer ist, als er auf seiner Rasenbank. Dann genießet er sein ländliches Mahl mit mehr Heiterkeit und Geschmack, als jener seine herrlichen,

köstlichen Gerichte und fremden Getränke. Ein Jeder frage in seiner Lage seine Seele und sein Gewissen: waren nicht der Freuden viel, unendlich viel, die er in jedem Zeitpunkte seines Lebens genossen? Und ein Jeder wird freilich gestehen: deine Gnade reicht, so weit der Himmel ist, und deine Barmherzigkeit, so weit die Wolken gehen. Und diese Wohlthaten, diese Freuden, waren sie unser? War's unsere eigene Macht, die sie uns verschaffte? Waren sie unser Verdienst? Oder hatten wir selbst nur die Kraft, die Fähigkeit, sie zu schmecken und zu empfinden? Kühner, verwegener Gedanke eines Menschen, der Erde und Staub und ein Wurm vor dem Schöpfer ist! Gottes Hand überschüttet uns mit Gütern, wie mit einem Strom; seine Milde streute über unsre Fluren Segen und Wohlthat: sie gab uns Stärke, diese Geschenke als Geschenke zu genießen; sie schuf uns alle Vortheile des geselligen Lebens, die Glückseligkeit der Freundschaft und jeder angenehmen Verbindung. Durch sie leben und weben und sind wir; und wo ist der Undankbare, den dieses nicht mit frohem Entzücken erfüllen, nicht zu einer lebhaften, gerührten Ergebung zu Gott, zu einer tiefen Erkenntlichkeit gegen die belebende Güte des Allvaters auffordern sollte? Meine Freunde! laßt uns das genossene Glück durch die wiederholte dankbare Erinnerung noch ein Mal genießen! Laßt uns in herrlichen Lobgesängen die Größe des Gebers, seine Erhabenheit, seine Gnade und Vorsehung preisen und fest hoffen, daß der, dessen Zärtlichkeit für seine Kinder bisher die Pfade unsers Lebens hoch, liebreich mit Blumen bestreute, auch in Zukunft Freuden die Fülle und reiche Güter in seinem Schooß für uns haben werde. Dieß ist unsere Pflicht, dieß ist unser Vortheil. Aber nicht immer schien die Sonne, nicht immer wandelten wir im Frühlinge und nicht immer schwebten Ruhe und Zufriedenheit und stille Glückseligkeit um unser Haupt. Oft thürmte sich ein Wetter um unsern Scheitel, und drohte einen fürchterlichen Ausbruch. Wir standen voll Angst und banger Erwartung; niedergeschlagen und mut[illegible] Blick,

nach Rettung gerichtet. Trauer und Betrübniß bemächtigte sich unserer Seele. Die Hand des Schicksals lag schwer auf uns, und fast erlag unser zagendes Herz unter seiner harten Last, fast erdrückte uns die Schwere. Ein Strahl der Hoffnung hielt uns noch aufrecht; nur noch das anhaltende Vertrauen auf die Vorsehung und ihre weise Schickung schützte uns vor Murren und Verzweiflung. Unsere Augen sahen keine Aussicht, unsere Klugheit keine Mittel, unsere Standhaftigkeit keine Stütze. Wir glaubten verloren zu seyn, als nach Furcht und Beben, gleich der Morgenröthe nach einer Gewitternacht, der Vorsicht Wege sich öffneten. Wer von uns hat nicht schon sein Theil Leiden getragen? Diesen warf eine harte Krankheit auf sein Lager; er seufzte trostlos nach Arznei und Rettung; kraftlos hingen seine matten Glieder wie eine Last an seinem Körper; langwieriger Schmerz schlich sich durch seine innersten Adern; Todtenblässe umzog sein Antlitz und das Grab öffnete schon seinen gierigen Schlund, seine gehoffte Beute zu verzehren. Da kam die Hand des Herrn und heilete den Geschlagenen, zog ihn zurück aus den Armen des Todes. Jenen drückte der Mangel, und Armuth hatte sich um seine zerfallene Hütte gelagert, Hunger und Blöße schienen ihm und seiner Familie zu drohen; aber die Huld des ewigen Erbarmers schüttete aus ihrem Reichthum Segen und Sättigung über ihn und machte ihn froh, da seine Seele nicht hoffte. Diesen verfolgten seine Feinde und suchten mit Macht und Unterdrückung, mit List und Ränken, ihn zu Boden zu stoßen; aber Gottes Rechte hielt ihn fest, stellte ihn wie auf einen Fels und schützte seine Unschuld zum Spott seiner Verfolger. Wer von uns mußte nicht bei mannichfaltigen Fällen bekennen: Herr, deine Hand errettete mein Leben, und dann ausrufen: darum danket dir meine Seele! Gott bleibt immer Vater, gleich gütig und weise, wenn er seine Kinder erfreut und wenn er sie durch die Proben der Leiden prüft. Er weiß unser Bestes und wünscht unser Glück, und mit

Gelassenheit müssen wir uns unter seinen Willen beugen und ihn dankbar verehren. Aber waren nicht viele Leiden, viele Trübsale eine unfehlbare Folge unserer Fehler und unserer Unachtsamkeit? Stürzten nicht oft Leichtsinn und Leidenschaft uns in Umstände, die die gefährlichsten Wirkungen für unser ganzes Glück haben konnten? Manche, sehr Viele wird ihr Gewissen zwingen, ein ähnliches Bekenntniß abzulegen. Waren dieß nicht Leiden, die wir verdient hatten? Wenn es also unsere Pflicht ist, der Vorsicht den reinsten Dank zu opfern, die uns aus dieser Angst befreite, so ist es auch unsere Pflicht, unser jetziges Verhalten genau zu untersuchen, von vergangenen Fehlern Klugheit und von ehemaliger Thorheit Weisheit zu lernen, die uns fähig machen, künftige Irrwege zu vermeiden und vielen Gefahren, die dieselben begleiten, zu entgehen. Wenn wir aber das Schicksal verflossener Tage mit dankbarer Segnung der Seele wieder darstellen, wenn wir darin allezeit die Weisheit entdecken, wenn wir bei jeder Gelegenheit bekennen müssen, der Herr hat Alles wohl gemacht, so wird uns diese Betrachtung zu einem desto festern Vertrauen auf die Zukunft erheben und uns der Ungewißheit unsers Glücks oder Unglücks mit ruhigem Herzen entgegen sehen lassen. Der Gott, denkt dann der Geist, der die Tage des Menschen nach seinem Wohlgefallen abzählt, dessen Hand mich bisher beständig die besten Wege nach seiner Weisheit geführt hat, der mein Vater noch war, auch wenn ich fehlte, der mich zurückzog, wenn der Betrug meiner Leidenschaft mich tief auf die Pfade des Irrthums geführt hatte, der Gott wird auch ferner mit seiner Weisheit mein Loos mir bestimmen und als Vater für das Glück seines Kindes sorgen. — Und mit welcher Empfindung stehe ich heute hier an dieser heiligen Stelle, vor der Versammlung des Herrn, vor dem Angesicht seiner Majestät! Meine Gefühle drängen sich in diesem Augenblicke zusammen, und füllen meine Seele mit gerührtem Dank. Meine Kindheit, meine Knabenjahre, meine grüne Jugend,

jeder Auftritt derselben schwebt mit neuer, lebhafter Erinnerung vor meinem Geiste. Jenes Schulhaus, wo ich die ersten Begriffe von Tugend und Religion hörte und anfing, mich zum künftigen Menschen und Christen zu bilden, jenes Chor, wo meine schwache Zunge mit in die Lobgesänge der Gemeine, dem Herrn ein angenehmes Opfer stammelte; diese Stelle, auf welcher ich als Knabe die eingesammelten Lehren in öffentlichen Prüfungen bekannte; von der aus reiner Quelle der Offenbarung heilsame Schätze in mein junges Herz sich ergossen; jener Altar, an dem ich den Bund der Bruderliebe schwor; die ganze Gegend, wo meine Jugend in unschuldigen Freuden hinschwand: Alles, Alles, die ganze Vergangenheit steht vor mir und fordert mich auf, mit Dank durchdrungener Seele das Bekenntniß zu thun: Herr, deine Wohlthaten sind ohne Maaß. Dieser Ort ist mir heilig, diese Versammlung ehrwürdig. Ich sehe hier die Gefährten meiner frühesten Jahre, meine ersten Schulfreunde, die ganze Gemeine, vor der ich als Knabe stand, die Lehrer meiner Jugend, und auch ihn, den großmüthigen Menschenfreund, von dessen Güte Viele, von dessen Gnade besonders auch ich die ersten Aufmunterungen eines jugendlichen Fleißes erhalten habe, dessen wohlthätige, dessen edelmüthige Theilnehmung meinem Loose eine Wendung gab, die mich der angenehmsten Zukunft entgegensehen ließ. Freude, Ehrfurcht und Dankbarkeit durchströmen heute feierlich meine Brust und erheben sie zum Throne des Allmächtigen. Vereiniget euren Dank mit dem meinigen, meine Theuren, und singt Lob dem Höchsten, dessen allweise und unveränderte Regierung die Begebenheiten der Welt und eines jeden ihrer Bürger ordnet und lenket, der mit tausendfältigem Segen das Leben seiner geliebten Kinder beglückt, und der auch dann noch Wohlthäter ist, wenn die Rathschlüsse seiner Allwissenheit erfordern, sie durch Widerwärtigkeiten und Leiden zu prüfen. Vereiniget euer Lob, euer Gebet mit dem meinigen!

O Gott, vor dem sich Erd' und Himmel beugt,
Dem sich in seiner Majestät
Der Cherub mit verdecktem Antlitz neigt,
Und tief anbetend vor dir steht,
O Gott, auch wir Geschöpfe deiner Hand,
Von Staube, Staub vor dir, ein Nichts,
Sehn hoffnungsvoll nach unserm Vaterland,
Nach deinen Wohnungen des Lichts.
Du wiegst nach deiner Weisheit festem Rath
Das Schicksal deiner Kinder ab,
Und blickst auf sie, o Vater, früh und spat
Voll Treu und Zärtlichkeit herab.
Laß uns den weisen Schlüssen deiner Huld
Voll Gottergebenheit vertraun,
Im Glück mit Dank, im Unglück mit Geduld
Und mit Anbetung auf dich schaun! Amen!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

